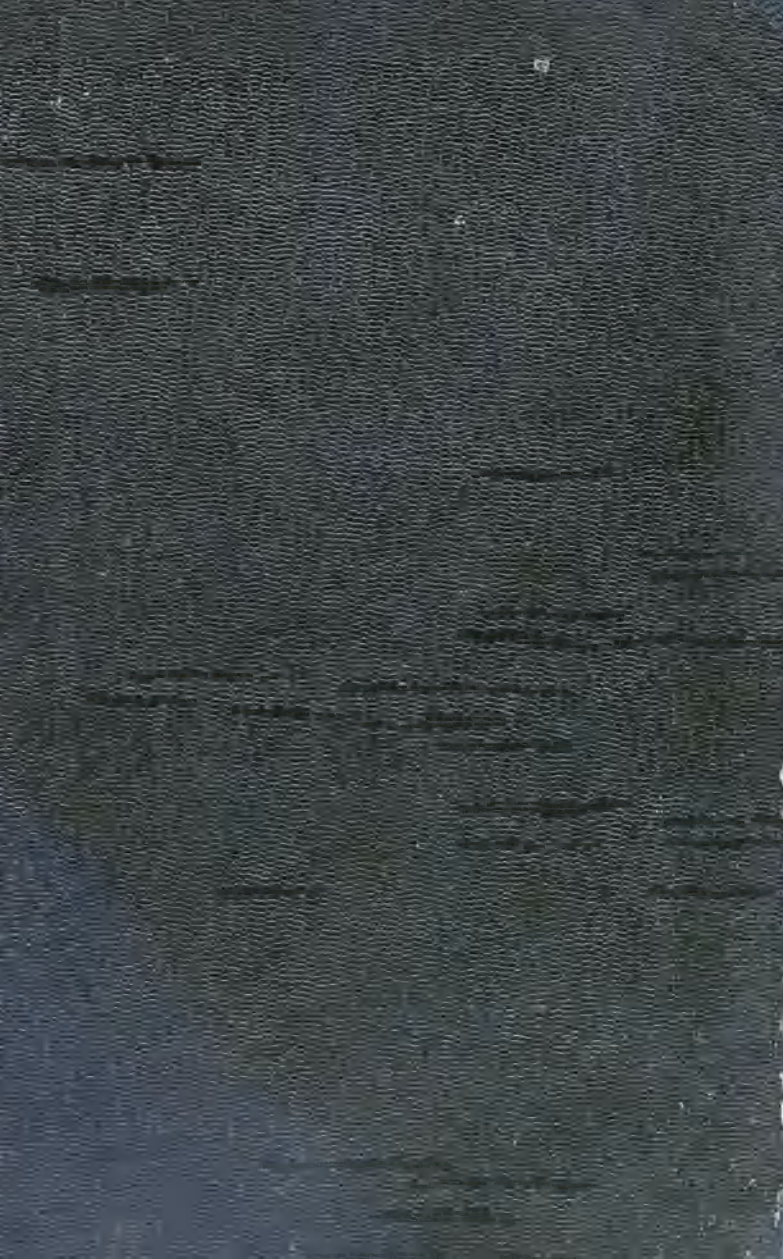




A 16489

1833

Nachlass des Reichs-Grafen
Hans von Oppersdorff

12 Oct.

1877.

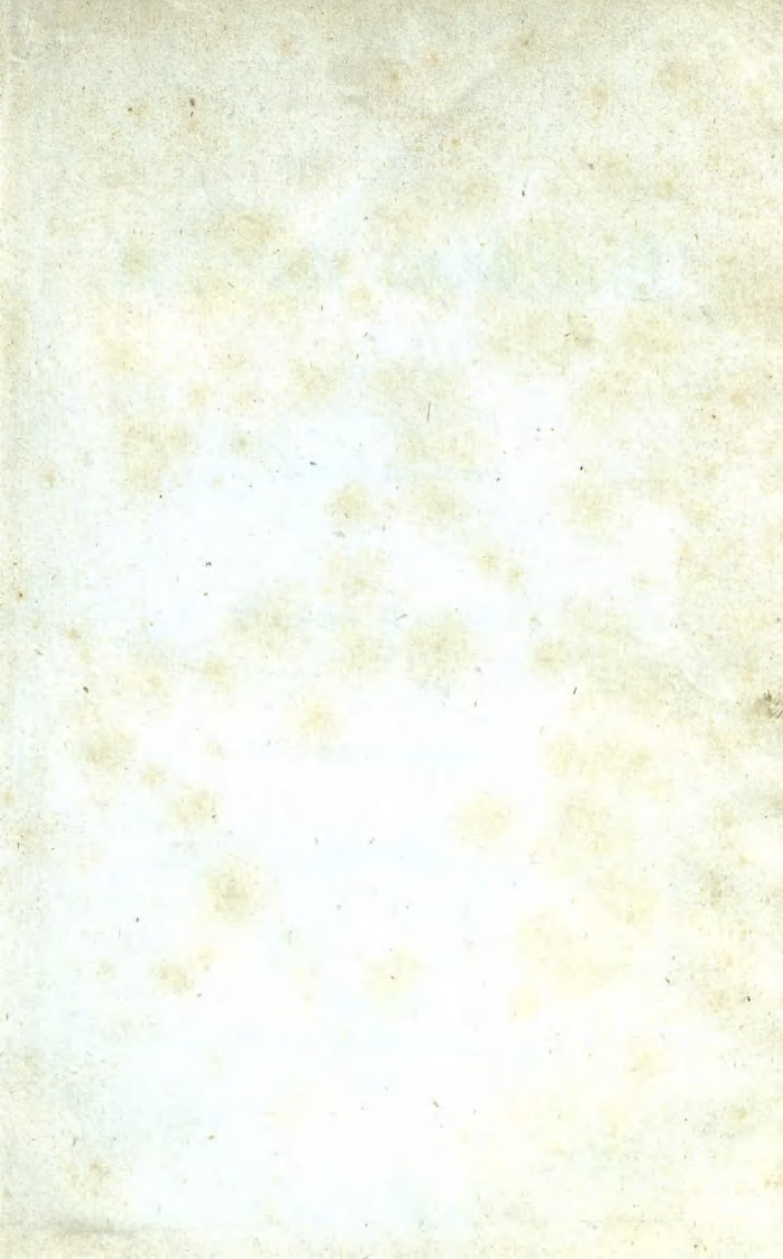


Glogauische Majorats-Bibliothek.

I. Schöne Litteratur.

Abb. 2. b. No. 90.

Lauf: No. 1833.





Die
verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von C. Hirzel.
1864.



Die
verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freitag.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1864.

32 14776

402 888 I

A 16489

Theil 2.

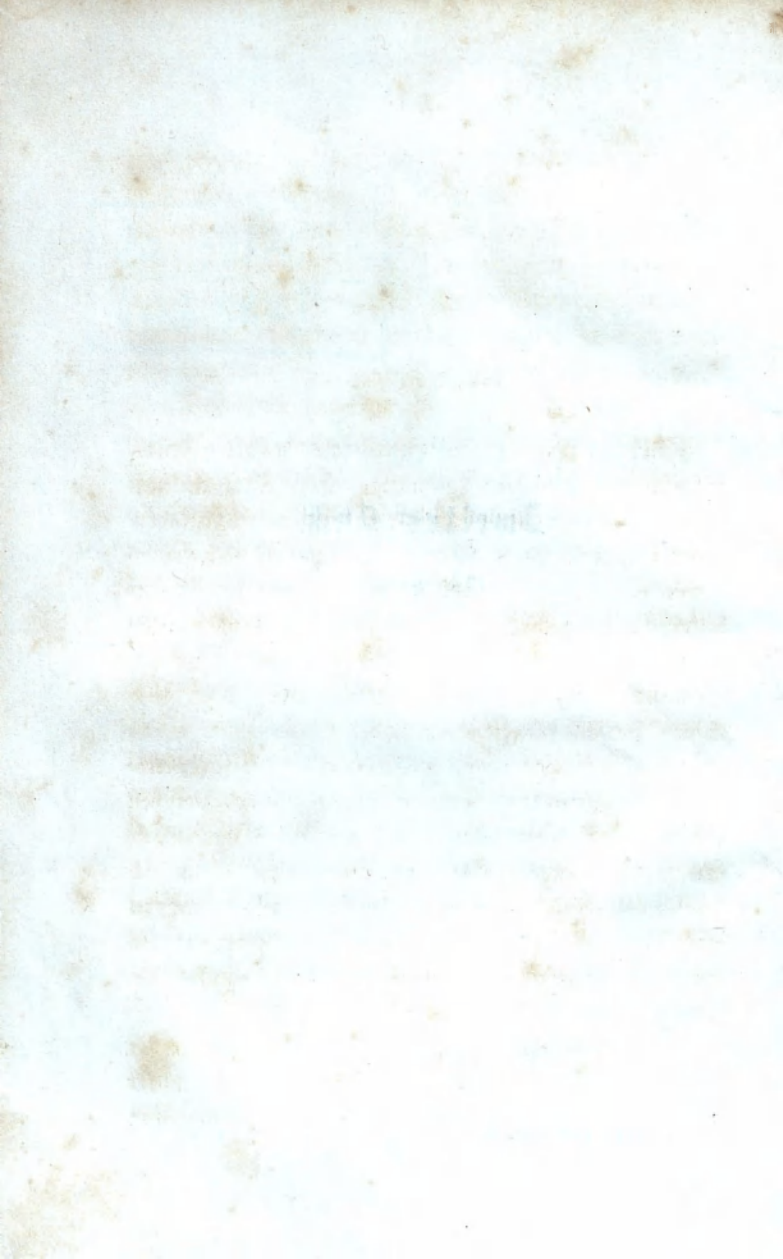


5 /

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Zweites Buch.

(Fortsetzung.)



Herr Hummel als Falsarius.

In den Häusern der Parkstraße waltete Friede, Duldsamkeit, heimliche Hoffnung. Seit Mses Ankunft schien der alte Streit abgethan, das Kriegsbeil begraben. Zwar Hummels Hund knurrte und schnappte nach Hahns Rake, und wurde von ihr geohrfeigt, und der Markthelfer Rothe von A. E. Hahn schlug im Ruchengarten vor dem Schließer der Fabrik von H. Hummel auf den Tisch und erklärte ihm seine Verachtung. Aber diese kleinen Vorfälle glichen unschädlichen Wasserblasen, welche an der Stätte aufstiegen, wo einst ein strudelnder Abgrund von Feindschaft gewesen war, das Leben zwischen den beiden Häusern floß dahin wie ein klarer Bach, und Vergißmeinnicht wuchs an seinem Ufer. Wenn ein menschenfeindlicher Zauber in den Boden gesteckt war, zu jener Zeit, wo Frau Knips allein darauf herrschte, so schien er jetzt durch weibliche Beschwörung gänzlich beseitigt.

An einem Morgen, kurz vor der Messe, stellte der Markthelfer einer Buchhandlung einen Stoß neuer Bücher auf den Schreibtisch des Doctors. Es waren

die Freie exemplare des ersten größeren Werkes, das er geschrieben. Fritz schlug die ersten Seiten auf, sah einen Augenblick im stillen Genuß auf den Titel, noch einmal flog die Hauptsache des Inhalts durch seine Seele. Dann ergriff er schnell die Feder, schrieb in das Exemplar einige herzliche Worte und trug es zu seinen Eltern hinab.

Das Buch handelte, um in der Weise Gabriels zu sprechen, von den alten Indern, sowie von den alten Deutschen, es besprach das Leben unserer Vorfahren, vor der Zeit, in welcher diese den verständigen Entschluß faßten, auf dem Bloßsberg artige Brockenstränse zu binden und sich im Vater Rhein ihre Trinkhörner auszuspielen. Es war ein sehr gelehrtes Buch, und es enthüllte, so weit der Verfasser sich nicht geirrt hatte, viele geheime Tiefen der Urzeit.

Vater und Mutter, denen Fritz das Buch heruntertrug, hatten nicht nöthig, sich durch Fremde über die Bedeutung des Werkes belehren zu lassen. Die Mutter küßte dem Sohne die Stirn und konnte ihre Rührung nicht bekämpfen, als sie seinen Namen so groß und schön gedruckt auf dem Titel sah; Herr Hahn aber nahm ihr das Buch aus den Händen und trug es in den Garten. Dort legte er es auf den Tisch des chinesischen Tempels, las mehrere Mal die Widmung und umkreiste darauf den Pavillon, immer wieder hineinsiehend, um zu beobachten, wie sich der Baustil in Verbindung mit dem Buch ausnehme. Dabei begnete auch ihm, daß

er sich einige Mal herzlich räusperte, um seiner freudigen Bewegung Herr zu werden.

Nicht geringer war die Freude im Arbeitszimmer des Professors. Dieser ging das Buch hastig vom Anfang bis zum Ende durch. „Es ist merkwürdig,“ sagte er dann vergnügt zu Ilse, „wie kühn und fest Fritz auf die Sache losgeht. Und dabei mit einer Selbstbeherrschung, die auch ich ihm nicht in dem Maaße zugetraut habe. Und Vieles darin ist mir ganz neu, mich wundert, daß er so schnell und heimlich mit der Arbeit abgeschlossen hat.“

Wie die gelehrte Welt das Buch des Doctors betrachtete, ist aus vielem gedruckten Lobe ersichtlich. Schwerer ist zu schätzen, wie es auf die Parkgasse wirkte. Herr Hummel studirte in seiner Zeitung eine ausführliche Besprechung des Werkes, nicht ohne Geräusch, er sumnte bei dem Wort Veda, und er brummte bei dem Namen Humboldt, und er pfiß durch die Zähne bei dem Lobe, welches der tiefen Gelehrsamkeit des Verfassers ertheilt wurde. Und als am Schluß Recensent sich nicht versagen konnte, im Namen der Wissenschaft dem Doctor förmlich Dank zu sagen und das Werk allen Lesern angelegentlichst zu empfehlen, verstärkte sich das Gesumm in Herrn Hummels Kopf bis zur Melodie des alten Dessauers, und er warf die Zeitung auf den Tisch. „Ich denke nicht daran, es zu kaufen,“ war alles, was er den Frauen über seine Empfindungen gönnte. Aber er sah im Laufe des Tages einige Mal nach der feindlichen

Hausecke hinüber, wo das Zimmer des Doctors lag, und dann wieder nach dem eigenen Oberstocf, als wenn er die beiden Gelehrten und ihre Behausungen gegen einander abschätzen wollte.

Als Ilse gegen Laura das Urtheil des Vatten über das Buch wiederholte, erröthete Laura ein wenig und erwiderte, ihr Köpfchen zurückwerfend: „Ich hoffe, es ist so gelehrt, daß wir nicht nöthig haben, uns damit abzugeben.“ Aber die Abneigung, sich darauf einzulassen, verhinderte sie doch nicht, einige Tage später den Professor um das Buch zu bitten, weil sie es der Mutter zeigen wolle. Bei dieser Gelegenheit wurde es in das Geheimzimmer getragen und verweilte dort längere Zeit.

Auch unter den übrigen Anwohnern der Straße wurde die Bedeutung der Familie Hahn, welche so rühmlich in die Zeitung gekommen, deren Fritz sogar im Tageblatt gepriesen war, sehr vermehrt. Die Wagschale der Volksgunst senkte sich entschieden auf Seite dieses Hauses, sogar Hummel fand zweckmäßig, sich nicht dagegen aufzulehnen, daß in seiner Familie mit kühler Anerkennung von dem Nachbarsohn gesprochen wurde. Und wenn Dorchon, wie zuweilen geschah, mit Gabriel auf der Straße zusammentraf, so wagte sie sogar für einige Augenblicke in den Hofraum der Feinde zu treten, trotz dem Geknurr des Hundes und dem düstern Blick des Hausherrn.

An einem warmen Abend des März hatte sie grade wieder im Vorbeigehen mit Gabriel Nothwendiges be-

sprochen und trippelte zierlich über die Straße nach ihrer Hausthür, während Gabriel ihr voll Bewunderung nachsah. Da trat Herr Hummel in's Freie und erhaschte den letzten Gruß und Blick Gabriels.

„Sie ist niedlich wie ein Rothschwänzchen,“ sagte Gabriel zu Herrn Hummel. Dieser schüttelte menschenfreundlich den Kopf. „Ich merke wohl, Gabriel, wie dieser Hase läuft. Und ich sage nichts, denn es würde nichts nutzen. Aber Eines will ich Ihnen als eine gute Lehre mittheilen. Sie verstehen das weibliche Geschlecht nicht zu behandeln, Sie sind nicht borstig gegen das Frauenzimmer. Als ich jung war, zitterten sie, wenn ich mein Taschentuch schwenkte, und liefen doch um mich her wie die Ameisen. Diese Nation will furchtsam sein, Sie verderben sich alles durch Freundlichkeit. Ich schätze Sie, Gabriel, und deshalb gebe ich Ihnen diesen Rath, wie man ihn gleichsam einem Freunde giebt. Sehen Sie, da ist Madame Hummel. Sie ist ziemlich kräftig, ich zwinge sie doch; wenn ich nicht brummig wäre, würde sie es sein. Da nun gebrummt werden muß, so ist mir immer plausibler, daß ich derjenige bin.“

„Jedes Thier hat seine Manier,“ versetzte Gabriel verbindlich, „ich habe kein Geschick zum Brummhör.“

„Es will gelernt sein,“ sagte Herr Hummel wohlwollend. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein schlaues Gesicht: „Dort drüben schleicht man auch schon im Garten herum, wahrscheinlich speculirt man wieder mit einem neuen Einfall, den ich zu seiner

Zeit mit dem richtigen Namen zu nennen mir unter allen Umständen vorbehalte.“ Er dämpfte seine Stimme: „Es ist bereits etwas Anonymes abgeladen und in den Garten geschafft.“ — Und ärgerlich über seine eigne Vorsicht fuhr er fort: „Glauben Sie mir, Gabriel, durch das viele Erzeugen von Kindern wird die Welt feig, die Menschen werden so zusammen gedrängt, daß die Freiheit aufhört, das Leben ist eine Sklaverei vom ersten Kasten, in den man gelegt wird, bis zum letzten. Ich stehe hier auf meinem eigenen Grund und Boden. Wenn ich an dieser Stelle ein Loch graben will bis zum Mittelpunkt der Erde, kein Mensch darf mir's wehren. Und doch dürfen wir beide auf meinem freien Eigenthum nicht einmal mit gewöhnlicher Menschenstimme eine Meinung aussprechen. Warum, es könnte gehört werden und fremden Ohren mißfallen. So weit sind wir. Man ist ein Knecht seiner Nachbarn. Und nun bedenken Sie, ich habe nur Einen gegenüber, auf der andern Seite schützt mich das Wasser und die Fabrik, und ich muß doch die Wahrheit hinunterschlucken, die ich wenigstens zehn Fuß von meiner Grenze aussprechen will. Wer nun gar von allen Seiten mit Nachbarn umgeben ist, der führt ein erbärmliches Leben, er kann sich nicht einmal in seinem eigenen Garten den Kopf abschneiden, ohne daß die ganze Nachbarschaft ein Geschrei erhebt, weil ihr der Anblick nicht gefällt.“ — Er deutete mit dem Daumen nach dem Nachbarhause und fuhr vertraulich fort: „Heut sind wir verglichen worden,

die Weiber haben nicht eher geruht. Und ich versichere Sie, dort drüben fehlt die richtige Courage zum Streit. Die Sache wurde langweilig, da gab ich mich drein.“

„Es ist doch gut, daß alles wieder in Ordnung kam,“ sagte Gabriel. „Wenn die Väter im Streit leben, wie sollen die Kinder einander grüßen.“

„Warum sollen sie einander nicht auch Gesichter schneiden,“ rief Hummel ärgerlich. „Ich bin nicht für die ewigen Krize.“

„Das weiß Jedermann,“ versetzte Gabriel. „Wenn aber Fräulein Laura bei uns mit dem Doctor zusammentrifft, was ja oft geschieht, so kann sie doch nicht gegen ihn brummen.“

„Sie treffen also oft zusammen,“ wiederholte Hummel bedachtam. „Da haben Sie wieder die Ueberfüllung, man kann einander nicht aus dem Wege gehen. Nun, meiner Tochter bin ich sicher, sie ist von meiner Art, Gabriel.“

„Das weiß ich doch nicht,“ erwiderte Gabriel lachend.

„Ich versichere Sie, es ist ganz mein Kopf,“ bestätigte Hummel mit Ueberzeugung. „Was aber diesen Frieden betrifft, so freuen Sie sich nicht so sehr darüber, denn verlassen Sie sich auf mich, zwischen hier und drüben hat er keine Dauer. Wenn das Eis aufthaut und das Gartenvergnügen angeht, dann giebt's wieder Händel. Das ist hier immer so gewesen. Und ich sehe nicht ein, warum das nicht so bleiben soll, trotz Ver-

gleich und trotz Ihrer neuen Herrschaft, der ich übrigens meinen Respekt nicht vorenthalten will.“

Die Unterredung, welche sich in den Garten hineingesponnen hatte, wurde durch einen schwarzen feierlichen Mann unterbrochen, welcher einen großen Brief in bunter Hülle darbot, sich vor Herrn Hummel aufstellte und demselben für seine abwesende Tochter die Aufforderung überbrachte, Pathenstelle bei einem Kinde zu übernehmen, welches vor Kurzem geboren war, die Welt zu verengen. Gegen diese Einladung war nichts einzuwenden, die junge Mutter, Frau eines Juristen, war Laura's Freundin und eine Tochter ihrer angesehenen Pathe, es war ein alter Familienzusammenhang und Hummel nahm als Vater und Bürger das Ceremoniel der Einladung mit Würde entgegen. „Und für wen ist der Brief, den Sie noch in der Hand halten?“ frug er den Lohndiener.

„Für Herrn Doctor Hahn, welcher mit Fräulein Laura zusammen sehen soll.“

„So?“ sagte Hummel ironisch, „das geht ja mit vier Kutschpferden. Tragen Sie Ihren Brief nur dort hinüber. — Habe ich's nicht gesagt, Gabriel?“ wandte er sich zu seinem Vertrauten. „Kaum vor Gericht verglichen und auf der Stelle Gevatter, kein Mensch kann dafür stehen, daß nicht morgen der Strohmann von drüben zu mir kommt und mir Brüderschaft anbietet. Da haben Sie die Folgen der Ueberfüllung und des Christenthums. Diesmal ist gar mein armes Kind das Opfer.“

Er trug den Brief in die Stube und warf ihn vor den heimkehrenden Frauen auf den Tisch. „Das kommt von eurem Vergleich, ihr schwachen Weiber,“ rief er grollend, „hier hängen sich die Amme und die Hebamme und der Herr Gevatter an euren Hals.“

Die Frauen studirten den Brief und Laura fand rücksichtslos, daß die Frau Pathe grade den Doctor für sie zum Partner gewählt habe.

„Es ist bequem für den Pathenwagen,“ höhnte Hummel aus seiner Ecke. „Er kann in einer Fahrt Zwei abliefern. Jetzt läuft der Humboldt von drüben in weißen Glacehandschuhen bis in dieses Zimmer, um dich zur Kirche abzuholen, und ich trane ihm obendrein die Unverschämtheit zu, daß er dir den Gevattergruß schickt.“

„Wenn er es nicht thäte, so wäre es eine Beleidigung,“ versetzte die Gattin, „das muß schon der Menschen wegen geschehen, sonst giebt es ein Gerede. Dagegen dürfen wir nichts sagen, er wird ihr den Blumenkorb schicken mit den Pathenhandschuhen, und Laura sendet ihm dagegen das Taschentuch, wie es in unserer Bekanntschaft Brauch ist. Du weißt ja, daß Laura's Pathe auf so etwas hält.“

„Seine Blumen in unserm Hause, seine Handschuhe auf unsern Fingern, und unser Tuch in seiner Tasche,“ zankte der Hausherr, „das wird ja recht lustig.“

„Ich bitte dich, Hummel,“ entgegnete seine Frau unwillig, „verleide uns nicht durch dein Schelten die

Artigkeiten, die bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden sind, und hinter denen kein Mensch etwas sucht.“

„Ich danke für eure Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und an denen Niemandem etwas gelegen ist. Nichts ist mir unter den Leuten hier so unausstehlich, als ihre ewigen Artigkeiten durch die Vorderthür und ihr Krachen durch die Hinterthür.“ Er ging aus dem Zimmer und schloß die Thür nicht leise. Die Mutter aber begann: „Im Grunde hat er nichts dagegen, er will nur sein strenges Wesen behaupten. Daß du dem Doctor etwas für seinen Gebattergruß sendest, ist nicht grade nöthig, aber du bist ihm noch eine Aufmerksamkeit von dem Schäfer her schuldig.“

Und Laura versöhnte sich mit dem Gedanken, Gebatterin des Doctors zu werden, und sagte: „Ich mache mir eine Zeichnung für die Zipfel des Tuches und ich stecke sie.“

Am nächsten Morgen ging sie aus, Battist zu kaufen. Aber auch Herr Hummel ging aus. Er besuchte einen Bekannten, der Kürschner war, zog ihn vertraulich bei Seite und bestellte ein Paar Handschuhe ganz von weißem Katzenfell, mit fünf Fingern für eine kleine Hand. Und er forderte, daß an die Spitze jedes Fingers eine Katzenkrallen befestigt werde. „Es muß aber etwas Hartes sein,“ verordnete er, „von ungeborenem Kater, im Nothfall auch Säugling von Ramin, und daß mir die Krallen groß und steif herausstehen.“ Dann trat er in einen andern Laden, ließ sich bunt gedruckte Taschentücher von Baumwolle zeigen, wie man sie um

einige Groschen kauft, und wählte ein schwarz und rothes mit einem abscheulichen Portrait, das grade zu seiner Stimmung paßte. Diesen Erwerb senkte er in seine Tasche.

Der Morgen des Taustages brach an, in der Wohnung des Herrn Hummel klapperte das Plätteisen, die Mutter that noch einige letzte Nadelstiche, und Laura fuhr die Treppe geschäftig auf und ab. Unterdeß wandelte Hummel zwischen Hausthür und Fabrik, jeden Eintretenden beobachtend, Speihahn saß auf der Schwelle und knurrte, so oft ein fremder Fuß an die Hausthür rührte. „Beweise dich, Speihahn, wie du bist,“ brummte Hummel vor seinen Hund tretend, „und fahre der Zunger von drüben an den Rock; sie traut sich nicht herein, wenn du Wache hältst.“ Und der rothe Hund antwortete, indem er seinem eigenen Herrn boshaft die Zähne wies. „So ist's recht,“ sagte Hummel und setzte seinen Spaziergang fort. Endlich erschien Dorchchen in ihrer Hausthür und tänzelte, einen verhüllten Korb in der Hand, zur Treppe des Herrn Hummel. Speihahn erhob sich grummig, stieß ein heiseres Geströhn aus und seine Haare sträubten sich.

„Rufen Sie den häßlichen Hund weg, Herr Hummel,“ rief Dorchchen schnippisch, „ich habe einen Auftrag an Fräulein Laura.“

Hummel gab seinem Gesicht einen wohlwollenden Ausdruck und griff in die Tasche. „Die Frauen sind in Arbeit, mein hübsches Kind,“ sagte er, ein schweres

Geldstück herausholend, „vielleicht kann ich's bestellen.“ Die Botin war über die unerwartete Menschlichkeit des Tyrannen so betroffen, daß sie einen stummen Knix machte und das Körbchen in seine Hand gleiten ließ. „Es wird Alles auf's Beste besorgt werden,“ versicherte Herr Hummel mit einnehmendem Lächeln.

Er trug den Korb in das Haus und rief Susanne, ihn den Frauen zu bringen, darauf trat er wieder an die Thür und streichelte den Hund.

Nicht lange, und er hörte, daß die Thür der Wohnstube aufschloß und sein Name laut in den Flur gerufen wurde. Bedächtig schritt er in das Frauengemach und fand hier arge Verwüstung. Ein zierlicher Korb stand auf dem Tisch, zerstreute Blumen lagen umher und zwei kleine Pelzhandschuhe mit großen Krallen an den Fingerspitzen lagen wie abgeschlagene Taten eines Raubthiers auf dem Boden. Laura aber saß vor ihnen und schluchzte laut.

„Holla,“ rief Hummel, „gehört das auch zum Pathenvergnügen?“

„Heinrich,“ rief die Gattin heftig, „deinem Kinde ist eine Beleidigung widerfahren. Der Doctor hat gewagt, deiner Tochter dies zu senden.“

„Ei,“ rief Hummel, „Katzenspfoten, und gar mit Krallen! Warum nicht, die werden warm halten in der Kirche, du kannst den Doctor ja damit anfassen.“

„Es soll ein Scherz sein,“ rief Laura unter heißen Thränen, „weil ich ihn oben zuweilen geneckt habe.

Eine solche Unzartheit hätte ich ihm niemals zuge-
traut."

„Kennst du ihn so gut?“ frug Hummel. „Nun,
da es ein Spaß sein soll, wie du sagst, so nimm es
auch als einen Spaß. Diese Feuchtigkeit ist unnöthig.“

„Und was soll jetzt geschehen?“ rief die Mutter,
„kann sie nach dieser Beleidigung noch mit ihm Pathe
stehen?“

„Ich sollte meinen,“ versetzte Hummel ironisch.
„Diese Beleidigung ist eine Kinderei gegen andere Be-
leidigungen, gegen Hausmauern, Glockenspiel und Hun-
degist. Wenn ihr das Alles hinunterschlucken konntet,
warum nicht auch die Katzenpfoten?“

„Und sie hat ihm selbst ein Taschentuch gesäumt
und gestickt,“ rief die Mutter wieder, „und sie hatte sich
die größte Mühe gegeben noch fertig zu werden.“

„Das sende ich nicht hinüber,“ rief Laura.

„Also sie hat es selber gesäumt und gestickt,“ wie-
derholte Herr Hummel. „Es ist doch hübsch, wenn
man mit seinen Nachbarn in Freundschaft lebt. Ihr
seid ein weiches Völkchen, und ihr nehmt die Sache zu
ernsthast. Das sind ja Artigkeiten, die man nicht ver-
meiden kann, und bei denen man nichts denken soll.
So handelt doch nach euren Worten. Setzt gerade
müßt ihr das Zeug hinüberschicken, und ihr müßt euch
gegen ihn und Jedermann gar nichts merken lassen.
Behaltet die Verachtung innerlich.“

„Der Vater hat recht,“ rief Laura aufspringend,

„hinweg mit dem Tuch. Und meine Rechnung mit dem Doctor sei für immer geschlossen.“

„So ist's recht,“ bestätigte Hummel, „wo ist der Lappen? Fort damit.“

Das Tuch lag bereits auf einer Platte in feines blaues Papier geschlagen, ebenfalls von Frühlingsblumen umgeben. „Dies also ist das Gesäumte und Gestickte? wir schicken es sogleich hinüber.“ Er nahm die Platte vom Tisch und trug sie eilig in die Fabrik, von dort ging das blaue Packet mit vielen Empfehlungen für den Herrn Gevatter in das Haus der Feinde.

Frau Hahn brachte Gruß und Gabe in das Zimmer ihres Sohnes. „Ah, das ist eine liebe Aufmerksamkeit,“ rief der Doctor und betrachtete angelegentlich die Blumen.

„Es kommt ab, daß man auch den Herren etwas sendet,“ sprach die Mutter behaglich, „ich hab's immer für eine hübsche Einrichtung gehalten, man sollte an so etwas nicht rütteln.“ Neugierig entfaltete sie das Papier und sah sehr betroffen aus. Ein bedrucktes baumwollenes Taschentuch lag darin, lederartig, aus groben Fäden gewebt. Es konnte noch eine Utrappe sein, in dieser Hoffnung breitete sie es auseinander, aber nichts war daran zu sehen als ein grimmiger Kopf in den Teufelsfarben Roth und Schwarz. „Das ist kein hübscher Scherz,“ rief die Mutter gekränkt.

Der Doctor sah vor sich nieder. „Ich habe Laura Hummel zuweilen geärgert. Dies hat wohl Bezug auf

eine Neckerei, die wir gehabt haben. Bitte, Mutter, setze die Blumen in ein Glas.“ Er nahm das Tuch, verbarg es in einer Schublade und beugte sich wieder über die Schrift. „Das hätte ich Laura doch nicht zugetraut,“ fuhr die Mutter bekümmert fort. Da aber der Sohn weitere Klagen nicht begünstigte, stellte sie ihm die Blumen zurecht und verließ das Zimmer, die Kränkung ihres Kindes im mütterlichen Herzen umherwälzend.

Der Wagen fuhr vor und der Doctor stieg ein, die Gebatterin abzuholen. „Er kann nur gleich auf der andern Seite wieder herauskriechen,“ sagte Herr Hummel am Fenster, „die Hausthüren sind nahe genug.“ Durch eine schwierige Wendung gelangte der Festwagen an die Treppe des Herrn Hummel, der Kothdiener öffnete den Schlag, aber bevor der Doctor die Stufen hinaufdringen konnte, erschien Susanne auf der Treppe und rief hinunter: „Bemühen Sie sich nicht erst herein, das Fräulein wird sogleich kommen.“ Und Laura schwebte von den Stufen herab, ganz in Weiß wie in eine Schneewolke gehüllt. Und wie schön sah sie heut aus. Zwar die Wangen waren bleicher als gewöhnlich und die Augenbraunen finstern zusammengezogen, aber der schwermüthige Zug gab ihrem Antlitz eine bezaubernde Würde. Sie vermied den Doctor anzusehen, bewegte ihr Haupt nur ein wenig auf seinen Gruß, und als er die Hand bot, ihr Einstiegen zu unterstützen, fuhr sie an ihm vorüber und setzte sich auf

ihren Platz, als sei er gar nicht vorhanden. Mit Mühe fand er Raum an ihrer Seite, sie nickte noch einmal über ihn weg nach der Treppe, auf welcher jetzt Herr Hummel stand, der heut viel aufgeräumter aussah als sein Kind. Schwerfällig trabten die Kasse vorwärts, die bleiche Laura sah weder nach rechts noch links. Es ist ihr erstes Pathenamt, dachte der Doctor, ist das feierliche Stimmung? Oder ist es Neue über das bunte Tuch? Er sah nach ihren Händen, die Handschuhe, die er ihr gesandt, waren nicht darauf zu sehen. Habe ich gegen die Mode gesündigt? dachte er wieder, oder waren sie zu groß für die kleine Hand?

Er schweigt, dachte sie, das ist sein böses Gewissen, er denkt an die Katzenkrallen, und für mein Taschentuch hat er kein Wort des Dankes. Ich habe mich doch sehr in ihm geirrt. Und die Betrachtung wurde ihr so wehmüthig, daß ihr wieder eine Thräne in die Augen stieg, sie aber preßte heftig die Lippen aneinander, drückte sich selbst den Daumen der rechten Hand und zählte in der Stille von eins bis zehn, ein altes Mittel, das ihr schon früher heftige Gefühle gebändigt hatte.

So kann das nicht bleiben, dachte der Doctor, ich muß sie anreden. „Sie haben die Handschuhe, die ich Ihnen zu senden wagte, nicht brauchen können,“ begann er bescheiden, „ich habe gewiß recht ungeschickt gewählt.“

Das war zu viel. Laura wandte den Kopf mit

heftiger Bewegung nach dem Doctor, er sah einen Augenblick in zwei rollende zornige Augen und hörte die verächtlichen Worte: „Ich bin keine Kaze.“ Und wieder zuckten ihre Lippen und sie drückte krampfhaft die Hand zusammen.

Fritz sann erstaunt darüber nach, ob Handschuhe, welche Falten werfen, jemals ein charakteristisches Kennzeichen unserer Haustiere gewesen sein können. Er fand die Beziehung unergründlich. Wie Schade, daß sie Launen hat! Und er begann nach einer Weile von Neuem: „Ich fürchte, die Zugluft wird Ihnen lästig, soll ich das Fenster schließen?“

„Ich danke,“ versetzte Laura mit eisiger Kälte.

„Wissen Sie etwas über den Namen des Täuf-
lings?“ frug der Doctor weiter.

„Er soll Fritz heißen,“ erwiderte Laura, und zum zweiten Mal traf ein flammender Zornesblick seine Brillengläser, dann trat wieder Profilstellung mit Ohr-
läppchen und Nasenspitze ein.

Ach, sie war trotz dem Gewitter, das aus ihr bligte, in diesem Augenblick wunderschön, und der Doctor konnte sich das nicht verhehlen. Sie aber fühlte jetzt ebenfalls die Verpflichtung etwas zu reden, und begann über die Schulter: „Ich finde den Namen sehr ge-
wöhnlich.“

„Da es mein eigener Name ist und ich ihn jeden Tag hören muß,“ versetzte der Doctor, „so darf ich Ihnen vor Andern Recht geben. Es ist wenigstens ein

deutscher Name," fügte er gutmüthig hinzu, „es ist Unrecht, daß man diese so sehr vernachlässigt.“

„Da mein Name auch aus der Fremde stammt," erwiderte Laura wieder über die Achsel, „so habe ich ein Recht, fremde Namen für gewählter zu halten.“

Wenn sie den ganzen Tag so bleibt, dachte Fritz entnuthigt, werden die nächsten Stunden peinlich sein.

Und bei Tische muß ich auch neben ihm sitzen und den Hohn ertragen, dachte sie. Ach, das Leben legt Schreckliches auf.

Sie fuhren am Taufhause vor, beide froh, daß sie wieder unter Menschen kamen. Als sie in die Zimmer traten, stoben sie nach den entgegengesetzten Seiten auseinander. Aber natürlich mußten sie zuerst die junge Mutter begrüßen und ihre Bahnen stießen hier wieder zusammen. Als Laura sich zu der Pathe wandte, trat auch der Doctor von der andern Seite dazu. Und der guten Pathe fiel wieder jener Tag ein, wo die Beiden ebenso feierlich in ihre Sommerwohnung gekommen waren, und sie konnte sich nicht enthalten, zu rufen: „Das hat etwas zu bedeuten, da seid ihr ja wieder zusammen, ihr lieben Kinder.“ Und Laura erhob stolz das Haupt und erwiderte: „Nur, weil Sie es durchaus so gewollt haben.“

Man fuhr zur Kirche. Der Geistliche that alles mögliche, dem Täufling in diesem und jenem Leben gute Freundschaft zu sichern, und der kleine Fritz umkreiste auf den Armen seiner Pathen widerwillig den

Taufstein. Als er aber dem großen Fritz überliefert wurde, brach er in zorniges Geschrei aus, und Laura sah mit Verachtung, wie der Doctor beunruhigt wurde und ungeschickte Versuche machte, durch Heben und Senken der Arme den Schreihals mit seinem Anblicke zu versöhnen; bis ihm zuletzt die Hebamme — eine sehr entschlossene Frau — aus der Noth half.

Je weiter die Sonne herab sank, desto unerträglicher wurde die Pflicht des Tages. Bei dem Taufessen gingen alle schwarzen Ahnungen Lauras in Erfüllung, sie saß neben dem Doctor. Und es war beiden ein ausgezeichnet behagliches Mahl. Der Doctor wagte noch einige Anläufe, ihre unbegreifliche Stimmung zu durchbrechen, er hätte ebenso leicht mit einem Schwefelholz das Eis eines Gletschers aufgethaut, denn jetzt war Laura an die kalte Luft geselliger Nichtachtung gewöhnt. Sie sprach ausschließlich mit dem Taufvater, der auf ihrer andern Seite saß und fand in der Unterhaltung mit dem heitern Manne die Schwungkraft des Geistes wieder, während Fritz immer stiller wurde, und seine Nachbarin zur Linken, eine freundliche junge Frau, auffallend vernachlässigte. Und es wurde noch ärger. Denn als der Braten herannahte, kam der Mitgevatte, ein Stadtrath und sonst ein Mann von Welt und Wort, hinter den Stuhl des Doctors und erklärte, daß er den Toast auf den Täufling auszubringen keineswegs gesonnen sei, weil ihm ein Kopfschmerz alle Gedanken nehme, und daß der Doctor an seiner Stelle zu reden

habe. Dem Doctor aber war diese Möglichkeit gar nicht eingefallen, und ihm war so unbehaglich zu Muth, daß er sich ebenfalls leise aber ernsthaft gegen die Zumuthung auflehnte. Und Laura hörte wieder mit tiefer Verachtung den Kampf der beiden Herren um eine Stilübung, die noch dazu nicht einmal schriftlich war. Auch der Hausherr wurde aufmerksam und über die Gesellschaft kam eine gewisse peinliche Erwartung, welche in der Regel nicht die Wirkung hat, widerwilligen Tischrednern ihre Geisteskräfte zu beflügeln, sondern vielmehr zu banger Gedankenlosigkeit herabzudrücken. Eben war der Doctor im Begriff, doch seine Pflicht zu thun, als Laura ihm noch einen kalten Blick gönnte, dann aufstand und an das Glas schlug. Ein lautes Bravo begrüßte sie und sie sprach zu ihrem eigenen Erstaunen und zur Freude aller Anwesenden: „Da die Herren Pathen ihrer Pflicht so wenig eingedenk sind, so bitte ich um Verzeihung, daß ich unternehme, was sie hätten thun sollen.“ Und darauf brachte sie tapfer ein Hoch aus. Es war ein sehr gewagtes Unternehmen, aber es war gelungen und sie wurde mit Beifall überschüttet. Auf den Doctor dagegen richteten sich jetzt die Stachelreden sämtlicher Herren. Es ist wahr, er zog sich noch erträglich heraus, denn die verzweifelte Lage gab ihm seine Kraft wieder, ja er hatte die Unverschämtheit, zu erklären, daß er absichtlich gezögert, um der Gesellschaft die Freude zu bereiten, welche Allen durch die Beredsamkeit seiner Nachbarin gewor-

den sei. Und er hielt darauf einen lustigen Vortrag über alles Mögliche, und als Alle lachten und Keiner mehr wußte wo er hinaus wollte, machte er eine kühne Wendung auf die Pathen, und brachte die Gesundheit dieser Menschenclasse aus, und insbesondere die seiner Nachbarin. Für die Anwesenden war das gut genug, für Laura war es nur unleidlicher Hohn und Heuchelei. Und als sie mit ihm anstoßen mußte, sah sie ihn wieder so feindselig an, daß er sich schnell von ihr zurückzog.

Jetzt aber begann er ihr in seiner Weise Gleichgültigkeit zu zeigen, er sprach laut mit seiner Nachbarin, er trank mehre Gläser Wein. Laura rückte ihren Stuhl von ihm ab und dachte, er trinkt am Ende gar zu viel, er wurde ihr unheimlich, und jetzt wurde sie stiller. Der Doctor aber achtete gar nicht mehr darauf, er schlug wieder an das Glas und hielt noch eine Rede, und die war so possirlich, daß die Anwesenden dadurch in die glücklichste Stimmung versetzt wurden. Laura aber saß starr wie ein Steinbild und sah ihn nur manchmal verstohlen von der Seite an. Darauf verließ der Doctor ganz seine Nachbarin, der Stuhl neben ihr stand leer, er hatte, um bildlich zu sprechen, das baumwollene Taschentuch darauf gelegt, sie aber die kleinen Pelzhandschuhe, daß der leere Stuhl unter seiner unsichtbaren Last recht unheimlich ausah, und der Doctor ging hinter der Tafel herum und machte kleine Besuche, und wo er anhielt, gab es Lachen und Anstoßen der Gläser. Und als er die Runde

um den Tisch geendet hatte, und zu Wirth und Wirthin trat, hörte Laura, wie diese ihm für den lustigen Abend dankten und seine frohe Laune rühmten.

So kehrte er zu seinem Platz zurück. Und jetzt hatte er sogar die Unverschämtheit sich an Laura zu wenden. Mit einem Ausdruck, in welchem Laura deutlich den Hohn erkannte, hielt er ihr unterm Tisch die Hand hin und sagte: „Machen wir Friede, böse Frau Gevaterin; reichen Sie mir Ihre Hand.“ Da empörte sich Lauras ganzes Herz, sie rief: „Sogleich sollen Sie meine Hand haben.“ Sie griff schnell in eine geheime Tasche, fuhr in einen Ragenhandschuh und krachte ihn damit auf die Rückseite seiner Hand. „Da nehmen Sie den Händedruck, den Sie verdienen.“

Der Doctor fühlte einen scharfen Schmerz, fuhr mit der Hand in die Höhe und sah diese durch einige rothe Striche tätowirt. Laura aber warf ihm den Handschuh in den Schooß und setzte dazu: „Wäre ich ein Mann, ich machte Ihnen auf andere Weise fühlbar, daß Sie mich beleidigt haben.“

Der Doctor blickte um sich, seine Nachbarin zur Linken war aufgestanden, auf der andern Seite bildete der Hausherr, über den Tisch gebeugt, harmlos einen Wall gegen die Außenwelt. Dann sah er erstaunt auf den Fehdehandschuh in seinem Schooß, und alles war ihm unbegreiflich, nur das Eine empfand er, daß Laura trotz ihrer Leidenschaft von hinreißender Schönheit war.

Auch er fuhr mit der Hand in seine Tasche und

sagte: „Glücklicherweise bin ich in der Lage, auf diese Risse Ihr Geschenk von heut Morgen legen zu können.“ Und er holte das roth und schwarze Tuch hervor und mühte sich, dasselbe um die verwundete Hand zu schlingen, wobei nicht zu vermeiden war, daß die Hand ein unheimliches, mörderisches Aussehen erhielt. Als Laura die blutigen Schrammen sah, erschrak sie, aber sie wußte ihre Reue tapfer zu verbergen und warf ihm nur die kalten Worte zu: „Wenigstens wird für Ihre Hand besser sein, wenn Sie mein Tuch zum Verband nehmen, als dieses steife Leder.“

„Es ist Ihr Tuch,“ versetzte der Doctor traurig.

„Das ist noch schlimmer als alles andere,“ rief Laura mit bebender Stimme. „Sie haben heut eine Art mit mir zu verfahren, die für mich entwürdigend ist, und ich frage Sie, was habe ich gethan, um solche Behandlung zu verdienen?“

„Was habe denn ich gethan, daß Sie mir diese Vorhaltung machen?“ frug der Doctor, „Sie haben mir heut Morgen diesen Gevattergruß gesandt.“

„Ich?“ rief Laura, „Sie haben mir diese Katzenpfoten gesandt, aber nicht ich dies Tuch. Mein Tuch hatte nichts von den Reizen dieses bunten Drucks, es war nur weiß.“

„Ebenso darf ich von meinen Handschuhen sagen, sie hatten nicht den Vorzug Krallen zu besitzen, es war gewöhnliches Leder.“

Laura wandte sich zu ihm hin und starrte ihm ängstlich in das Gesicht. „Ist das wahr?“

„Es ist wahr,“ versicherte der Doctor mit überzeugender Aufrichtigkeit, „von diesen Pelzhandschuhen weiß ich nichts.“

„Dann sind wir beide Opfer einer Täuschung,“ rief Laura bestürzt. „O, verzeihen Sie mir, vergessen Sie, was geschehen ist.“ Und den Zusammenhang ahnend, fuhr sie fort: „Ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr davon. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Tuch abbinde.“ Er hielt ihr die Hand hin, sie trocknete ihm die Finger mit ihrem Tuche und schlang es hastig über die Risse. „Es ist zu klein zum Verbande,“ sagte sie traurig, „wir müssen Ihr eigenes darüber legen. Das war ein häßlicher Tag, Herr Doctor, o vergessen Sie und sein Sie mir nicht böse.“

Böse war der Doctor keineswegs, und das war auch aus der eifrigen Unterhaltung zu erkennen, in welche beide jetzt versanken. Denn beiden war das Herz leicht geworden, und sie waren bemüht einander das gegenseitig zu beweisen. Und als der Wagen sie vor ihren Thüren absetzte, gab es einen herzlichen Nachtgruß.

Am nächsten Morgen trat Herr Hummel in Lauras Geheimzimmer und legte ein blaues Papier auf den Tisch. „Da ist gestern ein Irrthum vorgefallen,“ sagte er, „hier hast du, was dir gehört.“ Laura öffnete schnell das Papier, ihr gesticktes Tuch lag darin. „Dem Doctor drüben habe ich seine Handschuhe auch zurückgeschickt, und eine Empfehlung dazu, und ich habe ihm auch sagen lassen, es sei ein Versehen, und ich, der Vater Hummel, sendete ihm, was ihm gehörte.“

„Vater,“ rief Laura ihm gegenüber tretend, „diese neue Kränkung war nicht nöthig. Mir magst du an-
thun, was dir dein Haß gegen die Nachbarn eingiebt,
aber daß du nach allem, was gestern geschehen ist, auf's
neue einen Dritten verletzen kannst, das ist grausam
von dir. Dies Tuch gehört dem Doctor. Und da ich
es zurückerhalte, werde ich es ihm bei erster Gelegenheit
wieder geben.“

„Richtig,“ sagte Hummel, „es ist von dir mit eige-
nen Händen gesäumt und gestickt. Thue jetzt, was
du vor deinem Kopfe verantworten kannst. Du
weißt aber, und auch er weiß, was ich von diesen Ar-
tigkeiten zwischen hier und dort halte. Willst du gegen
meinen entschiedenen Willen handeln, so wage es. Auf
einen Geschenksfuß mit den Hähnen möchte ich unsere
Wirthschaft nicht einrichten, weder in Kleinem, noch in
Größerem. Und da du, wie ich höre, bei den Miethern
mit dem Doctor oft zusammenkommst, so wird gut sein,
wenn du auch daran denkst. Und dies sollte eine Er-
innerung sein.“ Er ging gemüthlich zur Thür hinaus
und ließ seine Tochter im Aufruhr gegen sein hartes
Regiment zurück. Sie hatte nicht gewagt, dem Vater
zu widersprechen, denn er war heut, abweichend von sei-
nem polternden Wesen, in ruhiger Haltung und sie
fühlte aus seinen Worten einen Sinn, der ihr den Mund
schloß und das Blut in die Wangen trieb. Und es
wurde für das geheime Tagebuch ein stürmischer Vor-
mittag.



Herr Hummel war auf seinem Comtoir mit einer Lieferung von Soldatenkämpis beschäftigt, als ihn ein Klopfen störte und zu seiner Verwunderung Fritz Hahn eintrat. Hummel blieb würdig sitzen, bis der achtungsvolle Gruß des Andern vollzogen war, dann erhob er sich langsam und begann im Geschäftston: „Was steht zu Ihren Diensten, Herr Doctor? Wenn Sie einen feinen Filzhut nöthig haben, wie ich annehme, so ist das Verkaufsfokal eine Treppe tiefer.“

„Ich weiß es,“ versetzte der Doctor artig. „Ich komme zunächst Ihnen für das Tuch zu danken, das Ihre Güte mir ausgesucht und gestern zum Geschenk gemacht hat.“

„Nicht übel,“ sagte Hummel. „Es ist der alte Blücher darauf gemalt; er ist ein Stück Landsmann von mir und ich dachte, daß Ihnen das Tuch deswegen angenehm sein würde.“

„Ganz recht,“ antwortete Fritz, „ich werde mir es als Andenken sorgfältig aufheben. Und ich verbinde mit meinem Dank die Bitte, daß Sie diese Handschuhe hier Fräulein Laura überreichen. Wenn gestern bei der Uebergabe ein Versehen vorgefallen ist, wie Sie mir freundlich mittheilen ließen, so habe ich daran keine Schuld. Und da diese Handschuhe Ihrem Fräulein Tochter bereits gehören, so bin ich natürlich außer Stande dieselben zurückzunehmen.“

„Wieder nicht übel,“ sagte Hummel, „aber Sie sind im Irrthum. Die Handschuhe gehören meiner Tochter

ganz und gar nicht, sie sind von Ihnen gekauft und von meiner Tochter mit keinem Auge gesehen worden. Und sie sind heut früh zum Eigenthümer zurückgewandert.“

„Verzeihung,“ entgegnete Fritz, „wenn ich Sie selbst als Zeugen gegen Ihre Worte in Anspruch nehme, die Handschuhe sind gestern als ein landesübliches Geschenk an Fräulein Laura geschickt worden, Sie selbst haben dem Boten die Sendung abgenommen, und durch Ihre Worte die Annahme bestätigt. Die Handschuhe sind also durch Ihre eigene Mitwirkung Eigenthum des Fräuleins geworden, und ich habe durchaus kein Anrecht darauf.“

„Kein Advocat kann einen Fall besser in's Licht setzen,“ entgegnete Herr Hummel mit Behagen. „Es ist nur ein Uebelstand dabei. Diese Handschuhe waren undeutlich, denn sie lagen in Papier und Blumen versteckt, wie ein Frosch im Grase. Hätten Sie mir die Handschuhe offen und mit der Bitte, sie meiner Tochter zu geben, in dies Comtoir gebracht, so würde ich Ihnen schon gestern gesagt haben, was ich Ihnen jetzt sage, daß ich Sie nämlich für einen ganz wackern jungen Mann halte, und daß ich nichts dawider habe, wenn Sie jeden Tag Pathe stehen, daß ich aber sehr viel dawider habe, wenn Sie meiner Tochter irgend etwas von dem beweisen, was man hier zu Lande Artigkeit nennt. Ich bin gegen Ihr Haus nicht artig, und ich will es nicht sein. Und deshalb kann ich auch nicht zugeben, daß Sie gegen meine Leute artig sind. Denn was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.“

„Ich bin wieder in der unangenehmen Lage,“ entgegnete der Doctor, „Sie durch Ihre eigenen Thaten widerlegen zu müssen. Sie selbst haben mir gestern die Ehre einer Artigkeit erwiesen. Da Sie mir als persönliches Zeichen Ihres Wohlwollens ein Tuch geschenkt haben, worauf ich, der ich nicht Ihr Mitgevatter bin, gar keinen Anspruch hatte, so darf auch ich sagen, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Und grade Sie werden gar nichts einwenden dürfen, wenn ich diese Handschuhe in Ihr Haus sende.“

Hummel lachte. „Alle Hochachtung, Herr Doctor; Sie haben nur vergessen, daß Vater und Tochter nicht ganz dasselbe sind. Ich habe nichts dagegen, daß Sie mir gelegentlich ein Geschenk machen, wenn Sie diesem Triebe nicht widerstehen können. Ich werde mir dann überlegen, was ich Ihnen dagegen zuschicken kann. Und wenn Sie also meinen, daß diese Handschuhe für mich passend sind, so will ich sie als eine Ausgleichung zwischen uns beiden behalten. Und wenn ich einmal mit Ihnen zusammen Pathe stehen sollte, werde ich sie über meine Daumen ziehen und Ihnen vorzeigen.“

„Ich habe sie Ihnen als Eigenthum Ihrer Tochter übergeben,“ erwiderte Fritz mit Haltung, „wie Sie weiter damit verfahren, darüber steht mir keine Entscheidung zu, nur ein Wunsch.“

„So ist es recht, Herr Doctor,“ stimmte Hummel bei, „die Sache ist zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgemacht, und wir sind mit einander zu Ende.“

„Noch nicht ganz,“ versetzte der Doctor. „Was jetzt kommt, ist allerdings eine Forderung an Sie. Auch Fräulein Laura hat als meine Gevatterin mir ein Tuch bestimmt und übersandt. Das Tuch ist nicht in meine Hände gekommen, ich habe unzweifelhaft das Recht, auch dieses Tuch als mein Eigenthum zu betrachten, und ich ersuche Sie ergebenst, die Zusendung zu bewirken.“

„Oho,“ rief Hummel, und der Bär in ihm regte sich. „Das sieht aus wie Trotz, und darauf gebührt eine andere Sprache. Mit meinem Willen erhalten Sie das Tuch nicht, es ist meiner Tochter zurückgegeben, und wenn sie es Ihnen noch einhändigt, handelt sie als ein ungehorsames Kind gegen das Gebot ihres Vaters.“

„Dann also ist meine Absicht, Sie zum Widerruf dieses Verbotes zu veranlassen,“ versetzte der Doctor nachdrücklich. „Sie haben, wie ich gestern zufällig bemerkte, die übersandten Handschuhe mit anderen vertauscht, welche bei Fräulein Laura den Glauben anregen mußten, daß ich ein unverschämter und schaler Spaßmacher sei. Solche hinterlistige Kränkung eines Fremden, selbst wenn er ein Gegner wäre, ziemt keinem redlichen Mann.“

Hummels Augen wurden groß und er trat einen Schritt zurück. „Alle Wetter,“ brummte er, „ist so etwas möglich? sind Sie der Sohn ihres Vaters? sind Sie Fritz Hahn, der junge Humboldt? Sie können ja grob sein wie ein Bürstenbinder.“

„Nur wo es nöthig ist,“ versetzte Fritz. „Ich habe mir in meinem Verhalten gegen Sie nie einen Mangel

an Zartgefühl zu Schulden kommen lassen, Sie aber haben gegen mich ein Unrecht begangen, und Sie sind mir eine Genugthuung schuldig. Als ehrlicher Mann werden Sie mir diese geben und meine Genugthuung soll das Tuch sein.“

„Es ist hinreichend,“ unterbrach ihn Hummel, die Hand erhebend, „das Alles nutzt Ihnen nichts. Denn ich will Ihnen, da wir unter uns sind, gradezu sagen, ich habe das nicht, was Sie Zartgefühl nennen. Wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen, so wäre mir das in der Stille leid, insofern ich Sie als einen muthigen jungen Mann vor mir sehe, der auch seine Grobheit hat. Wenn ich mir aber wieder bedenke, daß Sie Fritz Hahn heißen, so kommt mir die Meinung, daß es mir ganz recht ist, wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen. Und damit müssen Sie sich begnügen.“

„Was Sie mir sagen,“ versetzte Fritz, „ist zwar unhöflich, aber redlich ist es nicht. Und ich gehe mit der Empfindung von Ihnen, daß Sie gegen mich etwas gut zu machen haben. Dies Gefühl ist für mich jedenfalls angenehmer, als wenn ich in Ihrer Lage wäre.“

„Ich sehe, wir verstehen uns in allen Dingen,“ erwiderte Hummel, „wie zwei Geschäftsleute, die beide ihren Vortheil gehabt haben. Ihnen ist es angenehm, daß ich ein Unrecht gegen Sie habe, und mir macht es keinen Kummer. Und so soll es bleiben, Herr Doctor. Wir sind in unserm Herzen und vor der Welt Feinde, im Uebrigen aber alle Hochachtung.“

Der Doctor verneigte sich und schied aus dem Comtoir, Herr Hummel sah nachdenklich auf die Stelle, wo er gestanden hatte.

Er war den ganzen Tag in einer milden und menschenfreundlichen Stimmung, die er zunächst dadurch bewies, daß er mit seinem Buchhalter philosophirte. „Haben Sie auch einmal Bienenzucht betrieben?“ frug er ihn über den Comtoirtisch.

„Nein, Herr Hummel,“ versetzte dieser, „wie sollte ich dazu kommen?“

„Es fehlt Ihnen an Unternehmungsgeist,“ fuhr Hummel tadelnd fort, „warum wollen Sie sich dieses Vergnügen nicht gönnen?“

„Ich wohne ja in einer Dachstube, Herr Hummel.“

„Thut nichts, die neuen Erfindungen erlauben den Bienen genuß in einem Tabackskasten. Sie setzen den Schwarm hinein, öffnen das Fenster und schneiden von Zeit zu Zeit Ihren Honig heraus. Sie können dabei ein reicher Mann werden. Sie sagen, daß dieses Geschmeiß Ihre Hausleute und Nachbarn stechen wird, haben Sie keine Sorge, solche Rücksichten sind altfränkisch. Folgen Sie doch dem Beispiel gewisser anderer Leute, die auch ihre Bienenstöcke an die Straße setzen, um die Ausgaben für Zucker zu ersparen.“

Der Buchhalter wollte diesem Vorschlag zur Güte nicht widersprechen. „Wenn Sie meinen,“ versetzte er nachgiebig.

„Den Teufel meine ich, Herr,“ brach Hummel los,

„lassen Sie sich nicht einfallen, mit einem Bienenschwarm in der Tasche in mein Comtoir zu kommen, ich bin entschlossen, dergleichen Unfug unter keinen Umständen zu dulden. Für diese Gasse bin ich Hummel genug, und ich verbitte mir jede Art von Summen und Schwärmen um Haus und Hof.“

Als er am Nachmittag mit Frau und Tochter im Garten lustwandelte, hielt er plötzlich an. „Was war es doch, das hier durch die Luft flog?“

„Es war ein Käfer,“ sagte seine Frau.

„Es war eine Biene,“ sagte Herr Hummel. „Sollte dies Gesindel schon ausfliegen? Wenn es etwas giebt, was ich nicht leiden kann, so sind es Bienen. Richtig, da ist wieder eine. Sie belästigt dich, Philippine.“

„Ich kanns nicht sagen,“ versetzte diese.

Aber wenige Augenblicke darauf flog eine Biene unleugbar um Lauras Köcken, und Laura mußte sich mit ihrem Sonnenschirme gegen die kleine Arbeiterin vertheidigen, welche die Wangen des Mädchens mit einem Pflrsich verwechselte. „Es ist auffallend,“ sagte Hummel zu den Frauen, „das war doch sonst nicht so arg. In einem hohlen Baum des Parks muß sich ein Bienenstock etablirt haben, dergleichen kommt vor. Da draußen schläft der Parkwächter auf einer Bank, froh, daß ihn selber Niemand stiehlt. Du stehst ja gut mit dem Manne, mache ihn doch darauf aufmerksam. Das Ungeziefer ist unleidlich.“

Frau Hummel ließ sich zu einer Frage verleiten, der Wächter versprach aufzumerken, kam nach einer

Weile wieder an den Zaun und rief leise: „Pst, Madame Hummel.“

„Der Mann ruft dich,“ ermahnte Hummel.

„Sie kommen aus dem Garten des Herrn Hahn,“ berichtete vorsichtig der Parkwächter, „dort steht jetzt ein Bienenstock.“

„Wirklich?“ frug Hummel, „ist es möglich, sollte Hahn diese Liebhaberei gewählt haben?“ Laura sah unruhig auf den Vater. „Ich bin ein friedlicher Mann, Wächter, und ich kann meinem Nachbar nicht zutrauen, daß er uns solchen Törf anthut.“

„Es ist sicher, Herr Hummel,“ sagte der Parkwächter, „sehen Sie dort das gelbe Ding?“

„Richtig,“ rief Hummel kopfschüttelnd, „es ist gelb.“

„Laß gut sein, Heinrich, vielleicht wird es nicht so arg,“ begütigte seine Frau.

„Nicht so arg?“ frug Hummel zornig. „Soll ich zusehen, wie sich die Bienen auf deine Nasenspitze setzen, soll ich dulden, daß meine Frau den ganzen Sommer eine Kugel vor sich herträgt, so groß wie ein Apfel? Laß nur gleich eine Stube für den Chirurgus zurecht machen, er wird doch die nächsten Monate nicht aus unserm Hause kommen.“

Laura trat an den Vater: „Ich sehe dir's an, du willst mit den Nachbarn wieder Streit anfangen; wenn du mich liebst, thu' es nicht. Ich kann dir nicht sagen, Vater, wie sehr mir dieses Gezänk zuwider ist. Ich habe genug darunter gelitten.“

„Ich glaube dir's,“ erwiderte Hummel gemüthlich. „Aber grade weil ich dich liebe, muß ich bei guter Zeit diesen Injurien von drüben ein Ende machen, bevor dieses beflügelte Zeug seinen Honig aus unserm Garten hinüberträgt. Ich will dich von keiner Nachbarbiene anfallen lassen, verstehst du?“

Laura wandte sich ab und sah finster in das Wasser, auf welchem abgefallene Räschen der Birken langsam der Stadt zuschwammen. „Thun Sie etwas Uebrigcs, Wächter, um den Frieden zwischen Nachbarn zu erhalten,“ fuhr Hummel fort, „und richten Sie Herrn Hahn meine Empfehlung und die Bitte aus, er möchte seine Bienen anbinden, damit ich nicht in die Lage komme, wieder die Polizei zu Hülfe zu rufen.“

„Ich will ihm sagen, Herr Hummel, daß die Bienen der Nachbarschaft lästig werden. Denn es ist wahr, die Gärten sind klein.“

„Sie sind ja so enge, daß man sie in einer Schachtel auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen kann,“ räumte Hummel bereitwillig ein. „Thun Sie's auch aus Erbarmen mit den Bienen selbst. Unsere drei Märzbecher werden als Futter nicht lange vorhalten, und nachher bleibt ihnen nichts übrig, als das eiserne Gitter zu benagen.“ Er gab dem Wächter einige Groschen und fügte für seine Frau und Tochter hinzu: „Um des lieben Friedens willen, ihr seht, wie sehr ich den Nachbar schone.“

Die Frauenkehrten gedrückt und voll trüber Ahnung in das Haus zurück.

Da der Wächter sich nicht wieder sehen ließ, lauerte ihm Hummel am nächsten Tage auf. „Run?“ frug er.

„Herr Hahn meinte, die Stöcke wären weit von der Straße hinter Gebüsch. Und sie belästigten Niemanden. Und er würde sich sein Recht nicht nehmen lassen.“

„Da haben wir's,“ brach Hummel los, „Sie sind mein Zeuge, daß ich das Menschenmögliche gethan habe, um Streit zu vermeiden. Der Mann hat vergessen, daß es einen Paragraph 167 giebt. Es thut mir leid, Wächter, aber jetzt muß die Polizei das letzte Wort sprechen.“

Und Herr Hummel besprach sich vertraulich mit einem Polizeidiener. Herr Hahn aber gerieth wieder einmal in Aufregung und Zorn, als er auf's Rathhaus bestellt wurde; und Herr Hummel behielt gewissermaßen Recht, denn die Polizei gab Herrn Hahn den Rath, einer Belästigung der Nachbarn und Vorübergehenden durch Entfernung der Körbe zuvorzukommen. Herr Hahn hatte sich so herzlich über seine Bienen gefreut, ihre Wohnungen waren mit allen neuen Erfindungen ausgestattet, auch waren es gar nicht unsere zornigen deutschen Bienen, sondern italienische, welche nur stechen, wenn sie auf's äußerste gereizt werden. Das half jetzt alles nichts, denn auch der Doctor und Frau Hahn baten, die Stöcke zu entfernen, und so wurden diese in einer dunkeln Nacht von Herrn Hahn unter bittern und niederbeugenden Empfindungen auf's Land

geschafft. An der Stätte, die sie öde zurückgelassen, errichtete Herr Hahn wenigstens einige Staarnester auf Stangen. Sie waren ein schwacher Trost. Die Staare hatten bereits nach dem alten Brauch ihres Stammes Voten durch das Land geschickt und ihre Sommerwohnungen gemiethet, und nur Sperlinge nahmen frohlockend Besitz von den Kästen und ließen als lüderliche Haushalter lange Strohhalme zu den Löchern herabhängen. Herr Hummel aber zuckte verächtlich die Achseln und nannte die neue Erfindung mit lautem Paß Spatztelegraphen.

Das Gartenvergnügen begann, schwermüthige Ahnung war zur Wirklichkeit geworden, Argwohn und finstere Mienen schieden auf's neue die Nachbarhäuser.

Kleine Gegenfälle.

Eine Professorsfrau hat auch Noth mit ihrem Mann. Wenn Ilse einmal mit wohlbekannten Frauen zusammen-
saß, mit der Naschke, der Struvelius und der kleinen
Günther, etwa bei einem vertraulichen Kaffee, der nicht
gänzlich verachtet wurde, dann kam so allerlei zu Tage.

Es war doch eine hübsche Unterhaltung mit den
gebildeten Frauen. Allerdings streifte das Gespräch zu-
weilen flüchtig über die Häupter der Dienstboten,
und die Sorgen der Wirthschaft wagten sich auch als
quakende Frösche aus dem Weiher gemüthlicher Blanderei
hervor. Und Ilse wunderte sich, daß auch Flaminia
Struvelius ernsthaft über das Aufbewahren kleiner Essig-
gurken zu sprechen wußte, und daß sie angelegentlich
nach den Kennzeichen der Jugend an einer gerupften
Gans forschte. Und die lustige Günther erregte den
Hausfrauen von größerer Erfahrung Entsetzen und Ge-
lächter, als sie erklärte, daß sie das Geschrei kleiner Kin-
der gar nicht ertragen könne, und daß sie das ihre —
das sie noch nicht einmal hatte — vom ersten Anfang
durch Streiche zu ehrbarer Ruhe zwingen werde. Wie

gesagt, die Rede schweifte von Größerem auch auf diese Gebiete. Und wenn so einmal Unbedeutendes daran kam, geschah es natürlich auch, daß die Männer einer ruhigen Besprechung gewürdigt wurden, und da ergab sich, daß jede der Frauen, wenn von Männern im allgemeinen die Rede war, doch an ihren eigenen dachte, und daß jede, ohne daß sie es aussprach, ein heimliches Bündel Sorgen mit sich herumtrug, und die Hörerinnen zu dem Schluß berechtigte, auch dieser Mann sei schwer zu behandeln. Gar nicht zu verbergen waren die Schicksale der Frau Raschke, denn sie waren stadtkundig. Man wußte sehr wohl, daß er an einem Markttage in seinem Schlafrock zur Universität gezogen war, in einem leuchtenden Schlafrock, orange und blau mit türkischen Mustern. Und seine Studenten, die ihn zärtlich liebten und seine Gewohnheiten wohl kannten, hatten doch ein lautes Lachen nicht unterdrückt, und Raschke hatte ruhig den Schlafrock über das Ratheder gehängt und in Hemdsärmeln gelesen, und war im Ueberzieher eines Studenten nach Hause gekommen. Seitdem ließ Frau Raschke den Gatten niemals ausgehen, ohne ihn noch einmal zu untersuchen. Und ferner kam heraus, daß er sich nach zehn Jahren in den Straßen der Stadt noch immer nicht zurecht fand, und daß sie ihr Quartier nicht wechseln durfte, weil sie überzeugt war, daß ihr Professor sich nicht daran kehren und doch immer wieder in die alte Wohnung zurücklaufen würde. Auch Strubelius machte Sorge. Die

letzte gewaltige hatte Ilse persönlich kennen gelernt, aber es wurde auch ermittelt, daß er von seiner Frau forderte, für ihn lateinische Correcturen zu lesen, weil sie ein wenig diese Sprache gelernt hatte, und daß er gänzlich außer Stande war, freundlichen Weinreisenden seine Aufträge zu versagen. Und die Strubelius hatte bei ihrer Verheirathung einen ganzen Keller voll kleiner und großer Weinfässer gefunden, die noch gar nicht abgezogen waren, während er selbst bitterlich klagte, daß er keinen Wein in den Keller bekomme. Und sogar die kleine Günther erzählte, daß ihr Vatte der Nachtarbeiten sich nicht entschlagen konnte und daß er bei einer solchen Ausschweifung mit der Lampe unter den Büchern umherflackerte und einer Gardine zu nahe kam, die Gardine fing Feuer, er riß sie ab, verbrannte sich dabei die Hände und drang mit kohlischwarzen Fingern in die Schlafstube, verstört, und einem Othello ähnlicher als einem Mineralogen.

Ilse erzählte nichts aus ihrer kurzen Laufbahn, aber auch sie hatte Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Zwar in später Arbeit war ihr Hausherr mäßig, auch mit dem Weine wußte er ziemlich Bescheid, und trank bei Gelegenheit wacker sein Glas, wie einem deutschen Gelehrten ziemt. Doch mit dem Essen war's bei ihm traurig bestellt. Es ist ja nicht schön, wenn man viel um den Magen sorgt, und vollends einem Professor nicht anständig, aber wenn einer gar nicht weiß, was er ißt, und Entenbein und Gansbein verwechselt, so ist das

auch keine Freude für die, welche ihm etwas Gutes erweisen möchten. Zum Tranchiren war er vollends nicht zu brauchen. Die zähen stymphalischen Vögel, welche Herkules erlegt hatte, und den ungenießbaren Vogel Phönix, den sein Tacitus mit Achtung erwähnte, kannte er viel genauer als den Knochenbau einer Truthenne. Und Ilse gehörte zwar nicht zu den Hausfrauen, denen Vergnügen ist, den ganzen Tag in der Küche zu stehen, aber sie verstand das Geschäft und setzte eine Ehre darein, für den Mittagstisch ihr Herrscheramt würdig zu üben. Das war alles vergebens. Er machte zuweilen einen Versuch, seine Tafel zu loben, aber Ilse kam dahinter, daß sein Herz gar nicht dabei war. Denn als sie ihm einen prächtigen Fasan vorsetzte und er an ihrer beobachtenden Miene merkte, daß eine Aeußerung erwartet werde, da lobte er die Köchin, weil sie ein so stattliches Huhn eingekauft. Ilse seufzte und suchte ihm den Unterschied aus einander zu setzen, und sie mußte erleben, daß ihr Gabriel nach Tisch bedauernd sagte: „Es ist umsonst, ich kenne den Herrn, er hat kein Geschick zum Essen.“ Seitdem war Ilse auf die Anerkennung angewiesen, welche ihr einzelne Herren des Theetisches zollten. Das war ihr kein Ersatz. Auch der Doctor hatte nach dieser Richtung nicht viel Achtungswerthes. Und es war jämmerlich und niederbeugend, die beiden Herren vor einem Schnepfenpaar zu sehen, das der Vater geschickt hatte.

Der Professor aber hielt den Doctor für ausneh-

mend praktisch, weil dieser etwas Geschick im Kaufen und Einrichten hatte, und er war gewöhnt, bei vielen Ereignissen des Tages den Freund zu Rathe zu ziehen. Der Schneider kam und brachte Tuchproben zu einem neuen Rock. Der Professor sah zerstreut auf die farbigen Signale der aufgeklappten Mappe. „Nse, schicke doch zum Doctor, damit er wählen hilft.“ Nse schickte, aber mit bösem Willen, zum Rockkaufen brauchte man den Doctor auch noch nicht, und wenn ihr lieber Mann darin keinen Entschluß hatte, so war sie doch auch da. Aber vorläufig half das nichts, der Doctor bestimmte gebietend Rock, Weste und den übrigen Kleiderbedarf ihres Gatten. Nse hörte der Verhandlung schweigend zu, aber sie war recht herzlich böse auf den Doctor, und auch ein wenig auf ihren Hausherrn. Und sie beschloß in der Stille, daß das so nicht bleiben dürfe. Sie unternahm schnell eine Kopfrechnung mit ihrem Wirthschaftsgeld, ließ den Schneider in ihr Zimmer kommen, und bestellte selbst einen zweiten Anzug für ihren Mann, mit dem Auftrage, diesen zuerst zu machen. Und als der Künstler sein Werk abgeliefert hatte, rief sie den Gatten und frug, wie ihm die Prachtstücke gefielen. Er lobte, und sie sagte: „Sie sind für dich. Ich mache mich so hübsch als ich kann, um dir zu gefallen, trage du auch einmal mir zu Ehren, was ich für dich ausgesucht habe. Und habe ich's getroffen, so wähle ich dir in Zukunft, und ich übernehme die Verantwortung für deine Garderobe.“

Aber der Doctor sah verwundert darein, als der Professor in anderm Schmucke erschien. Es ergab sich jedoch, daß er nichts daran auszusetzen vermochte. Und als Ilse dem Doctor allein gegenüber saß, begann sie: „Beide lieben wir den Mann da drinnen, und wir wollen uns über ihn vereinigen. Sie haben das größte Recht, der Vertraute seiner Arbeiten zu sein, und ich darf nie daran denken, mich darin Ihnen gleich zu stellen. Aber wo mein kleiner Hausverstand ausreicht, da wenigstens möchte ich ihm nützlich werden, und was ich ihm darin sein kann, lieber Herr Doctor, überlassen Sie mir.“

Sie sagte das lächelnd, der Doctor aber trat ernsthaft vor sie hin: „Sie sprechen aus, was ich lange empfunden. Ich habe mehrere Jahre mit ihm gelebt und manchmal für ihn gelebt, und diese Zeit war mir ein hohes Glück, jetzt fühle ich sehr wohl, daß Sie den nächsten Anspruch auf ihn haben. Ich werde versuchen müssen, mich in manchem zu bescheiden; es wird mir schwer, aber es ist zuletzt gut, daß es so kommt.“

„So waren meine Worte nicht gemeint,“ rief Ilse unruhig.

„Ich verstehe wohl, wie sie gemeint waren, und ich verstehe auch, daß Sie Recht haben. Ihre Aufgabe ist nicht nur, ihm sein Leben bequem zu machen. Denn er sieht gleichgültig über vieles weg, was den Tag schmückt und behaglich zuriichtet. Aber inniges Bedürfnis ist ihm, mit seiner Umgebung bei allem, was ihn und seine Zeit

bewegt, im Einklang zu leben. Darin ist er weich und reizbar. Nicht daß ich ein Verständniß für Einzelheiten seiner Arbeit habe, machte ihn zu meinem Freund, sondern weit mehr das gute Einvernehmen in den großen und kleinen Fragen unseres Lebens. Ich sehe jetzt, wie eifrig Sie bemüht sind, auch darin ihm Vertraute zu werden. Und glauben Sie mir, der wärmste Wunsch meines Herzens ist, daß Sie mit der Zeit dieses hohe Recht erhalten."

Er schied mit ernstem Gruß, und Ilse sah ihm betroffen nach. Der Doctor hatte an eine Seite gerührt, deren Schwirren sie in ihrem Glücke immer wieder mit Schmerzen fühlte. Ihr war das neue Hauswesen leicht und klein, und alles schnurrte wie ein Kreisel und auch sie legte keinen großen Werth auf ihre Thätigkeit. Aber es that ihr doch weh, daß ihre Arbeit dem Gatten so wenig war, und sie dachte wieder: „Was ich ihm sein kann, das merkt er kaum, und wo es mir schwer wird, seinem Geiste zu folgen, da entbehrt er vielleicht eine Seele, die ein besseres Verständniß hat."

Das waren leichte Wolkenschatten, welche über die sonnige Landschaft dahinfuhren, aber sie kamen oft, wenn Ilse in ihrem Zimmer grübelnd allein saß.

Einst in der Dunkelstunde war Professor Masche angelangt, er zeigte sich willig, über Abend zu bleiben, und Felix sandte den Diener zur Frau Professorin, dieser die Sorge um den abwesenden Gatten zu nehmen. Da

Raschke unter den gelehrten Herren Ilse's Liebling war, gab sie in der Noth einen Küchenbefehl, der ihm wohlthun sollte. Dieser Befehl verurtheilte einige junge Hühner, welche kurz vorher lebend angelangt waren, zum Tode. Die Herren waren bereits in Ilse's Zimmer, als aus der Küche ein klägliches Geschrei ertönte und das Küchenmädchen ihr bleiches Gesicht an der Thür zeigte und die Herrin heraustrief. Dort fand sich, daß das Gemüth des Mädchens das Schlachten nicht bewerkstelligen konnte. Da Gabriel die nöthigen Mencheleien sonst still an entlegener Stätte besorgt hatte, wußte sie sich heut keinen Rath, ein ängstlicher Versuch war unglücklich abgelaufen, und Ilse mußte das Unvermeidliche selbst thun. Als sie wieder eintrat, frug unglücklicher Weise Felix nach dem Grunde der Aufregung, und Ilse erzählte kurz den Vorfall.

Die Hähnchen kamen auf den Tisch, sie machten der Küche keine Schande, Ilse schnitt und legte vor. Aber ihr Gatte schob den Teller zurück, und Raschke arbeitete zwar aus Artigkeit ein wenig an seinem Bruststücke herum, würgte aber auch über den Bissen. Ilse sah mit großen Augen auf die beiden Männer. „Weshalb essen Sie nicht, Herr Professor?“ frug sie endlich den Gast mit mühsam erkämpfter Ruhe.

„Es ist nur eine Schwäche der Empfindung,“ erwiederte Raschke, „und Sie haben ganz Recht, es ist eine Thorheit; mich stört noch das Geschrei der armen Gebratenen.“

„Dich auch, Felix?“ frug Ilse mit ausbrechendem Eifer.

„Ja,“ erwiderte dieser, „ist es nicht möglich, das Umbringen unmerklich zu machen?“

„Nicht immer,“ entgegnete Ilse gekränkt, „wenn der Raum so enge und die Küche so nahe ist.“ Sie klingelte und ließ den unglücklichen Braten abtragen. „Da man in der Stadt das Schlachten so sehr bedauert, sollte man kein Fleisch essen.“

„Sie haben ganz Recht,“ wiederholte Raschke versöhnend, „und unsere Empfindlichkeit hat nur geringe Berechtigung. Wir finden die Zubereitungen unbehaglich und lassen uns Vereitetes in der Regel sehr wohl gefallen. Aber wer gewöhnt ist, das Thierleben mit Theilnahme zu betrachten, den beunruhigt die Zerstörung eines Organismus für egoistische Zwecke immer, wenn sie in einer Weise vollzogen wird, an welche er zufällig nicht gewöhnt ist. Denn das ganze Leben der Thiere hat für uns etwas Geheimnißvolles. Dieselbe Lebenskraft, die wir an uns beobachten, ist im Grunde auch in ihnen thätig, nur eingeengt durch eine anders beschränkte und im Ganzen weit unvollkommnere Organisation!“

„Wie kann man ihre Seele mit der des Menschen vergleichen,“ rief Ilse, „das Vernunftlose mit dem Vernünftigen, das Vergängliche mit dem Ewigen!“

„Was das Unvernünftige betrifft, liebe Frau Collega, so ist es ein Wort, bei dem man sich in diesem Falle nichts Genaueres denkt. Wie groß der Unterschied

zwischen Mensch und Thier auch sei, er ist schwer festzustellen, und auch nach dieser Richtung ziemt uns Bescheidenheit. Wir wissen sehr wenig von den Thieren, selbst von denen, welche täglich mit uns leben. Und ich gestehe Ihnen, daß mir der gelegentliche Versuch, dies Unverständliche meinem Verständniß näher zu rücken, eine Achtung und Scheu vor dem fremdartigen Leben eingeflößt hat, bei welcher zuweilen Schrecken war. Ich leide nicht, daß Jemand von meinen Leuten sein Herz an ein Thier hängt. Auch aus einer Weichheit des Gefühls, die, wie ich Ihnen zugebe, pedantisch ist. Aber die Einwirkung des menschlichen Gemüthes auf die Thiere ist mir vollends räthselhaft und unheimlich erschienen, es werden in den fremden Kreaturen dadurch Seiten ihres Lebens entwickelt, welche sie nach einzelnen Richtungen dem Menschen sehr ähnlich machen. Auch hat die liebevolle Annäherung an unsere Art für uns so viel Rührendes, daß wir leicht mehr Herz und Empfindung auf ein Thier wenden, als ihm und uns frommt."

„Aber das Thier bleibt doch, wie es seit der Schöpfung war," rief Ilse, „unverändert in seinen Trieben und Neigungen. Wir können einen Vogel abrichten und einen Hund zwingen, daß er überbringt, was er selbst fressen möchte, aber das ist nur äußerer Zwang. Sind sie sich selbst überlassen, so bleibt ihnen Art und Natur ungeändert, und was wir Cultur nennen, fehlt ihnen ganz."

„Auch darüber sind wir keineswegs sicher," versetzte

Raschke. „Wir wissen gar nicht, ob nicht jedes Geschlecht der Thiere auch eine Bildung und Geschichte hat, welche von der ersten Generation bis zur letzten reicht. Es ist sehr möglich, daß Kenntnisse, Virtuositäten und Verständniß der Welt, so weit dies den Thieren möglich ist, sich in engerem Kreise ebenso wandelte, als bei den Menschen. Es ist eine willkürliche Annahme, daß die Vögel vor tausend Jahren genau ebenso gesungen haben, als jetzt. Und ich bin der Ansicht, daß Wolf und Fuchs auf cultivirtem Boden in ähnlicher Lage sind, wie die letzten Trümmer der Indianerstämme unter den Weißen, während solche Thiere, die in erträglichem Frieden mit den Menschen leben, wie die Sperlinge und anderes kleines Volk, sogar die Bienen, in ihrer Art flüger werden und im Laufe der Zeit Fortschritte machen, Fortschritte, die wir in einzelnen Fällen ahnen, die unsere Wissenschaft aber noch nicht darzustellen vermag.“

„Damit wird unser Herr Oberförster sehr einverstanden sein,“ sagte Ilse ruhiger, „er klagt bitterlich, daß die Finken unserer Gegend sich seit Menschengedenken in ihrem Gesange erbärmlich verschlechtert haben, weil alle guten Sänger weggefangen sind und die jungen nichts Ordentliches mehr lernen.“

„Vortrefflich,“ rief Raschke. „Und wie es unter den Thieren derselben Art kluge und unwissende giebt, läßt sich auch annehmen, daß den einzelnen eine gewisse geistige Arbeit zugewiesen ist, welche über ihr Leben hinaus reicht. Und die Erfahrung eines alten Raben

oder die melodische Tonfolge einer schönsingenden Nachtigall wäre für die späteren Geschlechter nicht verloren, sondern wirkte auch in ihnen mit einer gewissen Dauer. Nach dieser Richtung darf man wohl von Cultur und Fortbildung auch der Thiere sprechen. — Aber der Küche gegenüber bekennen wir, daß wir zum Nachtheil für das gemeinsame Behagen an unrechter Stelle gefühlvoll geworden sind, und Sie zürnen uns deshalb nicht, liebe Freundin.“

„Für diesmal wird es vergessen,“ erwiderte Ilse versöhnt, „das nächste Mal setze ich Ihnen gesottene Eier vor, die werden doch kein Bedenken haben.“

„Mit den Eiern ist es auch so ein eigen Ding,“ versetzte Raschke, „doch darüber enthalte ich mich billig einer näheren Betrachtung. Was mich aber hierher geführt hat,“ fuhr er zu Felix gewandt fort, „war nicht Huhn nicht Ei, sondern College Struvelius. Ich suche für ihn Versöhnung.“

Felix setzte sich steif zurecht. „Kommen Sie in seinem Auftrage?“

„Noch nicht, aber auf Wunsch einiger Kollegen. Sie wissen, daß für das nächste Jahr ein energischer Rector nöthig wird. Und es ist unter den Bekannten wiederholt von Ihnen die Rede gewesen. Struvelius wird wahrscheinlich Decan, schon deshalb wünschen wir, daß Sie beide in ein freundliches Verhältniß treten. Noch mehr des academischen Friedens wegen. Ungern sehen wir unsere Alterthumswissenschaft auf gespanntem Fuße.“

„Was der Mann etwa gegen mich versehen hat,“ entgegnete der Professor stolz, „kann ich ihm leicht vergeben, obgleich das kleinliche und versteckte Wesen mir innerlich zuwider ist. Daß er durch seine thörichte Arbeit sich selbst und dadurch unsere Universität bloß gestellt hat, ertrage ich schwerer. Was mich aber von ihm scheidet, das ist die Unehrlichkeit seiner Empfindung.“

„Der Ausdruck ist zu stark,“ rief Raschke.

„Er entspricht genau seinem Thun,“ entgegnete der Professor. „Als der Beweis einer Fälschung geführt war, da noch war seine Furcht, eine Niederlage zu erleben, stärker als sein Sinn für Wahrheit, und er hat sich selbst belogen, um Andere zu täuschen. Das ist eines deutschen Gelehrten unwürdig, und für solches Unrecht kenne ich keine Vergebung.“

„Das ist wieder zu hart,“ versetzte Raschke, „er hat offen und loyal seinen Irrthum bekannt.“

„Er hat es erst gethan, als durch Magister Knips ihm und Anderen die Fälschung an der Schrift augenscheinlich nachgewiesen und dadurch die letzte Ausflucht genommen war.“

„Die Gefühle eines Menschen sind nicht so leicht wie Zahlen in ihre Elemente zu zerfallen,“ entgegnete Raschke, „und nur wer billig urtheilt, wird richtig rechnen. Er hat gekämpft mit verletztem Stolz, vielleicht zu lange, aber er hat sich herausgehoben.“

„Ich gestatte an der Sittlichkeit eines wissenschaftlichen Mannes keine irrationalen Größen, hier war die

Frage, schwarz oder weiß, Wahrheit oder Lüge," rief Felix.

„Du hast doch dem Magister größere Nachsicht bewiesen," sagte Ilse bittend, „und ich habe ihn seit der Zeit mehr als einmal bei dir gesehen."

„Der Magister hat in der Hauptsache geringere Schuld," antwortete der Gatte. „Als ihm die Frage ernsthaft vor die Seele trat, hat er sehr wohl seinen Scharfsinn angewandt."

„Er hatte Geld dafür bekommen," sagte Ilse.

„Er ist ein armer Teufel, gewöhnt als Zwischenhändler bei Antiquargeschäften einigen Vortheil zu haben, und Niemand wird an ihn die Forderung stellen, daß er sich durchweg als Gentleman erweise. Soweit seine gedrückte Seele der Wissenschaft angehört, ist sie nicht ohne männlichen Stolz, das weiß ich. Und für dergleichen Naturen habe ich das wärmste Mitgefühl. Denn sein Leben ist in der Hauptsache ein fortgesetztes Martyrium zum Besten Anderer. Und wenn ich einen solchen Mann verwende, so weiß ich sicher, wo ich ihm vertrauen kann, wo nicht."

„Möchten Sie sich darin nicht täuschen," rief Raschke.

„Ich übernehme Gefahr und Verantwortung," entgegnete der Professor; „nichts weiter von dem Magister, er gehört nicht hierher. Wenn ich aber seine Schuld mit der des Strubelins vergleichen soll, so ist mir nicht zweifelhaft, wer, alles eingerechnet, den größeren Mangel an Ehrgefühl gezeigt hat."

„Das ist wieder so ungerecht,“ rief Raschke, „daß ich eine solche Aeußerung über den abwesenden Kollegen nicht anhören kann. Ich vermiße mit tiefem Bedauern in Ihrer Auffassung die Unbefangenheit, welche ich unter allen Umständen geboten halte, am meisten im Urtheil über einen Amtsgenossen.“

„Sie selbst haben mir gesagt,“ versetzte der Professor ruhiger, „daß er dem Verkäufer Schweigen versprochen hat, weil ihm Aussicht auf noch andere geheimnißvolle Pergamente gemacht wurde. Wie können Sie für solches Preisgeben des eigenen Selbstgefühls ein Wort der Entschuldigung finden?“

„Es ist wahr,“ erwiederte Raschke, „das hat er gethan, und das war seine Schwäche.“

„Das war seine Unsittlichkeit,“ rief der Professor wieder, „und darüber komme ich nicht weg. Wer anders denkt, mag ihm die Hand drücken.“

Raschke stand auf. „Wenn Ihre Worte meinen, daß derjenige weniger Ethos besitzt, der dem Struvelius noch die Hand drückt, so entgegne ich Ihnen, daß ich dieser Mann bin, und daß mich diese Handlung noch keinen Augenblick vor mir selbst gedemüthigt hat. Ich habe vor Ihrem kräftigen und reinen Empfinden eine recht innerliche Hochachtung, und es ist mir manchmal ein Beispiel gewesen, aber heut muß ich Ihnen sagen, daß ich mich Ihrer nicht freue. Ist diese Härte doch im Grunde deshalb in Sie gekommen, weil Struvelius Sie persönlich verletzt hat, so geht sie über das Maß hin-

aus, nach welchem wir nicht uns selbst, aber Andere beurtheilen sollen.“

„Sie gehe über das Maß hinaus,“ rief der Professor, „ich kenne kein bescheidenes Maß bei den Anforderungen, die ich an das Rechts- und Anstandsgefühl meiner persönlichen Bekannten stelle. Mir ist nicht gleichgiltig, bei dieser Auffassung Sie zum Gegner zu haben; aber wie ich bin, selbst ein unvollkommener und irrrender Mensch, ich kann mir diese Forderungen an meine Umgebung nicht herabstimmen.“

„So will ich wünschen,“ brach Raschke los, „daß Sie selbst nie in den Fall kommen, Anderen bekennen zu müssen, Sie seien durch einen Betrüger gerade da getäuscht, wo sich Ihr Selbstgefühl am kräftigsten erhob. Denn wer so stolz über Andere urtheilt, dem würde das Bekenntniß der eigenen Kurzsichtigkeit nicht geringe Schmerzen bereiten.“

„Ja, es wäre furchtbar für mich,“ rief Felix, „auch wider meinen Willen Andere in Unwahrheit und Lüge zu verstricken. Aber darauf vertrauen Sie, ich würde, um solches Unrecht zu sühnen, alles, was ich an Leben und Kraft noch habe, daran setzen. Unterdeß bleibt es zwischen jenem und mir wie bisher.“

Raschke rückte seinen Stuhl unter den Tisch. „Dann gehe ich heute, denn ich bin durch unsere Erörterung aus der Ruhe gekommen, und ich würde ein schlechter Gesellschafter sein. Es ist das erstemal, Frau Collega, daß ich aus diesem Hause mit unbehaglichem Gefühl

scheide, und nicht am wenigsten schmerzt mich, daß meine unzeitige Parteinahme für Hühnerseelen auch gegen Sie den Ramm gestraubt hat.“

Ilse sah betrübt in das erregte Antlitz des werthen Mannes, und um die wogenden Gedanken zu glätten und an gute Freundschaft zu mahnen, sagte sie bittend: „Aber das arme Huhn ist Ihnen nicht erlassen, das müssen Sie doch noch essen, und ich Sorge dafür, daß es Ihnen morgen durch Ihre Frau zum Frühstück vorgesetzt wird.“

Raschke drückte ihr die Hand und eilte zur Thür hinaus, der Professor ging heftig im Zimmer auf und ab, endlich trat er vor seine Frau und frug kurz: „Habe ich Unrecht?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Ilse zögernd, „aber als der Freund zu dir sprach, war meine ganze Empfindung auf seiner Seite, und mir war, als hätte er Recht.“

„Auch du?“ sagte der Professor finster, wandte sich ab und schritt in seine Arbeitsstube.

Und wieder saß Ilse allein, das Herz war ihr schwer und sie grübelte: „Er sieht doch in vielen Dingen das Leben anders an als ich. Gegen die Thiere ist er weicher und gegen die Menschen zuweilen härter als ich sein kann. Und wie ich mich auch mühe, ich bleibe ihm gegenüber ein ungeschicktes Weib vom Lande. Er ist glütig gewesen gegen die Rollmaus, er wird es auch gegen mich sein, aber er wird immer gegen mich Nachsicht üben müssen.“

Sie sprang auf und ihr Antlitz flammte.

Unterdeß fuhr Raschke im Vorzimmer umher. Auch dort herrschte Unordnung, Gabriel war noch nicht von seinem weiten Wege zurückgekehrt, die Köchin hatte das abgeräumte Mahl bis zu seiner Ankunft auf einen Seitentisch gestellt, und Raschke mußte allein seinen Ueberrock suchen. Er wühlte unter den Kleidern, griff einen Rock und einen Hut. Und da er heut nicht zerstreut war wie wohl sonst, fiel ihm bei einem Blick über die verschmähte Abendkost noch zu rechter Zeit ein, daß er ein Huhn essen mußte. Deshalb erfaßte er die neuen Zeitungen, welche Gabriel für seinen Herrn zu recht gelegt hatte, nahm schnell ein Huhn aus der Schüssel, wickelte es in die Blätter und verjenkte es in die Tasche, deren Tiefe und Geräumigkeit ihn angenehm überraschte. So eilte er bei der erstaunten Köchin vorüber zur Wohnung hinaus. Als er die Entree Thür öffnete, stieß er an etwas, das an der Schwelle wurzelte, er hörte hinter sich ein häßliches Geknurr und stürmte die Treppe hinab in's Freie.

Dabei flogen ihm die Reden des verlassenen Freundes durch den Kopf. Das ganze Verhalten Werners war sehr charakteristisch, und es war ein tüchtiges Wesen. Merkwürdig, daß in einem Augenblick des Zornes Werners Gesicht plötzliche Aehnlichkeit mit dem einer Dogge erhalten hatte. Hier wurde dem Philosophen die gradlinige Kette seiner Betrachtungen gekrenzt durch die Erinnerung an das Gespräch über Thierfesseln.

„Es ist doch zu bedauern, daß es immer noch schwer wird, den seelischen Ausdruck der Thiere zu fixiren. Gelänge das, so würde auch die Wissenschaft davon Nutzen ziehen. Wer Ausdruck und Geberde der Leidenschaften bei Menschen und höheren Thieren genau bis auf Einzelheiten vergleichen könnte, der vermöchte aus dem Gemeingültigen wie aus den einzelnen Abweichungen Interessantes zu folgern. Denn dadurch würde das Naturgemäße ihrer dramatischen Bewegung und vielleicht einige neue Gesetze derselben gefunden werden.“

Während der Philosoph darüber dachte, fühlte er ein wiederholtes Ziehen am Rockschloß. Da seine Frau die Gewohnheit hatte, ihn leise zu zupfen, wenn er neben ihr in Gedanken wandelte und einem Bekannten begegnete, so ließ er sich dadurch nicht weiter stören, er nahm freundlich seinen Hut ab und sagte gegen das Brückengeländer gewendet: „Guten Abend.“

„Dies Gemeinjame und Ursprüngliche des menschlichen Ausdrucks bei Menschen und höheren Thieren würde aber, genau erkannt, vielleicht sogar neue Blicke in das große Geheimniß des Lebens verstatten.“ — Es zupfte wieder. Rasche nahm mechanisch den Hut ab; es zupfte wieder. „Ich danke, liebe Aurelie, ich habe gegrüßt.“ Darüber entwickelte sich an ihm der Seitengedanke, daß seine Frau nicht so tief unten am Rock ziehen könnte. Die zupfte, war gar nicht sie, sondern seine kleine Tochter Bertha, die zuweilen altflug neben ihm ging und ebenso wie die Mutter leise die Glocke zum

Grüßen zog. „Es ist gut, mein Kind,“ sagte er, da Bertha unaufhörlich an dem Rockschloß kratzte und läutete. „Komm hervor, du Schelm,“ und er faßte in Gedanken hinter sich, die Neckerin heranzuziehen. Er ergriff tief unten etwas Rundes, Zottiges, fühlte im Augenblick scharfe Zähne an seinen Fingern und wandte sich erschrocken um. Da sah er im Laternenlicht ein röthlich schimmerndes Ungethüm mit dickem Kopf, mit gesträubtem Haar und einer Quaste statt des Schwanzes aus gehobener Stellung auf die Vorderbeine zurückfallen. Frau und Tochter waren ihm greulich verwandelt und er blickte verwundert auf das undeutliche Geschöpf, das sich ihm gegenüber setzte und ihn ebenfalls schweigend anstarrte.

„Eine merkwürdige Begegnung,“ rief Rasche. „Was bist du, unbekanntes Wesen? muthmaßlich ein Hund, hinweg mit dir!“ Die Kreatur wich einige Schritte zurück, Rasche eilte in seiner Untersuchung weiter: „Wenn man den Gesichtsausdruck und die Geberde der Affecte in solcher Art auf Grundformen zurückführte, so würde sich jedenfalls als eins der thätigsten Geseze das Bestreben erweisen, Fremdes anzuziehen und abzustößen. Und es wäre lehrreich, bei diesen unwillkürlichen Bewegungen der Menschen und Thiere zu unterscheiden, was jeder Art naturnothwendig und was ihr conventionell ist. Hinweg, Hund, thu mir den Gefallen und geh nach Haus. Was will er von mir? er gehört offenbar in Werners Reich. Das arme Geschöpf wird sich unter

der Herrschaft einer fixen Idee in der Stadt verlaufen.“

Unterdeß wurden die Angriffe Speihahns leidenschaftlicher, zuletzt bewegte er sich in ganz unnatürlichem und rein conventionellem Marsche nur auf den Hinterbeinen vorwärts, indem er sich mit den Vorderpfoten an die Rückseite des Professors stemmte, und mit dem Maul förmlich in den Rock einbiß.

Ein später Schusterjunge blieb stehen und schlug an sein Schurzfell. „Schämt sich der Meister nicht, daß er sich von dem armen Lehrlingen hockschieben läßt?“ Und in Wahrheit sah der Hund hinter dem Manne aus, wie ein Zwerg, der auf der Eisbahn einen Riesen stoßend fortbewegt.

Rasches Interesse an den Gedanken des Hundes wurde größer. Er blieb an einer Laterne stehen, besah und befühlte seinen Rock. Dieser Rock war zu einem Sammetfragen und sehr langen Ärmeln gekommen, zu Vorzügen, welche der Philosoph an seinem Oberrocke niemals bemerkt hatte. Jetzt war die Sache klar, er selbst hatte in Gedanken ein falsches Kleid gewählt, und der wackere Hund bestand darauf, die Garderobe seines Herrn zu retten und dem Räuber fühlbar zu machen, daß etwas nicht in Ordnung war. Rasche freute sich so sehr über diese Klugheit, daß er sich umdrehte, an Speihahn einige gültige Worte richtete und einen Versuch machte, das borstige Fell zu streicheln. Der Hund schnappte wieder nach seiner Hand. „Du hast ganz Recht,“ ent-

gegnete Raschke, „daß du mir zürnst, ich will dir beweisen, daß ich mein Unrecht einsehe.“ Er zog den Rock aus und hing ihn über den Arm: „Richtig, er ist weit schwerer als mein eigener.“ So ging er in seinem dünnen Leibrock frisch vorwärts und erkannte mit Befriedigung, daß der Hund die Angriffe auf den Rücken aufgab. Dafür aber sprang Speihahn an der Rockseite dahin, und wieder biß er nach dem Rock und nach der Hand und knurrte widerwärtig.

Dem Professor wurde der Hund ärgerlich, und als er auf der Promenade an eine Bank kam, legte er den Rock auf die Bank, um den Hund in ernstester Begegnung nach Hause zu treiben. Dadurch wurde er zwar den Hund los, aber auch den Rock. Denn Speihahn sprang mit gewaltigem Satz auf die Bank, stellte sich breitbeinig über den Rock und erhob gegen den Professor, der ihn vertreiben wollte, ein grimmiges Knurren und Fauchen. „Es ist Werners Rock,“ sagte sich der Professor, „und es ist Werners Hund, es wäre unrecht, das arme Thier zu schlagen, weil es in seiner Treue leidenschaftlich wird, und es wäre unrecht, Hund und Rock zu verlassen.“ So blieb er vor dem Hunde stehen und redete ihm freundschaftlich zu, aber Speihahn achtete gar nicht mehr auf den Professor, er wandte sich gegen den Rock selbst und kratzte, wühlte, biß hinein. Raschke sah, daß der Rock diese Wuth nicht lange ertragen konnte. „Er ist verrückt oder toll,“ sagte er sich mißtrauisch, „zuletzt werde ich doch Gewalt gegen

dich brauchen müssen, arme Creatur," und dabei überlegte er, ob er ebenfalls auf die Bank springen und den Verrückten durch eine kräftige Fußbewegung in die Tiefe schleudern sollte, oder ob er den unvermeidlichen Angriff besser von unten eröffnen würde. Er entschloß sich zu letzterem und sah umher, ob irgendwo ein Stein oder Pfahl gegen den Wüthenden erreichbar sei. Dabei blickte er auf die Bäume und den dunklen Himmel über sich, und die Dertlichkeit erschien ihm ganz fremd. „Ist hier Zauberei im Spiel?“ rief er ergötzt. „Bitte,“ wandte er sich grüßend an einen einsamen Wanderer, der seines Weges kam, „in welcher Stadtgegend sind wir wohl? Und könnten Sie mir wohl auf einen Augenblick Ihren Stock leihen?“

„Wirklich?“ entgegnete der Angeredete in unwilligem Ton, „das sind ja sehr verfängliche Fragen. Meinen Stock brauche ich des Abends selbst. Wer sind denn Sie, mein Herr?“ Und der Fremde trat dem Professor drohend näher.

„Ich bin friedlich,“ versetzte Raschke, „und thätlichen Angriffen durchaus abgeneigt. Es hat sich nur zwischen jenem Thiere auf der Bank und mir ein Streit um den Besitz eines Rockes erhoben, und ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie den Hund von dem Rocke verschreckten. Aber ich bitte Sie, dem Thiere nicht mehr weh zu thun, als durchaus nöthig ist.“

„Ist denn das Ihr Rock?“ frug der Mann.

„Das kann ich leider nicht bejahen,“ versetzte Raschke gewissenhaft.

„Hier ist etwas nicht in Ordnung,“ rief der Fremde und sah wieder argwöhnisch auf den Professor.

„Allerdings nicht,“ versetzte Raschke, „der Hund ist außer sich, der Rock ist vertauscht, und ich weiß nicht, wo wir sind.“

„Nahe beim Thalthor, Herr Professor Raschke,“ antwortete die Stimme Gabriels, welcher eilig zu der Gruppe trat. „Um Vergebung, wie kommen Sie hierher?“

„Vortrefflich,“ rief Raschke vergnügt, „ich bitte, übernehmen Sie hier diesen Rock und diesen Hund.“

Erstaunt sah Gabriel auf Freund Speihahn, der jetzt über dem Rocke saß und gegen seinen Gönner das Haupt senkte. Gabriel warf den Hund herab und riß den Rock an sich. „Das ist ja unser Ueberzieher,“ rief er.

„Ja, Gabriel,“ bestätigte der Professor, „das war mein Irrthum, und der Hund hat dem Rock eine merkwürdige Treue bewiesen.“

„Treue?“ rief Gabriel entrüstet, und zog ein Packet aus der Tasche des Rockes. „Es war gefräßiger Eigennutz, Herr Professor, hierin muß etwas Gebratenes sein.“

„Ha,“ rief Raschke, „richtig, ich erinnere mich, das Huhn ist an allem Schuld. Geben Sie mir das Packet, Gabriel, das Huhn muß ich selbst essen. Und wir könnten jetzt mit völliger Befriedigung einander Gutenacht sagen, wenn Sie mir noch ein wenig meine Richtung durch diese Bäume angeben wollten.“

„Aber Sie dürfen mir nicht in der Abendluft ohne Oberrock nach Hause gehen,“ bat Gabriel wohlmeinend, „wir sind nicht weit von unserer Wohnung, am besten wäre wirklich, der Herr Professor lehrte mit mir um.“

Raschke überlegte und lachte: „Sie haben Recht, lieber Gabriel, mein Aufbruch war ungeschickt, und die Thierseele hat heut eine Menschenseele zur Ordnung gebracht.“

„Wenn Sie diesen Hund meinen,“ versetzte Gabriel, „so wär's zum ersten Mal, daß er etwas Ordentliches zu Stande bringt. Ich merke, er ist Ihnen von unserer Thür nachgeschlichen, denn dorthin stelle ich ihm des Abends die kleinen Knochen.“

„Er that einmal, als wäre er nicht ganz bei Sinnen,“ sagte der Professor.

„Er ist schlau, wo er will,“ versetzte Gabriel geheimnißvoll, „aber wenn ich von meinen Erfahrungen mit diesem Hund reden sollte —“

„Sprechen Sie, Gabriel,“ rief der Philosoph wißbegierig. „Nichts ist vor Thieren so werthvoll, als wahrhafter Bericht solcher, welche genau beobachtet haben.“

„Das darf ich von mir sagen,“ bestätigte Gabriel mit Selbstgefühl, „und wenn Sie genau wissen wollen, wie er ist, so versichre ich Sie, er ist verwünscht, er ist unehrlich, er ist vergiftet und er hat einen Grimm gegen die Menschheit.“

„Hm, so!“ versetzte der Philosoph kleinlaut, „ich

merke, es ist viel schwerer, einem Hund in's Herz zu sehen, als einem Professor."

Speihahn schlich still und gedrückt, und hörte auf das Lob, das ihm ertheilt wurde, während Professor Raschke von Gabriel geleitet in das Haus am Parke zurückkehrte. Gabriel öffnete die Thür des Wohnzimmers und rief hinein: „Herr Professor Raschke.“

Alse streckte ihm beide Hände entgegen: „Willkommen, willkommen, lieber Herr Professor,“ und führte ihn in das Arbeitszimmer des Gatten.

„Da bin ich wieder,“ rief Raschke vergnügt, „nach einer Irrfahrt wie im Märchen; was mich zurückgeführt hat, waren zwei Thiere, die mir den richtigen Weg wiesen, ein gebratnes Huhn und ein vergifteter Hund.“ Felix sprang auf, die Männer grüßten einander mit warmem Händedruck und es wurde nach aller Irrung noch ein herzerfreuender Abend.

Als Raschke sich spät entfernt hatte, sagte Gabriel traurig zu seiner Herrin: „Dies war der neue Rock; das Huhn und der Hund haben ihn verwüstet, daß es ein Jammer ist.“

Die Erkrankung.

Ueber dem Stadtwald und den Gärten rührte sich das junge Leben des Frühlings. In stillem Wintertraum hatten Knospen und Raupen nebeneinander geschlafen, jetzt schoß das Blatt aus seiner Hülle und der Wurm kroch über das junge Grün. Unter dem hellen Schein einer höheren Sonne begann der Kampf des Lebens, das Blühen und Welken, die bunten Farben und der Spätfrost, in dem sie erblichen, das lustige Laub und der Käfer, der daran nagte. Der uralte Streit erhob sich um Knospen und Blüthen wie im Herzen des Menschen.

In Altes Lehrstunden wurde jetzt Herodot gelesen. Auch er ein Frühlingsbote des Menschengeschlechts an der Grenze zwischen träumender Poesie und heller Wirklichkeit, der frohe Verkünder einer Zeit, in welcher das Volk der Erde sich der eigenen Schönheit freute und die Wahrheit mit Ernst zu suchen begann. Wieder las Alse in leidenschaftlicher Spannung die Seiten, welche ihr eine verschüttete Welt so lebendig und herzlich vor Augen stellten. Aber es war nicht mehr die ungetrübte

erhebende Freude an dem Erzählten, wie bei dem Werk des großen Dichters, der Schicksal und Thaten seiner Helden so lenkte, daß sie dem Gemüth auch da wohlthaten, wo sie Leid und Schrecken erregten. Denn das ist ein Recht der menschlichen Erfindung, die Welt zu gestalten, wie das weiche Herz des Menschen sie ersehnt: Wechsel und billiges Verhältniß in Glück und Leid, jedem Einzelnen nach seiner Kraft und seinem Thun Anerkennung und klug zugemessene Vergeltung. Der Geist aber, welcher hier das geschwundene Leben regierte, waltete übermenschlich; die Fülle des Lebendigen drängte sich, eines verwüsthete das andere, erbarmungslos brach die Zerstörung ein, und sie traf die Guten wie die Bösen, es war auch eine Vergeltung, es war auch ein Fluch, aber sie schlugen unbegreiflich, grausam, herzzerermend. Das Gute blieb nicht gut, und das Böse behielt den Sieg. Was erst zum Segen war, wurde später zum Verderben, was heut wohlthätig Größe und Herrschaft gab, das wurde morgen eine Krankheit, welche den Staat zerstörte. Wenig galt jetzt der einzelne Held; wo sich eine große Menschenkraft für Augenblicke herrschend erhob, sah Ise gleich darauf, wie sie dahinschwand in dem wirbelnden Strom der Ereignisse. Krösus, der über sichere guthertzige König, fiel, der starke Chrus verging, und Xerxes wurde geschlagen. Aber auch die Völker versanken, die große Wunderblume Egypten verdorrte, das goldene Reich der Hyder zerbrach, die mächtigen Perser verdarben zuerst Andere, dann sich selbst.

Und in dem jungen Hellenenvolk, das sich so heldenkräftig erhob, sah sie bereits den Zorn, die Missethat und die feindlichen Gegensätze geschäftig, durch welche das schönste Gebilde des Alterthums nach kurzem Gedeihen vergehen sollte.

Alse und Laura saßen einander gegenüber, zwischen ihnen lag das aufgeschlagene Buch. Zwar wurde Laura nicht bei dem geheimen Vortrag des Professors zugelassen, aber ihre Seele flog getreulich auf der Wildbahn nebenher. Alse theilte ihr von dem Erwerb ihrer Stunden mit und genoß die süße Freude, neues Wissen lehrend in den Geist einer Vertrauten zu senken.

„Auf diesen Xerxes habe ich einen großen Zorn,“ rief Laura, „schon von der Fibel her: Der Perser Xerxes war ein großer reicher König, Xanthippe war ein Weib, doch taugten beide wenig. Ich dachte lange, Xanthippe wäre seine Frau gewesen, ich hätte sie ihm gegönnt. Sehen Sie dagegen die dreihundert Spartaner, sie senden die andern nach Haus, und kränzen sich und salben sich und ziehen ihr Festkleid an zum Tode. Das erhebt das Herz. Sie waren Männer. Und könnte ich ihrem Gedächtniß etwas Liebes erweisen durch meinen dummen Kopf und meine schwachen Hände, ich wollte dafür arbeiten, bis mir die Finger schmerzten. Aber was kann ich Armselige thun! Höchstens Reisetaschen stiften für ihren Weg in die Unterwelt, und die kämen zweitausend Jahr zu spät. Wir Frauen sind erbärmlich dran,“ rief sie ärgerlich.

„Ich weiß andere aus der Schlacht,“ sagte Alse, „die mir rührender sind, als die dreihundert von Sparta. Das sind die Thespier, welche zugleich mit ihnen kämpften und starben. Die Spartaner zwang ihr stolzes Herz, die strenge Zucht und Befehl ihrer Obrigkeit. Die Thespier aber starben freiwillig. Sie waren kleine Leute, und sie wußten wohl, daß die größte Ehre ihren vornehmen Nachbarn bleiben würde. Sie aber standen treu in bescheidenem Sinn, und das war weit selbstloser und edler. — Ach, ihnen allen war es leicht,“ fuhr sie traurig fort, „aber die zurückblieben, ihre armen Eltern, die Frauen und Kinder, das zerstörte Glück und der unsägliche Jammer daheim.“

„Jammer!“ rief Laura, „wenn sie dachten wie ich, waren sie stolz auf den Tod ihrer Lieben und trugen, wie diese, Kränze in ihrem Schmerz. Wozu ist unser Leben, wenn man sich nicht freuen darf, es für Höheres hinzugeben.“

„Für Höheres?“ frug Alse. „Was den Männern höher gilt als Weib und Kind, ist das höher auch für uns? Unser Amt ist, das ganze Herz auf sie, die Kinder und das Haus zu richten. Und wenn sie uns genommen werden, uns ist das ganze Leben verwüßtet und nichts bleibt, als unendliche Trübsal. Da ist für uns wohl natürlich, wenn wir ihren Beruf anders ansehen, als sie selbst.“

„Ich will auch ein Mann sein,“ rief Laura. „Sind wir denn so schwach an Geist und Gemüth, daß wir

weniger Begeisterung und Ehrgefühl und Liebe zum Vaterland haben müssen als sie? Der Gedanke ist furchtbar, durch das ganze Leben nur Dienerin zu sein eines Gebieters, der auch nicht stärker und besser ist als ich, und der Gummischuhe trägt, sich die Füße nicht naß zu machen, und einen wollenen Shawl, sobald ein rauhes Lüftchen weht.“

„Man trägt dergleichen hier in der Nachbarschaft,“ versetzte Ilse lächelnd.

„Es thun's die Meisten,“ sagte Laura ausweichend, „und glauben Sie mir, Frau Ilse, dies Männervolk hat kein Recht darauf, daß wir unser ganzes Herz und Leben auf sie richten. Grade die tüchtigsten haben kein volles Herz für uns. Und wie sollten sie auch? Wir sind ihnen gut zur Unterhaltung und ihre Strümpfe zu stopfen und vielleicht ihre Vertrauten zu werden, wenn sie sich einmal nicht Rath wissen, aber die besten von ihnen sehen immer über uns weg auf das Ganze, und dort ist ihr eigentliches Leben. Und was ihnen recht ist, das sollte uns billig sein.“

„Und haben wir nicht genug an dem, was sie uns von ihrem Leben geben?“ frug Ilse. „Ist's auch nur ein Theil, er macht uns glücklich.“

„Ist es ein Glück, die größten Gefühle zu entbehren?“ rief Laura wieder, „können wir sterben wie Leontidas?“

Ilse wies auf die Thür ihres Gatten. „Mein Hellas sitzt dort drin und arbeitet, und mir pocht das

Herz, wenn ich seinen Tritt höre, oder auch nur das Knistern seiner Feder. Für den einen Geliebten zu leben oder zu sterben, ist doch auch eine erhebende Idee, und sie macht glücklich. Ach, nur glücklich, wenn man weiß, daß man ihm ein Glück ist."

Laura flog zu den Füßen der Freundin, sah ihr in das sorgenvolle Antlitz und schmeichelte. „Ich habe Sie ernsthaft gemacht mit meinem Geschwätz, und das war Unrecht, denn ich möchte Ihnen jede Stunde ein Lächeln um die Lippen zaubern und immer ein freundliches Licht in die sanften Augen. Haben Sie Geduld mit mir, ich bin ein Querkopf und ein unwirksames Ding, und oft unzufrieden mit mir und andern, und ich weiß manchmal selbst nicht warum. — Aber Keryes tangt nichts, dabei bleibe ich, und wenn ich ihn hätte, ich könnte ihn alle Tage ohrfeigen."

„Ihm wenigstens ist es vergolten worden," versetzte Ilse. Laura sprang wieder auf. „Ist das eine Vergeltung für den Buben, Hunderttausende hat er umgebracht oder elend gemacht, und er fährt mit heiler Haut nach Hause. Es giebt keine Strafe, die hart genug ist für solchen frevelhaften König. — Ich weiß aber recht gut, wie er war, er war ein verzogenes Mütterchöhnchen, und er hatte immer in seinem elterlichen Hause gelebt, er war aufgewachsen im Ueberfluß, und alle Menschen waren ihm unterthänig. Und deswegen behandelte er alle mit Verachtung. Es würde andern eben so gehen, wenn sie in die Lage kämen. Ich kann mir's recht gut

denken, daß ich selbst so ein Ungethüm sein würde, und mancher Bekannte auch."

"Etwa mein Mann?" frug Ilse.

"Der ist mehr *Chrus* oder *Rambyses*," versetzte Laura.

Ilse lachte. „Das ist nicht wahr. Aber wie wäre es mit dem Doctor drüben?"

Laura hob strafend die Hand gegen das Nachbarhaus. „Der wäre *Kerres*, grade wie er im Buche steht. Wenn Sie sich den Doctor denken ohne Brille, in einem goldenen Schlafrock, mit einem Scepter in der Hand, und ohne sein gutes Herz, was *Frig Hahn* allerdings hat, und etwas weniger gescheut als er ist, und noch mehr verzogen als er ist, und als einen Menschen, der kein Buch geschrieben hat, und nichts gelernt hat, als andere schlecht behandeln, so ist er ganz *Kerres*. Ich sehe ihn vor mir auf dem Throne sitzen hier am Bach und mit seiner Peitsche in das Wasser schlagen, weil es ihm die Stiefeln naß macht. Der hätte wohl gefährlich werden können, wenn er nicht hier am Stadtpark geboren wäre."

"Das meine ich auch," versetzte Ilse.

Aber am Abend in der Lehrstunde sprach Ilse zum Vatten: „Als *Leonidas* mit seinen Helden starb, rettete er seine Landsleute vor der Herrschaft fremder Barbaren, aber nach ihm endeten viele Tausende des schönen Volkes im innern Kampf der Städte, und in solchem Streite verdarb das Volk, und nicht lange wahrte es,

da kamen andere Fremde und nahmen ihren Entschluß doch die Freiheit. Wozu sind die vielen Tausende gestorben, was half der Haß und die Begeisterung und der Parteeifer, alles war eitel und alles ein Zeichen des Untergangs. Der Mensch ist hier wie ein Sandkorn, das in den Boden getreten wird, ich stehe vor einem schrecklichen Räthsel, und mir wird bange auf der Erde."

"Ich will versuchen, dir eine Lösung zu geben," versetzte der Gatte ernst, „aber die Worte, welche ich dir heut sagen darf, sind wie die Schlüssel zu den Gemächern des bösen Blaubart. Deffne nicht zu hastig jedes Zimmer, denn in einigen ist zu schauen, was dir jetzt vorzeitig neue Unsicherheit aufregt."

"Ich bin dein Weib," rief Ilse, „und hast du eine Antwort für die Fragen, welche mich peinigen, so fordere ich sie."

"Es ist auch dir kein Geheimniß, was ich dir antworte," sprach der Professor. „Du bist nicht nur, wofür du dich hältst, ein Mensch, geschaffen zu Leid und Freude, durch Natur, Liebe, Glauben mit Einzelnen verbunden, du bist zugleich mit Leib und Seele einer irdischen Macht verpflichtet, um die du nur wenig sorgst, und die doch vom ersten bis zum letzten Athemzuge dein Leben leitet. Wenn ich dir sage, daß du ein Kind deines Volkes und daß du ein Kind des Menschengeschlechts bist, so ist dir dies Wort so geläufig, daß du wohl nicht mehr an die hohe Bedeutung denkst. Und doch ist dies Verhältniß das höchste irdische, in dem du stehst. Zu sehr werden

wir von Kleinauf gewöhnt, nur die Einzelnen, mit denen uns Natur oder freie Wahl verbindet, in unser Herz zu schließen, und selten denken wir daran, daß unser Volk der Ahnherr ist, von dem die Eltern stammen, der uns Sprache, Recht, Sitte, Erwerb und jede Möglichkeit des Lebens, fast alles, was unser Schicksal bestimmt, unser Herz erhebt, geschaffen oder zugetragen hat. Freilich nicht unser Volk allein; denn auch die Völker der Erde stehen wie Geschwister nebeneinander, und ein Volk hilft Leben und Schicksal der andern bestimmen. Alle zusammen haben gelebt, gelitten und gearbeitet, damit du lebst, dich freust und schaffst.“

Isse lächelte. „Auch der böse König Rambyjes und seine Perser?“

„Auch sie,“ versetzte der Professor, „denn das große Netz, in welchem dein Leben einer Masche gleicht, ist aus unendlich vielen Fäden zusammengewebt, und wenn einer gefehlt hätte, wäre das Gewebe unvollständig. Denke zuerst an Kleines. Der Tisch, an welchem du sitzt, die Nadel, welche du in der Hand hältst, die Ringe an Fingern und Ohr verdankst du Erfindungen einer Zeit, aus welcher jede Kunde fehlt; damit dein Kleid gewebt werden konnte, ist der Webstuhl in einem unbekannten Volke erfunden, und ähnliche Palmenmuster, wie du trägst, sind in einer Fabrik der Phönicier erdacht worden.“

„Gut,“ sagte Isse, „das lasse ich mir gefallen, es ist ein hübscher Gedanke, daß die Vorzeit so artig für mein Behagen gesorgt hat.“

„Nicht dafür allein,“ fuhr der Gelehrte fort, „auch was du weißt und was du glaubst, und vieles, was dein Herz beschäftigt, ist dir durch dein Volk aus eigener und fremder Habe überliefert. Jedes Wort, das du sprichst, ist durch hunderte von Generationen fortgepflanzt und umgebildet worden, damit es den Klang und die Bedeutung bekam, welche du jetzt spielend gebrauchst. In diesem Sinn sind unsere Ahnen aus Asien in's Land gezogen, hat Armin mit den Römern für Erhaltung unserer Sprache gekämpft, damit du an Gabriel einen Befehl geben kannst, den ihr beide versteht. Für dich haben die Dichter gelebt, welche dir in der Jugendzeit des Hellenenvolkes den kräftigen Klang des epischen Verses erfanden, den ich so gern von deinen Lippen höre. Und ferner, damit du glauben kannst, wie du glaubst, war vor dreihundert Jahren in deinem Vaterland der großartigste Kampf der Gedanken nöthig, und wieder andert-halbtausend Jahre früher in einem kleinen Volke Asiens noch machtvolleres Ringen der Seele, und wieder fünfzig Generationen früher ehrwürdige Gebote unter den Zelten eines wandernden Wüstenvolkes. Das Meiste, was du hast und bist, verdankst du einer Vergangenheit, die anfängt von dem ersten Menschenleben auf Erden. Und in diesem Sinn hat das ganze Menschengeschlecht gelebt, damit du leben kannst.“

Isa sah mit Spannung auf den Gatten. „Der Gedanke erhebt,“ rief sie, „und er kann den Menschen stolz machen. Aber wie stimmt dazu, daß derselbe Mensch

wieder ein Nichts ist und wie ein Wurm zertreten wird in dem großen Treiben deiner Geschichte?"

„Wie du ein Kind deines Volkes und des Menschengeschlechtes bist, so ist es zu jeder Zeit der Einzelne gewesen, und wie er sein Leben und fast den ganzen Inhalt desselben dem größeren Erdengebilde verdankt, von dem er ein Theil ist, so ist auch sein Schicksal an das größere Schicksal des Volkes, an die Geschichte der Menschheit gefesselt. Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebenso viel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als Einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich. Ob sie als milde Herren dein Leben friedlich gewähren lassen, ob sie es sich mit hoher Mahnung in einer Stunde fordern, deine Pflicht ist dieselbe; indem du für dich zu leben und zu sterben meinst, lebst und stirbst du für sie. Das einzelne Leben ist für solche Betrachtung unermesslich klein gegen das Ganze. Uns ist der einzelne verstorbene Mensch nur erkennbar, sofern er auf andere Menschen eingewirkt hat, nur im Zusammenhange mit denen, die vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Werth. Werth hat aber in diesem Sinne der Große und der Kleine. Denn in solcher Pflicht gegen sein Volk arbeitet jeder von uns, wer seine Kinder erzieht, wer den Staat regiert, wer Wohlstand, Behagen, Bildung seines Geschlechts mehrt. Unzählige wirken dies, ohne daß von

ihnen eine persönliche Kunde bleibt, sie sind wie Wassertropfen, die mit andern eng verbunden als große Fluth dahin rinnen, für spätere Augen nicht erkennbar. Aber vergebens haben darum auch sie nicht gelebt. Und wie die zahllosen Kleinen Bewahrer der Bildung und Arbeiter für Fortdauer der Volkskraft sind, so stellt auch die höchste Kraft des Einzelnen, der größte Held, der edelste Reformator durch sein Leben nur einen kleinen Theil der Volkskraft dar. Während er für sich und seine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgestaltend für seine Zeit, vielleicht über seine Zeit und sein Volk hinaus, für alle Zukunft. Auch er zahlt nur die Schuld seines Lebens, indem er die Verpflichtung späterer Menschen größer und edler macht. Und sieh, Geliebte, bei solcher Auffassung schwindet der Tod aus der Geschichte. Das Resultat des Lebens wird wichtiger als das Leben selbst, über dem Mann steht das Volk, über dem Volk die Menschheit, alles, was sich menschlich auf Erden regte, hat nicht nur für sich gelebt, sondern auch für alle andern, auch für uns, denn es ist ein Gewinn geworden für unser Leben. Wie die Griechen in schöner Freiheit heranwuchsen und vergingen, und wie ihre Gedanken und Arbeiten den späteren Menschen zu gut kamen, so wird auch unser Leben, das in kleinem Kreise verläuft, nicht vergeblich für die Geschlechter der Zukunft.“

„Ach,“ rief Alce, „das ist eine Ansicht über das Erdenleben, die nur solchen möglich ist, welche Großes thun, und um die man sich in später Zeit immer

wieder kimmert. Mich friert dabei. Der Mensch ist hier nur wie Blume und Kraut, und das Volk wie eine Wiesenfläche, und sind sie gemäht durch die Zeit, so ist, was übrig bleibt, nur nütliches Heu für die Spätern. Alle, die einst waren und die jetzt sind, sie haben doch auch für sich selbst gelebt, und für die, welche sie sich mit freier Liebe suchten, für Weib und Kind und ihre Freunde, und sie waren noch etwas anderes als eine Ziffer unter Millionen, und als ein Blatt am ungeheuren Baume. Und wenn ihr Dasein so klein ist, und so unnütz, daß euer Auge keine Spur seines Schaffens erkennt, das Leben des armen Bettlers, meines Kranken am Dorffenster, ihre Seelen werden doch behütet von einer Macht, welche größer ist als dein großes Netz, das aus Menschenseelen gewebt ist.“ Sie sprang auf und starrte dem Gatten ängstlich in das Antlitz. „Beugt euren Menschenstolz vor einer Gewalt, die ihr nicht versteht.“

Der Gelehrte sah besorgt auf sein Weib. „Auch ich beuge mich in Demuth vor dem Gedanken, daß die große Einheit des Lebendigen auf dieser Erde nicht die höchste Macht des Lebens ist. Nur der Unterschied ist zwischen dir und mir, daß ich gewöhnt bin, in meinem Geist mit den hohen Gewalten der Erde zu verkehren. Auch mir sind sie Offenbarungen, so ehrwürdig und heilig, daß ich dem Ewigen und Unbegreiflichen am liebsten auf diesem Wege zu nahen suche. Du bist gewöhnt, das Unerforschliche im Wilde zu schauen, welches fromme

Ueberlieferung in dein Gemüth gelegt hat, und ich wiederhole die Worte, welche ich dir früher sagte: Dein Suchen und Vertrauen und das meine entspringen aus derselben Quelle, und es ist dasselbe Licht zu dem wir aufblicken, wenn auch auf verschiedene Weise. Was dem Glauben früherer Geschlechter die Götter und wieder die Engel und Erzengel waren, höhere Gewalten, welche als Boten des Höchsten das Leben der Einzelnen umschweben, das sind in anderem Sinne für uns die großen geistigen Einheiten der Völker und der Menschheit, Persönlichkeiten, welche dauern und vergehen, aber nach andern Gesetzen als die einzelnen Menschen. Und daß ich diese Gesetze zu verstehen suche, das ist ein Theil meiner Frömmigkeit. Du selbst wirst allmählig die bescheidene und erhebende Auffassung des Heiligen, in welcher ich lebe, kennen lernen. Auch du wirst allmählig erfahren, daß dein und mein Glaube im Grunde derselbe ist."

"Nein," rief Ilse, „ich sehe nur Eines, eine tiefe Kluft, welche meine Gedanken von deinen scheidet. Nimm mir die Angst, welche mich jetzt um deine Seele peinigt."

"Nicht ich kann das thun, und nicht ein Tag kann das thun, nur unser Leben selbst, tausend Eindrücke, tausend Tage, an denen du dich gewöhnst, die Welt so anzusehen wie ich."

Er zog die Gattin, welche starr vor ihm stand, näher an sich und sagte ihr leise: „Gedenke an den Spruch: im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Auch

er, der so gesprochen, wußte, daß Mann und Weib eines sind durch das stärkste Gefühl der Erde, welches alles trägt und alles duldet.“

„Und was kann ich dir sein, dem der Einzelne so wenig und klein ist?“ frug Ilse tonlos.

„Das Höchste und Liebste auf Erden, die Blüthe meines Volkes, ein Kind meines Geschlechts, in dem ich ehre und liebe, was vor uns war und was uns überleben wird,“ rief der Professor.

Ilse stand allein unter den fremden Büchern, draußen schlug der Wind an die Mauern, er jagte die Wolken an dem Monde vorüber, bald wurde die Stube dunkel, bald füllte sie sich mit fahlem Scheine. Und in dem wechselnden Licht der Dämmerung dehnten sich ihr die Wände zu einem unabsehbaren Raum, aus den Büchern stiegen fremde Gestalten, sie hingen an den Wänden und schwebten von der Höhe, ein Heer von grauen Schatten, die bei Tage in die gradlinigen Gehäuse der Bücher gebannt waren, zogen gegen das Weib heran, und die Todten, die gespenstig fortlebten auf der Erde, streckten die Arme nach ihr und forderten ihre Seele für sich.

Und Ilse richtete sich hoch auf, sie hob die Hände nach oben und rief sich die hellen Väter zu Hülfe, die von klein auf ihre Tage segnend umgeben hatten, weiße Gestalten mit leuchtendem Antlitz. Und sie neigte das Haupt und bat: „Schützt mir den Frieden meiner Seele.“

Als Ilse in ihr Zimmer trat, lag ein Brief ihres Vaters auf dem Tisch, sie öffnete hastig und sank, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen, schluchzend darüber hin.

Der Vater zeigte der Tochter den Tod eines alten Freundes an. Der gute Herr Pfarrer war aus dem engen Thal hinaufgetragen zu der Ruhestätte, die er sich auf dem Friedhof neben seiner Frau erwählt. Von der Aufregung, die ihm Ilse's Scheiden verursacht, hatte er sich nicht wieder erholt, der Winter war in langem Siechthum vergangen, an einem warmen Frühlingsabend überraschte ihn im Garten vor seinem Pfirsichbaume das schnelle Ende. Dort fand ihn die treue Magd und lief mit der Schreckensbotschaft nach dem Schlosse. Er hatte wenige Stunden vorher Clara gebeten, seinem lieben Kinde in der Stadt zu schreiben, daß es ihm jetzt wohl gehe.

Ilse hatte oft im Winter um das Leben des Freundes gesorgt, und die Nachricht kam ihr nicht überraschend. Und doch fühlte sie grade jetzt seinen Verlust als entsetzliches Unglück. Das war ein Leben, welches fest und treu an dem ihren hing, sie wußte wohl, in den letzten Jahren war sie der Mittelpunkt seiner Gedanken und fast ausschließlich der Inhalt seines Herzens gewesen. Und sie hatte dies Leben, das ganz ihr gehörte, um eine stärkere Neigung verlassen, und ihr schien jetzt ein Unrecht, daß sie von ihm geschieden war. Sie sah den Stab zerbrochen, der sie fest band an die Gefühle ihrer Kindheit. Und ihr war, als wanke der Boden und

als sei alles unsicher geworden, das Herz des Vatten, die eigene Zukunft.

So fand sie der Professor, über den Brief gebeugt, in Thränen aufgelöst, ihr Schmerz erschütterte auch ihm das Herz, und er bat sie ängstlich, ihrer selbst zu gedenken. Lange redete er zärtlich in sie hinein. Endlich sah sie ihn wieder mit treuen Augen an und versprach ruhig zu sein.

Aber es gelang ihr nicht. — Nach wenigen Stunden mußte er sie zu ihrem Lager führen.

Und es wurde eine gefährliche Krankheit. Sie hatte Tage, wo sie in tödtlicher Schwäche bewußtlos lag. Wenn sie einmal die müden Augen aufschlug, sah sie in das abgehärmte Antlitz ihres Vatten, und sie sah Lauras Lockenkopf zärtlich über ihr Lager geneigt, dann schwand wieder alles in dumpfer Betäubung.

Es war ein lauges Ringen zwischen Leben und Vergehen, aber sie überwand. Und der erste Eindruck, den sie empfing, als sie schmerzlos wie aus einem Schlummer erwachte, war das Klauschen eines schwarzen Kleides und die große Locke der Struvelius, welche ihren Kopf durch die geschlossenen Vorhänge gesteckt hatte und kummervoll aus den grauen Augen auf sie herabsah. Leise rief sie den Namen ihres Vatten, und im nächsten Augenblick kniete er selbst an ihrem Lager und bedeckte ihre Hand mit Küssen, und der starke Mann war so außer Fassung, daß sein Leib in krampfhaftem Weinen bebte. Sie legte ihm die Hand auf das Haupt,

strich ihm das verworrene Haar zurück und sagte ihm leise: „Felix, Geliebter, ich will leben.“

Und jetzt kam eine Zeit großer Schwäche und zögernder Genesung, noch manche Stunde kraftloser Schwermuth, aber auch ein leises Lächeln flog zuweilen über ihre bleichen Lippen.

Draußen grünte der Frühling, nicht alle Knospen hatte der Nachtreif vernichtet, und die Stadtvögel zwitscherten vor ihren Fenstern. Und mit Rührung sah Ilse, welch guter Krankenpfleger ihr Mann war, wie geschickt er ihr die Arznei reichte und die Tasse mit Brühe herzutrug, wie er kaum dulden wollte, daß einmal Andere seine Stelle an ihrem Lager einnahmen, und wie er auch jetzt noch trotzig verweigerte, sich in der Nacht einige Stunden Schlaf zu gönnen, aber als sie selbst bat, ganz widerstandslos und mit feuchten Augen nachgab. Und Ilse erfuhr von Laura, daß dieser Mann sehr große Noth gemacht hatte, er war in der argen Zeit ganz verstört gewesen, finster und heftig gegen Jedermann, er hatte bei Tag und Nacht an dem Lager gegessen, daß man gar nicht begriff, wie er selbst den Zustand ausgehalten hatte. „Der Arzt konnte ihn nicht zwingen,“ sagte Laura, „ich aber fand das rechte Wort, denn ich drohte ihm ernsthaft, daß ich Ihnen seine Widersetzlichkeit klagen würde. Da überließ er mir endlich auf einzelne Stunden den Platz, und zuletzt auch der Struvelius, aber ungern, weil er behauptete, daß diese zuviel raschele.“

Laura selbst bewies jetzt prächtig ihre Liebe; sie war stets zur Stelle, schwebte geräuschlos wie ein Vogel um das Krankenbett, saß stundenlang unbeweglich, und wenn Mse die Augen aufschlug und ein wenig bei Kräften war, hatte sie immer eine hübsche Geschichte bei der Hand. Wie sie erzählte, war die Struvelius gleich am zweiten Tage herzugekommen, hatte dem Professor eine kleine Rede gehalten, worin sie feierlich die Rechte einer Freundin in Anspruch nahm, und sich dann auf die andere Seite des Bettes gesetzt. Er aber hatte gar nichts von ihren Perioden gehört, war plötzlich aufgefahren und hatte sie gefragt, wer sie sei, und was sie hier wolle. Da antwortete die Frau Professorin ihm ruhig, sie heiße Flaminia Struvelius, und sie habe ebenfalls ein Recht hier zu sein durch ihr Herz, und darauf hielt sie ihm die Rede noch einmal, bis er sich's endlich gefallen ließ. Und sogar ihr Mann war hier," setzte Laura vorsichtig hinzu, „als es grade am schlimmsten war, und er stieß auf den Gemahl, und ich sah, wie dieser ihm die Hand reichte, aber, unter uns, ich glaube, er kannte ihn gar nicht. — Und dann," erzählte Laura, „kam auch der thörichte Mensch, der Doctor, gleich am ersten Abend mit seiner Schlafdecke und einer Kaffeemaschine von Blech und erklärte, er werde hier wachen. Und da er nicht in die Krankenstube gelassen werden konnte, setzte er sich mit seinem Blech in des Professors Stube, und es war wie bei der Geschichte mit dem Jofel, den sein Herr ausschickt; der Professor

pflegte Sie und der Doctor pflegte den Professor.“ Und Ilse zog Lauras Kopf zu sich nieder und sagte ihr in's Ohr: „Und Schwester Laura pflegte den Doctor.“ Worauf Laura sie auf den Mund küßte, aber heftig mit dem Kopf schüttelte. „Wenigstens lästig war er nicht,“ fuhr sie fort, „er verhielt sich still, und wir haben ihn als Cerberus gebraucht, der die Besuche und die vielen, welche anfragen, abfertigte. Das hat er treulich gethan. Und wenn es möglich wäre, ihn zu sehen, so glaube ich, es würde ihm große Freude sein.“

Ilse nickte. „Laß ihn herein.“ Der Doctor kam, Ilse streckte ihm den Arm entgegen und empfand aus dem treuen Händedruck und dem bewegten Gesicht des Nachbarn, daß auch der gelehrte Vertraute des Geliebten, auf dessen Beifall sie nicht immer rechnete, als ein wackerer Freund an ihrem Lager saß. Und Ilse erlebte, daß noch andere fremde Herren an ihr Bett drangen. „Wenn die Frau Collega Audienz giebt, so bitte ich, mich zu melden,“ sprach eine fröhliche Stimme draußen.

„Herein, Herr Professor Raschke,“ rief Ilse von ihrem Lager.

„Da ist sie,“ rief er lauter, als in einem Krankenzimmer üblich ist. „Zum frohen Licht entronnen dem schweren Verhängniß.“

„Was machen die Thierseelen, lieber Herr Professor?“ frug Ilse.

„Sie fressen im Stadtwald die Blätter ab,“ versetzte Raschke, „es hat in diesem Jahr zahllose Mai-

käfer gegeben. — Siehe, da fliegt einer um die Arzneiflasche, ich fürchte, er hat mich als Omnibus benutzt, um zu Ihnen zu dringen. Die Bäume stehen wie Besen, und das Federvieh ist so gemästet, daß alle Vorurtheile gegen den Genuß dieser Mitlebenden gänzlich beseitigt sind. Ich zähle die Tage bis zu dem frohen Augenblick, wo die Freundin mir erlauben wird, einen Beweis meiner Besserung abzulegen.“

Es war eine langsame Genesung, aber sie war reich an tröstender Empfindung. Denn das Schicksal gönnt dem Genesenden gern als Entschädigung für Gefahr und Schmerz, daß er seine Umgebung frei von dem Staub der Werkeltage schaut in reinen Unrissen und frischem Glanz. Diese milde Poesie des Krankenlagers fühlte jetzt Ilse, als sie dem ehrlichen Gabriel die Hand entgegen hielt, die der Bursch küßte, sein Schnupftuch in der Hand, während der Professor rühmte, wie sorglich er seinen Dienst gethan. Und sie fühlte dies Behagen, als sie an Lauras Arm in den Garten hinabstieg, und Herr Hummel in seinem besten Rocke ehrbar auf sie zuschritt, das Haar glatt gebürstet und die trotzigen Augen in milder Stimmung halb zusammengedrückt, und hinter ihm langsam sein Hund Speihahn, der den Kopf ebenfalls in widerwilliger Achtung senkte. Und als Herr Hummel seine Huldigung dargebracht hatte, sagte er in seinem Mitgefühl sogar: „Wenn Sie sich einmal eine ruhige Bewegung anthun wollen, so bitte ich, sich meines Rahns ganz nach Belieben

zu bedienen.“ Das war die höchste Gunst, die Herr Hummel erweisen konnte, denn er traute den Bewohnern des Landes, in welchem er lebte, keine von den Fähigkeiten zu, welche für das Wasser nothwendig sind. Und er hatte allerdings Recht, wenn er eine Reise auf seinem Kahn ein ruhiges Vergnügen nannte, denn der Kahn blieb bei dem niedrigen Wasserstand dieses Jahres häufig auf dem Grunde sitzen, und die größte Aufregung, welche er gestattete, war, daß man die Hände nach beiden Ufern ausstreckte und mit jeder ein Grasbüschel abriß.

Und als Ilse wieder in ihrem Zimmer saß, geschah es oft, daß sich die Thür leise öffnete, der Gatte eintrat, ihr Stirn und Mund küßte und dann vergnügt unter seine Bücher zurückging. Und wenn sie die zärtliche Sorge aus seinen Augen las, und sein Glück, daß er sie wieder genesen und in seiner Nähe wußte, da zweifelte sie nicht mehr an seiner Liebe, und ihr war, als dürfe sie auch nicht mehr um das sorgen, was er über Leben und Untergang der Einzelnen und der Völker dachte.

Eine Frage der Residenz.

Unter den Fragen nach der Frau Professorin, welche während der Krankheit kamen, war auch die eines Fremden. Gabriel erregte im Haushalt ein kleines Erstaunen, als er erzählte: „Da ich einmal nach der Apotheke lief, stand ein Mann von feinem Aussehen auf der Straße im Gespräch mit Dorchchen. Und Dorchchen rief mich hinzu, und der Mann erkundigte sich nach Allerlei und es schien ihm sehr ungelegen, daß Sie erkrankt waren.“

„Haben Sie nach seinem Namen gefragt?“

„Den wollte er nicht nennen. Er wäre aus Ihrer Gegend, und hätte sich nur auf der Durchreise erkundigen wollen.“

„Vielleicht war's Jemand aus Kossau,“ klagte Ilse, „wenn er nur nicht den Vater durch seine Reden geängstigt hat.“

Gabriel schüttelte den Kopf. „Er meinte etwas dabei, er spionierte nach dem ganzen Haushalt und that dreiste Fragen, die ich ihm gar nicht beantworten wollte. Und weil er ein schlaues Aussehen hatte, ging ich ihm nach

bis zum nächsten Gasthof, und da sagte mir der Hausknecht, daß es der Kammerdiener eines Fürsten wäre.“ Und Gabriel nannte den Namen.

„Das ist unser Landesherr,“ rief Ilse, „was kann der an mir für Theil nehmen?“

„Der Mann wollte eine Neuigkeit nach Hause bringen,“ versetzte der Gatte. „Er war wohl damals mit im Jagdgefolge, und es war gute Meinung.“

Mit diesem Bescheid wurde Gabriel beruhigt, und Ilse sagte vergnügt: „Es ist doch hübsch, wenn ein Landesherr sich auch um seine Kinder in der Fremde kümmert, denen es gerade schlecht geht.“

Indeß Gabriels Kopfschütteln war nicht ohne Grund, die Nachfrage hatte etwas zu bedeuten.

Hinter der Scheuer eines Bauerhofes saß eine junge Dame auf dem Rasen und band Wiesenblumen zu einem dicken Strauß; ein Knäuel blauer Wolle rollte in ihren Schooß, so oft sie ein neues Büschel Blumen einfügte. Auf der Wiese vor ihr lief ein junger Herr geschäftig durch das tiefe Gras, suchte die Blüthen zusammen und legte sie nach den Farben geordnet vor die Straußwinderin. Daß der Jüngling und das Fräulein Geschwister waren, ließ ein stark ausgeprägter Familienzug ihres Angesichts erkennen, und das gewählte Promenadenkleid machte jedem zweifellos, daß beide nicht unter Alee und Kamillen des Grundes aufgeblüht waren auch wer nicht durch eine Lücke zwischen den

Scheuern sah, wie sich auf der andern Seite Pferdeköpfe und die Tressenhüte ihrer Dienerschaft bewegten.

„Du bringst den Strauß nicht zu Stande, Siddy,“ sagte der junge Herr zweifelnd zu dem Fräulein, als dieses ungeschickt an dem zerrissenen Wollfaden knüpfte.

„Wenn nur der Faden besser hielte,“ rief die Emsige, „mach' mir den Knoten.“ Es erwies sich, daß der junge Herr damit auch nicht leicht zu Stande kam. „Sieh acht, Benno, wie schön der Strauß wird, das ist meine Kunst.“

„Es ist ja alles viel zu locker,“ wandte der junge Herr ein.

„Für's erste Mal ist's gut genug,“ versetzte Siddy. „Da, schau meine Hände an, und wie sie riechen.“ Sie zeigte die blauen Spitzen der kleinen Finger, hielt sie ihm an das Gesicht, und als er gutmüthig daran roch, gab sie ihm einen kleinen Nasenstüber. „Von den rothen Blumen habe ich genug,“ fuhr sie, wieder über dem Strauße fort, „jetzt kommen nur weiße im Kreise herum.“

„Was für weiße?“

„Ja, wer die Namen wüßte,“ versetzte Siddy bedencklich, „ich meine Margueriten. Wie nennen Sie diese weiße Blume?“ frug sie nach rückwärts gewandt die Bäuerin, welche respectvoll einige Schritt hinter dem beschäftigten Paare stand und mit vergnügtem Lächeln dem Treiben der beiden zusah.

„Wir nennen sie Gänseblume,“ sagte die Bäuerin.

„Ah, richtig,“ rief Siddy, „aber lange Stiele, Benno.“

„Sie haben aber gar keine langen Stiele,“ klagte dieser und trug herzu, was er in der Nähe abrupfen konnte. „Weißt du, was mich wundert?“ begann er, neben der Schwester im Grase sitzend. „Diese Wiese ist voll Blumen, wenn man sie mäht, wird Heu daraus, und im Heu sieht man von all’ den Blumen nichts.“

„Nicht?“ frug Siddy, und knüpfte wieder an der Wolle. „Sie mögen auch vertrocknet sein.“

Benno schüttelte den Kopf. „Sieh dir einmal ein Bündel Heu an, du wirst wenig darin merken. Ich denke, die Lente pflücken sie vorher heraus und verkaufen sie in der Stadt.“

Siddy lachte und wies über die grüne Fläche. „Da, schau um dich, sie sind zahllos, und die Lente kaufen auch nur die ewigen Gartenblumen. Und diese hier sind doch weit zierlicher. Wie reizend ist das Sternchen an der Blume unserer Frau Marguerite.“ Sie hielt den Strauß ihrem Bruder hin und sah liebevoll auf ihr Kunstwerk.

„Du hast es doch durchgesetzt,“ sagte der junge Herr bewundernd, „du bist immer ein kluges Weibchen gewesen. — Mir thut’s leid, Siddy, daß du von uns geh’st,“ setzte er traurig hinzu.

Die Schwester sah ihn ernsthaft an. „Ist das wahr? — Erhalte mir immer deine Freundschaft, mein Bruder, du bist der einzige hier, der mir den Abschied schwer machen wird. — Benno, wir sind wie zwei Waisenkinder, die in einer kalten Winternacht im Schnee sitzen.“

Die so sprach, war Prinzessin Sidonie, und die Sonne schien warm auf die blühende Wiese vor ihr.

„Wie gefällt dir mein Bräutigam?“ frug sie nach einer Pause, den blauen Faden häufig um den fertigen Strauß windend.

„Er ist ein schöner Mann und er war sehr freundlich zu mir,“ sagte Venno nachdenklich. „Ob er gescheut ist?“

Siddy nickte. „Er ist darin ordentlich. Er schreibt auch liebe Briefe. Willst du, so sollst du einen lesen.“

„Das möchte ich gern,“ rief Venno.

„Und weißt du,“ fuhr Siddy geheimnißvoll fort, „auch ich schreibe ihm alle Tage. Denn ich denke, eine Frau soll ihrem Mann Großes und Kleines vertrauen, und da will ich mich und ihn daran gewöhnen. Und ich schreibe ihm der Sicherheit wegen unter fremder Adresse und meine Kammerfrau besorgt die Briefe zur Post, denn ich fürchte, meine dummen Zeilen werden sonst gelesen, bevor sie abgehen.“ Sie sagte das gleichmüthig und betrachtete ihren Strauß. „Auch diesen Besuch bei Frau Marguerite erfährt er haarklein, und daß er dir gut gefallen hat. Und jetzt ist der Strauß fertig,“ rief sie fröhlich, „ich schlage ein Tuch darum, wir nehmen ihn in den Wagen, und ich setze ihn auf meinen Schreibtisch.“

Venno lachte: „Er sieht aus wie eine Keule, du kannst ihn heut Abend im Ballet den Wilden borgen.“

„Er ist doch besser als die flachen Teller, die man nicht einmal in's Wasser setzen darf,“ versetzte die Schwester aufspringend. „Vorwärts, wir tragen ihn zum Brunnen.“

Sie eilten, von der Bäuerin gefolgt, nach dem Hofe. Benno ergriff einen Eimer und trug ihn nach der Pumpe. „Ich will pumpen,“ rief Siddy; sie faßte den Schwengel und versuchte zu drücken, aber es gelang ihr schlecht, nur einzelne Tropfen rannen in den Eimer. Benno tadelte: „Du bist ungeschickt, laß mich daran.“ Jetzt trat er an das Holz und Siddy faßte den Eimer; er drückte kräftig und der Strahl fuhr über den Eimer auf die Hände und das Kleid der Prinzessin. Sie stieß einen leisen Schrei aus und ließ den Eimer fallen, und beide lachten laut. „Du hast mich schön zugerichtet, unartiger Bonbon,“ rief Siddy. „Ei, das thut nichts, Mutter,“ tröstete sie die Bäuerin, welche herzulief und erschrocken die Hände zusammentrug. „Du, mir fällt etwas ein, ich ziehe mir den Rock unserer Dame Marguerite an, und du einen Kittel ihres Mannes, und wenn der Vetter kommt, soll er uns nicht erkennen und wir überfallen ihn.“

„Wenn nur alles gut abläuft,“ wandte Benno bedenklich ein.

„Es sieht uns ja Niemand,“ überredete Siddy. „Mütterchen,“ schmeichelte sie der Bäuerin, „kommt in eure Kammer und helfst mir beim Anziehen.“ Die jungen Herrschaften ergriffen die Hände der Frau und

zogen sie in das Haus. Benno legte im Hausflur seinen Sommerrock ab, besah mißtrauisch den neuen Kittel, welchen eine stämmige Magd zutrug, und fuhr mit ihrer Hülfe hinein. Der zierliche Bauerbursch setzte sich geduldig auf eine Bank, seine Gefährtin zu erwarten, und benützte die Muße, einen Schleifstein zu drehen und neugierig die Fingerspitze ein wenig daran zu halten. Während dieser Untersuchung fühlte er einen Schlag auf den Rücken, und sah erstaunt eine kleine Bäuerin in blauem Rock und schwarzer Jacke, die landesübliche Mütze auf dem Kopf, hinter sich stehen. „Wie gefalle ich dir?“ frug Siddy die Arme in einander legend.

„Allerliebste!“ rief Benno überrascht, „ich hätte nicht gedacht, daß ich eine so hübsche Schwester habe.“ Siddy machte einen bäurischen Knix. „Wo hast du bis heut die Augen gehabt, du thörichter Bonbon? — Und jetzt helfen wir in der Wirthschaft. Was haben Sie für ihre neuen Dienstleute zu thun, Fran Marguerite?“

Die Bäuerin schmunzelte. „Dort ist das Futter für die Kühe mit Schrotwasser abzubrühen,“ sagte sie.

„Nichts mehr mit Wasser, wir haben genug davon. Komm, Benno, wir decken unterdeß den Tisch im Garten unter den Obstbäumen und tragen die saure Milch herzu.“ Sie drangen in die Stube, trugen zusammen eine kleine Bank heraus und setzten sie in den Grasgarten unter einen Apfelbaum, dann flogen sie nach Tellern und Löffeln zurück, die Bäuerin und die Magd brachten den Tisch, einen großen Milchnapf und Schwarz-

brot. Siddy fuhr behende umher, deckte die Serviette über, strich sie eifrig zurecht und setzte die buntbemalten Thonteller auf. „Sieh dies an,“ flüsterte Benno, und wies betrübt auf die abgenutzten Blechlöffel.

„Wir waschen sie noch einmal ab und trocknen sie mit grünen Blättern,“ rieth die Schwester. Wieder liefen sie mit den Löffeln zu dem Brunnen und rieben kräftig mit Blättern daran, aber sie vermochten keinen weißen Glanz hervorzubringen. „Es ist ihre Art so,“ tröstete Benno, „das gehört mit zum ländlichen Fest.“

Der Tisch war gedeckt, Siddy rückte an den Schemeln und wischte mit ihrem Battisttuch herum. „Du bist der Erbprinz,“ sagte Siddy, „du mußt auf die Bank und wir andern zu deinen Seiten. Das Schwarzbrot muß zerkrümelt werden, das kann sich jeder selbst machen. Der Zucker fehlt, es kommt nicht darauf an.“ Sie saßen erwartungsvoll vor dem Milchnapf und klapperten im Takt mit den Löffeln. Ein kleiner grüner Apfel fiel vom Baum mitten in die Milchschüssel und verursachte ein Spritzen. Beide lachten laut, sprangen wieder auf, lasen die unreifen Äpfel und Pflaumen aus dem Grase und spähten über die Hecke auf einen Feldweg, der zur Stadt führte. „Er kommt,“ rief Benno, „verstecke dich.“

Ein Reiter ritt im Galopp heran, von dem schnaubenden Pferde schwang sich ein junger Offizier, er band das Pferd an einen Pfahl und sprang mit einem Satz über die Hecke. Aber er hielt erstaunt an, denn er

wurde aus den Winkeln mit einem Kreuzfeuer von unreifen Äpfeln und Pflaumen überschüttet, schnell ergriff er einige der grünen Geschosse und vertheidigte sich, so gut er konnte, gegen den Angriff. Die kleinen Bauerleute sprangen hervor. „Endlich,“ rief Benno, „du hast lange warten lassen.“ Und Siddy verneigte sich vor ihm: „Prinz, die saure Milch ist servirt.“ Prinz Victor sah mit unverhohlener Bewunderung auf die junge Bäuerin. „Ei,“ sagte er gutmüthig, „jetzt sieht man doch endlich einmal, wie klein die Füße sind, vor die man seine Huldigungen niederlegt. So war's recht, ihr Kinder. Aber vor allem muß ich Satisfaktion haben für den Ueberfall.“ Er drehte sein Taschentuch zusammen, die Geschwister lachten und baten: „Sei gut, Better, wir thun's nicht wieder. — Ach, lieber Herr Oger, Gnade, Erbarmen,“ flehte Siddy, und fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen.

„Nichts da,“ rief Victor, „ich erhalte eurentwegen doch wieder Arrest, da will ich euch wenigstens vorher abstrafen.“ So trieb er die Andern um den Tisch. „Das thut weh, Better,“ rief Siddy; „laß die Thorheiten und komm zu Tisch. Ich lege vor. Oben ist der Rahm. Da wird Gerechtigkeit nöthig, wenn Victor dabei ist.“

Victor musterte den Tisch. „Das ist alles sehr schön, aber der Zucker fehlt.“

„Es war keiner zu haben,“ riefen die Geschwister im Chor. Victor griff in die Tasche und setzte eine

silberne Büchse auf den Tisch. „Was würde aus euch, wenn ihr mich nicht hättet. Hier ist der Zucker.“ Und er griff wieder in den Korb und brachte eine Lederflasche mit kleinem Trinkglas zu Tage. „Und hier ist eine andere Hauptsache, der Cognac.“

„Wozu?“ frug Siddy.

„Zum Trinken, gnädigste Cousine. Willst du dieses kalte Gelée ohne Cognac mit deinem Innern vernählen, so wage ich nicht zu widersprechen, dir aber, Benno, rathe ich als Mann, Sorge für dein Heil.“

Die Beiden hielten verlegen ihre Köpfe beim Stiele.

„Das wäre nothwendig?“ frug Benno argwöhnisch.

„Es calmirt, wie unser Doctor sagt,“ erklärte Victor, „es pacificirt und zwingt die rebellische Masse zu ruhiger Submission, welche in Frieden tiefer und tiefer wird. Verweigerst du den Cognac, so geht's wie auf dem Weg zur Hölle. Der Pfad ist anfangs leicht, aber was dahinter kommt, ist Chaos. Jedenfalls würde dir das heutige Ballet erspart werden. Ist euch die Sache klar?“

„Sehr klar,“ rief Siddy, „daß du uns zum Besten hast wie immer. Gieb ihm eines auf die Finger, Benno.“

Benno tippte ihm mit dem Köpfel auf die Hand, Victor sprang auf und parirte in Fechterstellung mit seinem Köpfel, und die Geschwister jagten den Vetter wieder lustig um die Bäume.

Da störte ein eiliger Tritt, ein Lärm erschien auf einen Augenblick an der Gartenthür: „Der durchlauchtigste Herr kommt geritten,“ rief er.

Alle drei standen still, die Köpfe sanken in's Gras. „Wir sind verrathen,“ rief Siddy erbleichend, „mache dich fort, Victor.“

„Ich bin Officier und darf nicht entlaufen,“ entgegnete dieser achselzuckend, ergriff seinen Säbel und haifte ihn eilig ein.

„Du nimmst alles auf dich, Benno,“ rief die Schwester.

„Ich möchte wohl,“ versetzte dieser kleinlaut, „ich habe nur zum Erfinden niemals Geschick gehabt.“

Vor dem Hofe stieg der Fürst mit Hülfe des Stallmeisters ab, der Laski eilte voran, die Pforte zu öffnen, langsam nahte das Schicksal. Der Fürst trat in den Garten und sein scharfer Blick flog über die jungen Herrschaften, welche steif auf ihrem Platz stehen blieben und sich vor ihm verneigten. Ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er die Zurüstungen des Fisches sah. „Wer von euch hat den ländlichen Carnival arrangirt?“ frug er. Alle schwiegen. „Antworte, Benno,“ wandte er sich finster an den jungen Herrn im blauen Kittel.

„Sidhy und ich wollten einmal auf einer Wiese sitzen, bevor die Schwester unser Land verläßt. Ich habe aus Ungeschick die Schwester mit Wasser beschüttet, sie mußte sich umziehen.“

„Wo ist dein Fräulein, Sidonie?“ frug er die Tochter.

„Ich hat sie, auf das nahe Gut ihrer Tante zu
Freitag, Handschrift. II.

fahren und mich in einer Stunde von hier abzuholen," versetzte Prinzessin Sidonie.

„Sie hat nicht gut gethan, meine Befehle zu vergessen, um die deinen zu erfüllen, und sie hat ihre Pflicht verletzt, als sie die Prinzessin einem solchen Abenteuer überließ. Es ziemt nicht, daß Prinzessinnen allein und verkleidet in Dorfhäusern einkehren.“

Die Prinzessin preßte die Lippen zusammen. „Mein gnädigster Herr und Vater möge verzeihen, ich war nicht allein; ich hatte den besten Schützer bei mir, den eine Fürstin unseres Hauses haben kann, und der war Ew. Hoheit Sohn, mein erlauchter Bruder.“

Der Fürst trat einen Schritt näher und sah ihr schweigend in's Gesicht, und so stark war in seinem Antlitz der Ausdruck von Zorn und Abneigung, daß die Prinzessin erbleichte und die Augen niederschlug. „Und gehört Prinz Victor auch zu den Beschützern, welche sich die Prinzessin in den Bauerhof bestellt?“ frug er. „Hat der Lieutenant — er nannte den Namen seines Geschlechts — Urlaub, sich aus der Garnison zu entfernen?“

„Ich bin ohne Urlaub herausgeritten,“ versetzte der Prinz in militärischer Haltung.

„Melde dich als Arrestant,“ befahl der Fürst.

Victor salutirte und machte Kehrt, er band sein Pferd ab und nickte hinter dem Rücken des Fürsten über die Hecke seinem Vetter zu, bevor er der Stadt zutrabte.

„Ihr aber eilt, diese Mummerei los zu werden,“ befahl der Fürst, „die Prinzessin fährt im Wagen des Erbprinzen nach Haus.“ Er winkte, die jungen Herrschaften verneigten sich und eilten aus dem Garten.

„Mir hat das Unglück geahnt,“ sagte der Erbprinz im Wagen zu seiner Schwester. „Arme Siddy!“

„Ich will lieber eine Magd dieser Bäuerin sein und Holzpantoffeln an den Füßen tragen, als dies Sklavenleben noch lange erdulden,“ rief die zornige Prinzessin.

„Laß dir nur heut beim Diner nichts merken,“ bat Benno.

Der Strauß von Wiesenblumen stand im Eimer, und am Abend zerrupften ihn die Klöße der Bäuerin.

Den Tag darauf trat der Obersthofmeister von Ottenberg, ein alter Herr mit weißem Haar, bei dem Fürsten ein. „Ich bemühe Ew. Excellenz,“ begann der Fürst zuvorkommend, „weil ich in einer Familienangelegenheit Ihre Ansicht zu vernehmen wünsche. Der Tag naht, wo die Prinzessin uns verläßt. — Haben Sie meine Tochter heut gesprochen?“ unterbrach er sich.

„Ich komme von Ihrer Hoheit,“ antwortete ehrerbietig der alte Herr.

Der Fürst lächelte: „Ich habe Ihr gestern einige ernste Worte gesagt. Die Kinder spielten auf eigene Hand eine Idylle und ich traf sie in Bauerkleidern und ausgelassener Stimmung. Unsere liebe Siddy hatte vergessen, daß solches Spiel Mißdeutungen ausgesetzt ist, die sie zu vermeiden jede Ursache hat.“

Der Obersthofmeister verbeugte sich schweigend.

„Doch nicht um die Prinzeß handelt es sich. Die Zeit ist gekommen, wo über die nächsten Jahre des Erbprinzen ein Entschluß gefaßt werden muß. Ich habe daran gedacht, ihn trotz der Bedenken, welche seine zarte Gesundheit nahe legt, in eine größere Armee eintreten zu lassen. Sie wissen, daß dies für uns nur in Einem Staate möglich ist. Und auch dort hat sich eine unerwartete Schwierigkeit gefunden. Es sind dort zwei Regimenter, welche Sicherheit gewähren, daß der Prinz nur mit Offizieren von Familie in ein kameradschaftliches Verhältniß treten würde. Aber das eine Regiment hat jetzt zum Commandeur denselben Kobell erhalten, der vor Jahren unsern Dienst quittirt hat; es ist unthulich, den Prinzen zu seinem Untergebenen zu machen. Bei dem andern Regiment aber ist in den letzten Monaten das Unerwartete geschehen und trotz dem Widerstande des Offiziercorps ein Herr Müller eingeschoben worden. So ist dem Erbprinzen unmöglich gemacht in die einzige Armee zu treten, welche uns offen steht.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob nicht das zweite Hinderniß zu beseitigen war?“ frug der Obersthofmeister.

„Man möchte uns gern gefällig sein,“ versetzte der Fürst, „weiß aber selbst keinen Rath, denn das Einreihen des bürgerlichen Lieutenants war ein Zugeständniß, welches man aus politischen Gründen gemacht hatte.“

„Und es würde nicht viel helfen, wenn an Name

und Familie des Lieutenant Müller selbst das Störende geändert würde?" warf der Obersthofmeister ein.

„Auch das ist vorsichtig tentirt worden, es hat sich ergeben, daß in dem Vater des Menschen keine Bereitwilligkeit war. Und Excellenz, zuletzt blieb die Inconvenienz noch dieselbe. Sie wissen, daß ich in diesen Dingen keineswegs Purist bin, aber für den kameradschaftlichen Verkehr des Tages wäre dem Erbprinzen solche Nähe doch gar zu unbehaglich. Müller oder von Müller, der Mehlstaub bleibt.“

Es entstand eine Pause. Endlich begann der Obersthofmeister: „Für jüngere Prinzen ohne Vermögen und die Möglichkeit, sich selbst eine kräftige Thätigkeit zu finden, sind die Vortheile einer militärischen Carriere allerdings unleugbar. Ob sie auch für einen Fürsten unzweifelhaft sind, der die Vorbildung für einen großen Beruf sucht? Ich erinnere mich, daß in früherer Zeit Ew. Hoheit das Soldatenspiel an den Höfen als eine Modelaune ohne Vorliebe betrachteten.“

„Das leugne ich nicht,“ versetzte der Fürst, „und Ihnen gegenüber darf ich mich wohl zu dieser Ansicht bekennen. Der gewöhnliche Zustand der menschlichen Gesellschaft ist jetzt nicht der Krieg, sondern der Friede. Die angelegentlichste Vorbildung eines jungen Fürsten für den Krieg wird allerdings in seinem Wesen einige männliche Seiten entwickeln, überliefert ihn aber in allen Hauptsachen hilflos den Händen seiner Beamten. Und im Vertrauen, Excellenz, die Freude an

Epauletten ist grade während der Friedenszeit in die Höfe gedrungen, und im Fall eines großen Krieges, wo nur bei wirklichem Feldherrntalent Hülfe zu finden ist, wird das militärische Dilettiren der Fürsten sich mit wenigen Ausnahmen als durchaus unnütz erweisen. Das alles ist unleugbar. Leider ist es gegenwärtig nicht mehr Modelaune, wenn an den meisten Höfen dieser Bildungsweg für junge Fürsten gewählt wird, sondern ernste Nothwendigkeit. Die Zeit, in welcher wir zu leben verurtheilt sind, hat eine engere Verbindung der Höfe mit den Heeren unvermeidlich gemacht, und was einst besser unterblieb, ist jetzt eine Stütze fürstlicher Stellung geworden.“

„Ich sehe die Stellung erlauchter Herren nicht dadurch verstärkt, daß sie schlechte Generäle sind,“ erwiderte der Obersthofmeister. „Ja, man darf behaupten, daß viele von den Schwierigkeiten, welche die Gegenwart zwischen Fürsten und Völkern aufgehäuft hat, grade daher rühren, daß unsere Prinzen neben vortrefflichen Ansichten über den Hufbeschlag der Pferde und das Ausarbeiten der Recruten, auch einige Vorurtheile und Unarten der Garnison zu ihrem hohen Beruf mitbringen, und viel zu wenig von der Sicherheit, dem edlen Stolz und dem fürstlichen Sinn, welchen die Uebung in den großen Geschäften zu entwickeln vermag.“

Der Fürst lächelte. „Excellenz sind also der Ansicht, daß der Erbprinz eine Universität besuchen soll? Denn eine andere Schule giebt es doch nicht, wenn er einmal

• diesen Hof verläßt. Der Prinz ist schwach und bestimmbar, die Gefahren, welche für ihn auf diesem Wege liegen, sind doch noch größer, als der Verkehr mit einem ungeeigneten Offizier.“

„Es ist wahr,“ warf der Obersthofmeister ein, „daß während dieser Jahre der Erbprinz gewisse Zugeständnisse an den Brauch einer Akademie zu machen hat; für den persönlichen Umgang finden sich aber doch auf jeder Universität Söhne alter Familien, welche die Ehre den Prinzen zu entouriren, wohl würdigen. Es wird vielleicht dort leichter sein den jungen Herrn von unpassender Kameradschaft frei zu halten, als beim Regiment.“

„Nicht diese Gefahr fürchte ich,“ versetzte der Fürst, „sondern unpraktische Theorie und zerstörende Ideen, welche dort verkündet werden.“

„Was man bekämpfen muß, sollte man doch vorher kennen lernen,“ entgegnete der Obersthofmeister. „Erachten Ew. Hoheit bei der vielseitigen Erfahrung, welche Höchstendenselben ein reiches Leben verließ, die Bekanntschaft mit diesen Ideen so gefährlich?“

„Wer geht in die Hölle, um fromm zu werden?“ frug der Fürst in guter Laune.

„Als ein großer Dichter dies gewagt hatte,“ versetzte der Obersthofmeister, „schrieb er sein göttliches Gedicht. Und mein gnädigster Herr, der selbst warmes Interesse für wissenschaftliche Thätigkeit vielfach bewährt hat, wird doch unsere Akademicien höchstens für Orte eines milden Regens halten. Sollte an den Seelen unserer erlauchten

Herren nach der Rückkehr von dieser Stätte hie und da ein infernalisches Flämmchen hängen, es wird durch die hohen Interessen des fürstlichen Berufes sehr bald getilgt."

"Ja," bestätigte der Fürst mit devoter Miene, "es liegt eine Weihe auf dem Amt des Fürsten, welche das Wesen auch des schwachen Mannes für die großen Interessen umbildet, welche er durch sein Leben darzustellen hat. Aber, Excellenz, es ist schwer, ohne verächtliches Mitleid auf die sentimentale Gefühlseligkeit neuer Regenten zu sehen, und aus Fürstenmunde immer wieder die alten Phrasen von Liebe und Vertrauen gläubig nachgesprochen zu hören. Allerdings sind diese populären Aufwallungen vergänglich, und auch mancher von uns älteren hat einst geschwärmt und da grünes Moos zu pflanzen versucht, wo es von der Sonne versengt wird, aber die furchtbaren Gefahren unserer argen Zeit machen solches Schwanken neuer Regenten immer gefährlicher, und falsche Schritte der ersten Regierungswochen mögen oft die ganze spätere Stellung verderben."

Der Obersthofmeister erwiederte entschuldigend: "Es ist vielleicht gut, weiser zu sein als andere, aber nüchterner zu sein als alle andere, bringt doch nicht zu jeder Zeit Vortheil. Ein wenig Poesie und jugendliche Begeisterung mag man unsern Fürsten auch gönnen. Und wenn ich deshalb für des Erbprinzen Hoheit den Besuch einer Universität zu empfehlen wage, so thue ich dies mit der willkommenen Empfindung, daß ich damit auch Ew. Hoheit eigentliche Meinung ausspreche."

Der Fürst sah scharf nach dem Obersthofmeister und auf seiner Stirn zog sich ein schnelles Gewölle zusammen. „Wie wollen Sie wissen, was meine geheimen Gedanken sind?“

„Das wäre Ew. Hoheit gegenüber ein ganz vergeblicher Versuch,“ versetzte der alte Herr ruhig, „und es würde einem alten Diener wenig anstehen, nach den geheimen Gedanken seines Herrn zu spähen. Aber Höchstdieselben haben bis jetzt dem Erbprinzen immer solche Gouverneure und Begleiter gegeben, welche nicht Militärs waren. Das legte einen Schluß auf Ew. Hoheit Willensmeinung für Jedermann nahe.“

„Sie haben Recht — wie immer,“ sagte der Fürst versöhnt. „Und es war mir Freude, Ihre Auffassung in Uebereinstimmung mit der meinigen zu finden. Denn es ist immerhin ein ernster Entschluß, er raubt mir auf längere Zeit die Nähe meines lieben Benno.“

Der Obersthofmeister bewies sein Mitgefühl durch eine stumme Verbeugung. „Der Höchste Entscheid wird allerdings große Veränderungen hervorbringen, denn er entfernt zu gleicher Zeit alle jungen Herrschaften vom Hofe.“

„Alle?“ frug der Fürst überrascht. „Der Erbprinz würde kurz nach der Vermählung seiner Schwester abreisen, aber da ist ja noch Prinz Victor, welcher zurückbleibt.“

„Dann bitte ich unterthänigst um Verzeihung,“ entgegnete der Obersthofmeister, „ich hatte vorausgesetzt,

daß die Abreise des Erbprinzen auch den Uebertritt des Prinzen Victor in eine fremde Armee zur Folge haben würde.“

„Wie kommen Sie dazu?“ frug der Fürst überrascht. „Ich habe durchaus nicht die Absicht, den Prinzen Victor in der Fremde zu fourniren, er mag seine Reitkunst bei unsern Schwadronen üben.“

„In diesem Falle würde seine Stellung am Hofe geändert,“ sagte der Obersthofmeister nachdenklich, „er erhält den Rang und wird für diese Jahre dem Hofe bei Gelegenheit der stellvertretende Prinz des erlauchten Hauses.“

„Was fällt Ihnen ein, Obersthofmeister?“ versetzte der Fürst unwillig.

„Hoheit wollen gnädigst angeben, wie das vermieden werden soll. Das Recht des Blutes kann nie gegeben und nie genommen werden. Der Prinz ist der nächste Anverwandte, die Ordnung des Hofes fordert die entsprechende Stellung, und der Hof wird in tiefster Ehrfurcht darauf bestehen, daß sie dem Prinzen nicht versagt werde.“

„Der Hof,“ rief der Fürst verächtlich, „sagen Sie grade heraus, der Obersthofmeister.“

„Der Obersthofmeister ist von Ew. Hoheit dazu bestellt, über die Ordnung des Hofes zu wachen,“ versetzte der alte Herr mit Festigkeit. „Als persönliche Meinung wage ich noch anzuführen, daß für den lebendigen und thatkräftigen Geist des Prinzen Victor der Dienst in

dieser Residenz und die Nähe des Hofes nicht vortheilhaft sind; es ist vorauszusehen, daß er öfter Em. Hoheit Veranlassung zur Unzufriedenheit geben wird, und daß der Verlust Höchster Gnade bei dem aufgeweckten und volksthümlichen Wesen des Prinzen eine dauernde Veranlassung zu Medisance und böswilligem Geschwätz sein würde. Deshalb wagte ich anzunehmen, daß die Bedenken, welche eine militärische Carriere des Erbprinzen in fremder Armee hindern, bei Prinz Victor ohne Gewicht sein würden.“

Der Fürst sah finster vor sich hin. Endlich begann er mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen dankbar sein, daß Sie mich auf dieses Bedenken geführt haben. Ich werde nach reiflicher Ueberlegung meinen Entschluß fassen. Seien Excellenz überzeugt, daß ich den warmen Antheil wohl zu schätzen weiß, den Sie mir und den Meinen bewahren.“ Er neigte das Haupt, der Obersthofmeister verließ das Zimmer; und die Falten im Antlitz des Fürsten zogen sich drohend zusammen, als er dem Alten nachsah.

Die Folge dieser Unterredung war, daß der Erbprinz auf eine Universität gesandt wurde. Dies Ereigniß ward an der Universität im Schein der höllischen Flämmchen, welche hie und da loderten, nicht ganz so aufgefaßt als am Hofe.

Der Magnificus trat eines Abends bei Professor Werner ein und begann, Ihn begrüßend: „Sie haben Ihrem Lande ein gutes Beispiel gegeben, als Sie zu

uns kamen, von oben ist der Universität die Mittheilung geworden, daß im nächsten Semester Ihr Erbprinz bei uns seine Studien beginnen will.“ Und zum Professor gewandt, fuhr er fort: „Man erwartet, daß wir alles thun werden, den jungen Herrn zu fördern, was mit den Pflichten unseres Amtes verträglich ist. Ihnen habe ich den hohen Wunsch auszudrücken, daß auch Sie dem Erbprinzen auf seinem Zimmer eine Vorlesung halten.“

„Ich lese kein Prinzencollegium,“ erwiderte der Professor, „dazu ist meine Wissenschaft zu umfangreich, sie läßt sich nicht in eine Nußschale packen.“

„Vielleicht würde sich doch irgend ein populäres Thema ergeben,“ mahnte der kluge Magnificus. „Mir scheint fast höherer Werth, als auf den Inhalt der Vorlesung, darauf gelegt zu werden, daß Ihre Person mit dem Erbprinzen in wohlthuende Verbindung tritt.“

„Wenn der Prinz sich in meinem Hause wohl fühlen und unserm Brauch fügen kann, so bin ich zu jeder anständigen Aufmerksamkeit erbötig. In meinen Vorträgen führe ich sinnetwegen keine Aenderung ein. Besucht er als Student eines meiner Collegien, gut. Auf seinem Zimmer lese ich weder ihm noch jemand Anderem.“

„Wird man die Weigerung nicht als eine Unfreundlichkeit empfinden?“ wandte der Rector ein.

„Wohl möglich,“ versetzte der Professor, „und ich gestehe Ihnen, daß mir dies in vorliegendem Fall besonders peinlich ist. Aber keine persönliche Rücksicht soll

mich bestimmen, von einem Grundsatz abzuweichen. Ich habe früher einmal die Erfahrung gemacht, wie demüthigend es ist, einem Knaben, dem die nöthige Vorbildung, dem Verständniß und inneres Interesse fehlte, ernste Männerarbeit zurechtzuschneiden. Ich thue es nie wieder. Dann aber handle ich im Interesse dieser jungen Herren selbst, so viel ich als Einzelner vermag, dessen Studien von der Heerstraße fürstlicher Bildung weitab liegen. Wollen sie von uns etwas lernen, was für ihr Leben fruchtbar ist, so sollen sie es ordentlich lernen, und sie sollen mit den Vorkenntnissen zu uns kommen, welche ihnen möglich machen, von der Wissenschaft Nutzen zu ziehen. Ich habe hie und da aus der Ferne gesehen, wie traurig es mit der innern Bildung der Mehrzahl bestellt ist. Das flache zerstreuende Wesen ihrer Erziehung, welches ihnen fast die Möglichkeit nimmt, an irgend einem Gebiete geistiger Arbeit ein warmes Interesse zu nehmen, macht sie auch später für das Leben und für ihre Regentenpflichten wenig brauchbar. Und wir nehmen Theil an diesem Unrecht, wenn wir Jünglinge, die in Wahrheit nicht die Kenntnisse eines Tertianers haben, mit dem Schein und Firniß wissenschaftlicher Cultur überziehen. Denn darauf ist es doch in der Regel abgesehen. Man braucht sicher nicht die Universität zu besuchen, um ein tüchtiger Mann zu werden; wenn man aber diesen schwierigen Weg einschlägt, — und ich meine allerdings, jeder künftige Regent sollte das — so darf es nur in einer Weise geschehen, welche

auch tüchtige Resultate sichert. Ich verurtheile nicht die Lehrer, welche anders denken," schloß der Professor, „es giebt ohne Zweifel Disciplinen, bei denen gedrängte Darstellung einiger Hauptsätze möglich und nützlich ist. Die Alterthumswissenschaft wenigstens gehört nicht dazu. Und deshalb bitte ich zu entschuldigen, wenn ich mich dem jungen Herrn für Privatstunden versage."

Der Rector zuckte die Achseln und sprach diesen Grundsätzen seine Anerkennung aus.

„Mein armer Erbprinz," rief Alse bedauernd, als der Rector sich entfernt hatte.

„Mein armer Coder," parodirte der Professor lachend.

„Aber eine Ausnahme hast du doch gemacht," wandte Alse ein, „bei deinem Weibe."

„Hier ist die Lehrstunde nur der Seitsaden, unser ganzes Leben die Erläuterung," versetzte der Professor. „Den künftigen Landesherrn von Bielsstein aber wirst du unter diesen Umständen wohl nur aus der Ferne als dein stilles Eigenthum betrachten können; und auch mir schwindet eine gewisse unsichere Hoffnung, welche ich auf das flüchtige Begegnen mit seinem Vater baute. Denn es ist allerdings wahrscheinlich, daß man dort meine Weigerung als launischen Hochmuth auffaßt."

Darüber hätte der Professor ruhig sein können. Es wird dafür gesorgt, daß solche Auffassung nicht zu rechter Zeit an die Adresse gelangt, für welche sie be-

stimmt ist. Die Schärfe wird umgebogen, die Spitze abgebrochen und zuletzt hält man in hoher Luft der gleichen Gesinnung für so ungeheuerlich, daß man sie nur den verworfensten Menschen zutraut. Dafür galt der Professor keineswegs. Schon der Rector war vorsichtig genug, die Weigerung Werners durch Gründe zu verdecken, und in der Residenz des Fürsten hatte man einmal beschlossen, daß der Erbprinz ein Zuhörer des Professors werden sollte. Aus dem eingesandten Verzeichniß der Vorlesungen wurde ein kleines Collegium Werners ausgesucht: Besichtigung und Erklärung antiker Bildwerke in Gipsabgüssen, bei welchen der Erbprinz mit seinem Begleiter wenigstens nicht unter allerlei bunten Mühen zu sitzen nöthig hatte, sondern in fürstlicher Isolirung umherwandelnd gedacht werden konnte.

Wieder wogten die Wellen der reifen Aehren, als Ilse mit ihrem Gatten dem Gute des Vaters zusuhr. Ein Jahr, reich an Freuden, nicht frei von Schmerzen, lag hinter ihr, auch sie hatte jetzt eine kleine Geschichte, Frieden und Streit, Wachsthum und Vergehen am eigenen Leben erfahren. Wer in ihr Antlitz sah, der konnte an der bleichen Wange das Leid erkennen, welches sie getroffen, und an dem sinnenden Blick, daß ernste Gedanken durch ihr Haupt gezogen waren. Aber

als sie auf der Höhe das dunkle Dach des Vaterhauses erblickte und an der wetterblauen Holzkirche vorbeifuhr, da war Großes und Kleines vergessen, und sie empfand sich wieder als Kind in dem Frieden der Heimath, der ihr jetzt so wohlthuend und trostbringend erschien. Und als sich die Gutsleute um die Thür drängten, als die Geschwister heranstürmten, und der Vater alle überragend den Gatten und sie selbst aus dem Wagen hob, da hielt sie jeden in stummem Gruß umfassen, aber als der kleine Franz an ihr aufsprang, drückte sie ihn so lange an ihr Herz, bis sie die Haltung verlor und in Thränen ausbrach, so daß ihr der Vater das Kind vom Arme nehmen mußte.

Es konnte nur ein kurzer Besuch sein, den die Gatten auf dem Gut machten, Amtsgeschäfte zwangen den Professor zu schneller Heimkehr, er hatte Alse den Vorschlag gemacht, sie länger beim Vater zu lassen und wieder abzuholen; sie aber wollte nicht.

Prüfend sah der Vater auf Haltung und Antlitz der Tochter und ließ sich von dem Professor immer wieder erzählen, wie schnell und gut sie in der Stadt heimisch geworden war.

Unterdeß flog Alse durch Hof und Garten hinaus in die Landschaft, wieder leichtbeseelt wie die kleinen Geschwister, die ihre Hand nicht loslassen wollten. „Alle seid ihr gewachsen,“ rief sie, „mein Krauskopf aber am meisten, der wird werden wie der Vater. Ein Landwirth, Franz.“

„Nein, ein Professor,“ erwiderte der Knabe.

„Ach du armes Kind,“ sagte Ilse.

Die Feldarbeiter verließen die Garben und eilten ihr entgegen, es gab viel zu grüßen und zu fragen, der Großknecht hielt seine Pferde an, sein Sattelpferd, der Schimmel, rückte heftig mit dem Kopfe. „Er kennt Sie recht gut,“ sagte der Knecht, und klatschte lustig mit der Peitsche. Ilse ging in das Dorf und trug ihren Gruß zu den Todten und den Lebendigen, und als der franke Benz sie endlich losgelassen hatte, rief er nach seiner Tafel und verfertigte mit zitternder Hand ein Freudengedicht. Bedächtiger wandelte die Frau Professorin durch den Hof. Vom Zuge der Mägde geleitet, schritt sie den Gang zwischen den Kindern entlang, trotz ihrem mobilschen Kleide, der sagenhaften Frau Berchta ähnlich, welche Segen streuend durch Stall und Haus des Landmanns gleitet. Vor jedem gehörnten Haupte hielt sie an, die Klühe hoben die Mäuler zu ihr auf und brummen, bei jeder war eine wichtige Neuigkeit zu berichten. Die Mägde wiesen ihr stolz die angebundenen Kälber und baten um Namen für die erwachsenen Fersen; denn der Herr hatte befohlen, daß Ilse das Jungvieh mit Namen versehen sollte, und die Mägde freuten sich über die vornehmen Stadtnamen Kalyppo und Xanthippe. — Alles vertraut und alles wie sonst, und doch bei jedem Schritt Neues für Auge und Ohr.

Clara gab ihr Rechenschaft über die Wirthschaft; das Mädchen hatte sich trefflich gehalten, ihr Lob,

welches die Mamsell und, was wichtiger war, die Großmagd in vertraulicher Unterredung ertheilten, that Ilse sehr wohl, und sie sagte: „Jetzt erst bin ich ganz beruhigt, ich kann hier entbehrt werden.“

Gegen Abend suchte der Professor seine Frau, die seit Stunden verschwunden war. Er hörte den Lärm der Kinder am Bach, und dachte sich, wo Ilse jetzt sein mußte. Als er um den Stein der Höhle bog, sah er sie im Halbdunkel sitzen, das Auge nach dem Vaterhause gewandt. Er rief ihren Namen und streckte die Arme nach ihr aus, sie flog ihm an die Brust und sagte leise: „Ich weiß, daß an deinem Herzen meine Heimath ist; habe Nachsicht, wenn die alte Zeit mir jetzt mächtig wird.“

Am späten Abend, als der Vater den Professor in das Schlafzimmer führte und mit ihm noch Geschäfte und Politik besprach, schickte Ilse ihre Schwester Clara zu Bett und sie setzte sich auf den Stuhl. Und als der Vater hereinkam, das Licht vom Tisch zu holen, fand er die Ilse wieder an ihrer alten Stelle zum Nachtgruß, und sie hielt ihm den Leuchter hin. Er setzte das Licht auf den Tisch, ging, wie er pflegte, vor ihr auf und ab und begann: „Du bist bleicher und ernster als du warst. Wird das vorübergehen?“

„Ich hoffe, es wird vorübergehen,“ wiederholte die Tochter. — Nach einer Weile fuhr sie fort: „Man denkt über vieles anders in der Stadt, und man glaubt anders, Vater.“

Der Vater nickte mit dem Kopf. „Das war's," sagte er, „und deshalb habe ich um dich gesorgt."

„Und es wird mir unmöglich, schwere Gedanken los zu werden," sprach Ilse leise.

„Armes Kind," rief der Landwirth, „dabei dir zu helfen, geht über meinen Verstand. Denn bei uns auf dem Lande ist es leicht, an Vatersorge zu glauben, wenn man über das Feld geht und sich des Wachsthums freut. Aber laß dir von einem Landmann ein vertrauliches Wort sagen. Es ist in allen Dingen auf Erden Bescheidenheit nöthig und Entsagung. Wir auf dem Lande sind nicht besser und gescheuter, weil wir wenig um das sorgen, was dem Menschen räthselhaft ist. Wir haben keine Zeit zu grübeln, das ist bequem, und wenn uns ein Gedanke erschreckt, hilft die Arbeit darüber weg. Aber manchmal kommt doch die Ungewißheit. Auch ich habe Tage gehabt, und ich habe sie noch, wo ich mir meinen Kopf zerbreche, obgleich ich weiß, daß ich nicht auf's Reine kommen kann; und deshalb suche ich mir jetzt solche Gedanken fern zu halten. Das ist Vorsicht, aber es ist nicht Tapferkeit. Du bist hineingesetzt in ein Leben, wo dir das Hören und Nachdenken unvermeidlich wird. Du mußt dich durchkämpfen, Ilse. Und vergiß dazu zweierlei nicht. Die Menschen haben von je sehr verschieden angesehen, was ihnen nicht ganz verständlich war, und sie haben einander deshalb seit alter Zeit gehaßt und wie Kannibalen geschlachtet, nur weil jeder gegen den andern Recht haben wollte. Darin

liegt eine Warnung. Aber Eines hat sich immer bewährt gegenüber dem Zweifel: seine Pflicht thun, alle Tage das Nächste thun, und im Uebrigen vertrauen, daß man nicht deshalb verloren ist, weil man Eines und das Andere denkt. Bist du der Liebe deines Mannes sicher?"

„Ja," versetzte Ilse.

„Und hast du eine aufrichtige Achtung vor dem, was er thut, für dich und für alle anderen?"

„Ja," rief Ilse.

„Dann ist alles in Ordnung," sagte der Vater, „denn an seinen Früchten erkennen wir den Acker. Um das Uebrige grämen wir uns nicht heut, nicht in der Zukunft. Sieh mir das Licht und geh zu deinem Mann. Gute Nacht, Frau Professorin."

Drittes Buch.

Die Buttermaschine.

Im großen Saale der Universität war ein gewähltes Publikum versammelt, Würdenträger der Regierung und Stadt, Männer der Wissenschaft, hinter ihnen die Studenten, welche ab- und zuströmend die Thür des großen Portals in Bewegung erhielten. Oben aber auf der Gallerie saßen die Frauen der Professoren, in der Mitte der ersten Reihe Ilse mit Laura auf dem Ehrenplatz. Heut war für Ilse ein großer Tag, denn der Glanz der höchsten akademischen Würde sank auf das Haupt ihres Vaters. Felix Werner war zum Rector Magnificus gewählt und sollte hier sein Amt antreten.

In langem Zuge schritten die Lehrer der Universität in den Saal, vor ihnen die Bedelle in alterthümlicher Amtstracht, große Scepter in der Hand; die Herren selbst nach den Facultäten geordnet. Die Theologie begann den Zug und die Philosophie schloß den Reigen, diese an Zahl der Männer und Bedeutung die stärkste Abtheilung, alle zusammen aber bildeten eine stattliche Genossenschaft, neben einzelnen Nullen gingen hochberühmte

Herren, auf welche das Land stolz sein durfte, und es war eine Freude für Jedermann, so viel gelehrtes Wissen körperlich versammelt zu sehen. Nur die würdige Darstellung im Zuge gelang den großen Geistern nicht, sie hielten schlecht Reihe, mancher sah aus, als ob er mehr an seine Bücher denke, als an den Eindruck, welchen seine Gestalt dem Publikum machen sollte, einer hatte sich gar verspätet — er hieß Rasche — und kam sorglos und vertraulich grüßend hinter den jüngsten Privatdocenten hergelaufen. Den Zug empfing ein lateinischer Gesang des akademischen Sängerkhors, nicht verständlich, aber festlich. Die Professoren ordneten sich auf ihren Sitzen, der bisherige Rector betrat ein hohes, mit Blumen verziertes Ratheder, hielt zuerst eine gelehrte Rede über den Nutzen, welchen vor längerer Zeit das unruhige Volk der Araber der medicinischen Wissenschaft gebracht hat, und berichtete dann über die akademischen Ereignisse des letzten Jahres. Der Vortrag war schön und alles war sehr feierlich, die Ehrengäste der Stadt und Regierung saßen unbeweglich, die Professoren hörten ergeben zu, die Studenten knurrten nur wenig an der Thür, und wenn von dem gemalten Plafond der Aula zuweilen die Längeweile ihre großen Fledermausflügel gegen die Augen der Zuhörer herabbewegte, wie bei akademischen Schaustellungen unvermeidlich ist, Alse merkte heut nichts davon. Als Magnificus den Vortrag beendet hatte, bat er mit einer zierlichen Handbewegung und den verbindlichsten

Worten seinen Nachfolger, zu ihm auf die Erhöhung zu steigen. Ilse erröthete, als ihr Felix das Ratheder betrat. Der Rector nahm sein Barett ab, die goldene Kette und den Mantel, der ganz wie ein alter Fürstenmantel aussah, und Alles setzte und hing er um seinen Nachfolger mit warmen Wünschen und Aeußerungen der Hochachtung. Laura flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Wenn unser Herr Professor ein Schwert an der Seite trüge, wäre er ganz wie ein Kurfürst auf den Bildern draußen;“ und Ilse nickte freudig, es war genau ihre Ansicht. Jetzt aber trat Werner in Purpurmantel und Kette vor. Die Bedelle kreuzten ihre Scepter zu beiden Seiten des Ratheders und der neue Rector hielt majestätisch eine Ansprache an Professoren und Studenten, worin er Günstiges erbat und gutes Regiment verhiess. Wieder begann der akademische Chor ein lateinisches Triumphlied und der Zug der Universitätslehrer bewegte sich in das Nebenzimmer zurück, wo die Professoren ihren Rector händeschüttelnd umstanden und die Bedelle Purpurmantel und Kette in Kästen packten, zur Schonung für spätere Zeiten. Auch Ilse empfing die Glückwünsche der Frauen und des Theetisches, welcher sich an der Gallerietreppe aufstellte und sie lustig mit „Magnificenz“ begrüßte.

Zu Hans fiel Ilse dem Gatten um den Hals und sagte ihm, wie stattlich er in seinem Ornat ausgehen habe. „Was die Zigeunerin sprach,“ rief sie, „heut ist es erfüllt, heut trug der Mann, den ich liebe,

den Fürstenhut, sei begrüßt, du mein Fürst und Herr.“

Für den Nachmittag dieses großen Tages war der Besuch des Erbprinzen angemeldet, Ilse sah noch einmal in die Winkel der blanken Wohnung, damit sie als Hausfrau keine Unehre erlebe, und ließ sich von dem Gatten über die Form unterrichten, in der man mit vornehmen Herren spricht. „Damit ich Bescheid weiß, wenn er sich auch um mich kümmert. Ich bin unruhig, Felix, denn es ist doch etwas Großes, den künftigen Herrn der Heimath kennen zu lernen.“

Mit dem Stundenschlag fuhr der Wagen vor, Gabriel in seinem besten Tract führte die Herren an das Zimmer des Rectors. Unterdeß ging Ilse erwartungsvoll in ihrer Stube auf und ab. Nicht lange und ihre Thür wurde geöffnet, zwei Herren traten, von dem Gatten geleitet, ihr entgegen. Da war der Prinz, eine zarte Gestalt unter Mittelgröße, schwarzes Haar, ein kleines Gesicht mit weichen Zügen, über den feinen Lippen ein dunkler Streif, welcher den beginnenden Bart andeutete, die Haltung etwas schlottrig und verlegen, so machte er den Eindruck eines zarten und schwächlichen Menschenkindes. Befangen trat er auf Ilse zu und sagte ihr so leise, daß sie kaum die Worte verstand, wie sehr er sich freue, in ihr eine Landsmännin zu begrüßen.

Ilse erhielt durch sein schüchternes Wesen ihren Muth zurück, und da sie in dem Anblick ihres jungen Prinzen ein wenig bewegt war, so begegnete ihr, daß

sie ihm eine kleine Rede hielt: „Wir aus unserm Lande hängen an der Heimath, und da ich jetzt Ew. Hoheit so nahe vor mir sehe, wage ich auch zu sagen, daß ich Ew. Hoheit sehr gut wieder erkenne. Sie waren noch ein ganz junger Herr, und ich war ein halbwüchsiges Mädchen, da sah ich Sie zuerst neben Ihrem Herrn Vater in der Residenz. Ew. Hoheit saßen auf einem sehr kleinen Pferde, während mein Vater und ich grüßten, stand das Pferd still und wollte nicht weiter gehen. Sie sahen mich freundlich an, ganz mit denselben Augen, wie jetzt. Ich hielt ein Paar Rosen in der Hand, und weil Sie unser junger Prinz waren, bot ich Ihnen die Rosen an. Aber Sie schüttelten den Kopf, und Sie konnten auch nichts nehmen, weil Sie den Zügel halten mußten, und ich glaube, Sie waren etwas ängstlich auf dem Pferde. Nur das Pferd fuhr mit seinem Kopf nach den Blumen. Da kam ein Großer in Uniform herangeritten, saßte das Pferd, und wir traten zurück. Sie sehen, ich weiß noch Alles, denn für ein Mädchen vom Lande ist so etwas eine wichtige Erinnerung. — Aber erweisen Hoheit mir doch die Ehre Platz zu nehmen.“

Der Begleiter des Prinzen, Kammerherr von Weidegg, begrüßte Ilse verbindlich; er war ein Mann in mittleren Jahren, groß, von guter Haltung und keinem üblen Gesicht. Er übernahm die Leitung der Wechselreden und ein kleines Gespräch lustwandelte über die Berge und Wälder des Heimathlandes. Es blieb ein

anständiger Austausch von Worten, welcher sich ungewöhnlicher Gedanken gänzlich enthielt. Der Prinz war schweigsam, spielte mit einem Augenglase, und sah befreundet und vorsichtig auf die stattliche Professorsfrau, welche ihm gegenüber saß. Zuletzt frug der Kammerherr nach den Stunden, wo dies Zimmer sich Fremden öffne, und drückte den Wunsch aus, dem Prinzen und ihm möge gestattet sein, zuweilen einzutreten. „Von den wenigen Beziehungen, welche die fremde Stadt bietet, ist uns dies Haus besonders werthvoll, in welchem mein durchlauchtigster Prinz das Recht beanspruchen darf, nicht ganz als Fremder behandelt zu werden.“ Das alles war recht sauber und verbindlich, und als der Professor die Fremden bis an die Entreehür geleitet hatte, sagte er zu seiner Frau: „Nun, sie sehen ja menschlich genug aus.“

„Ich habe mir Prinzen ganz anders gedacht, Felix, feck und übermüthig, dieser hatte nicht einmal einen Stern auf der Brust.“

„Der war nur in die Tasche gesteckt,“ tröstete der Professor.

„Aber er sieht aus wie ein guter Junge,“ schloß Ilse, „und da er mein Landsmann ist, soll er auch gut behandelt werden.“

„So ist es recht,“ versetzte der Professor lachend.

Es machte sich in den nächsten Wochen allmählig, daß der Erbprinz und sein Kammerherr die gute Behandlung behaglich fanden. Der Kammerherr bewährte

sich als angenehmer Mann, er hatte größere Reisen gemacht, hatte einiges erlebt, vieles gesehen und allerlei gelesen, auch was nicht grade am Wege liegt; er sammelte Autographen und war dem menschlichen Geschlecht durch kein Laster und durch keine üble Gewohnheit lästig. Während einem längeren Aufenthalt in Rom hatte er mit alten Bekannten des Professors in Verbindung gestanden, er war durch die Ruinen Pompeji's gewandelt und zeigte ein wohlthuendes Interesse an der Einrichtung altrömischer Häuser. Außerdem verstand er gut zu hören und zu fragen und erzählte zuweilen mit anständiger Medisance Anekdoten von vielgenannten Personen. So geschah es, daß der Professor gern mit ihm verkehrte, und daß er am Theetische Ilfes den Wirthen willkommen, den Gästen nicht unbequem war. Auch ihm selbst schien der Verkehr mit den gelehrten Herren Freude zu machen, er besuchte den Doctor und betrachtete bei diesem alte Holzschnitte, er behandelte den Professor Raschke mit rücksichtsvoller Artigkeit und begleitete nebst seinem Prinzen den Philosophen an einem klaren Winterabend bis zu der entlegenen Wohnung, während Raschke sehr interessante Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen mittheilte.

Daß der Erbprinz sich ebenso gut unter den Professoren zurecht fand, konnte man nicht behaupten; er hörte dem Gespräch der Männer leidend zu, wie einem akademischen Hörer ziemte, und sprach durchaus und zu rechter Zeit das Schickliche. Nur zuweilen deutete er durch

leises Knipsen seiner Vorgnette an, sein Gemüth werde wohl eine andere Art von Unterhaltung nicht ungern ertragen.

Isse war unzufrieden, wenn er mit der Vorgnette knackte, und wenn sie zu ihm hinübersah, hörte das Knipsen auf.

Denn Isse wollte, daß er sich unter den andern Männern recht stattlich hervorthun sollte, und ihr war, als könnten die Herren ihr selbst einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Prinz für Männergeschäfte kein rechtes Herz erwies. Sie war deshalb als Hausfrau mit zarter Aufmerksamkeit um ihn bemüht; sie wagte den Rath, daß er den Thee nicht zu stark trinken möchte, und bereitete ihm selbst die Mischung. Der Prinz ließ sich das gern gefallen, er saß am liebsten auf dem Stuhl neben ihr und sah ihr freundlich zu, wie sie um den Tisch wirthschaftete. Nur ihr gegenüber ging er ein wenig aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung heraus, er erzählte ihr was er von Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen, und wenn er grade nichts zu sprechen hatte, machte er wenigstens ihr Amt leicht, er stellte den Sahn- topf vor sie hin und hatte ein scharfes Auge auf die Zuckerbüchse, wenn er meinte, daß Isse für sich davon Gebrauch machen könne.

Einst, als er wieder schweigsam neben ihr saß und die Herren grade zornig über der Bibliothekverwaltung des Vaticans zu Gericht saßen, machte Isse den Vorschlag, ein Werk anzusehen, das ihr der Gatte gekauft

hatte, gutgestochene Bildnisse berühmter Gelehrten und Künstler. Sie gingen zu der Lampe des Nebenzimmers, der Prinz betrachtete mit matter Theilnahme die Köpfe. „Von manchen weiß ich nichts,“ begann Ilse, „als einige Worte, die mir mein Mann über sie erzählt hat. Ihre Bücher habe ich nicht gelesen, und von den schönen Werken, die sie gemalt und componirt haben, kenne ich auch gar wenig.“

„Mir geht es grade so,“ versetzte der Prinz ehrlich, „nur die Musiker kenne ich etwas.“

„Und doch ist eine Freude, die Gesichter anzusehen,“ fuhr Ilse fort, „man denkt bei jedem, wie der Character und die Vorzüge dieses Mannes sein möchten, und wenn man Jemand fragt, der mehr weiß, ergiebt sich manchmal eine Bestätigung, und manchmal ein Irrthum. Das hilft einem, die Männer lieb und vertraulich zu machen, und man sucht Gelegenheit, auch mit ihrer Kunst und Weisheit bekannt zu werden. Ich mühe mich jetzt, von einem nach dem andern mehr zu erfahren. Wenn man aber etwas von einem großen Mann gelesen hat und sein Bild nach einiger Zeit wieder ansieht, dann ist es, als schaute man in das Gesicht eines guten Freundes.“

„Lesen Sie gern?“ frug der Prinz aufblickend.

„Langsam,“ erwiderte Ilse, „denn von ernstern Dingen geht nicht viel auf einmal in den ungelehrten Kopf, besonders wenn es ernste Gedanken erregt.“

„Ich lese nicht gern,“ versetzte der Prinz, „am

wenigsten, was einem so vorgelegt wird. Und mir ist es langweilig, denn ich habe nichts Ordentliches gelernt und ich weiß nirgend recht Bescheid.“

Das sagte er mit Bitterkeit. Ilse erschrak über das Geständniß. „Dem werden Ew. Hoheit jetzt abhelfen, es ist ja hier so schöne Gelegenheit.“

„Ja,“ versetzte der Prinz, „vom Morgen bis zum Abend, und alles durcheinander, ich bin jedesmal froh, wenn die Stunden zu Ende sind.“

Ilse betrachtete den jungen Herrn mit großer Betrübniß. „Das ist ja für Ew. Hoheit ein rechtes Unglück. Haben Sie denn nichts, was Ihnen zu wissen oder zu besitzen recht lieb ist? Eine Sammlung von Steinen oder Schmetterlingen, oder von seltenen Büchern oder Kupferstichen, wie der Doctor drüben? Dabei hat man das ganze Jahr sein Vergnügen, und man lernt auch allerlei, wenn man sich diese werthen Sachen zusammenträgt.“

„Wenn ich dergleichen haben will, kann ich alles in Haufen gesammelt haben,“ versetzte der Prinz. „Aber wozu? es steht schon so viel Zeug um mich herum. Wenn ich heut Steine suchen wollte, geriethen alle Leute um mich in Aufregung, und es würde mir entweder verwehrt oder eine ganze Sammlung in's Haus getragen.“

„Das hilft freilich nichts,“ bedauerte Ilse, „man muß selbst um das Einzelne sorgen, dann kommt die Freude. Ein Mensch kann nicht alles wissen, aber etwas muß jeder haben, was er ordentlich versteht. Wenn ich

mein kleines Leben vergleichen dürfte mit dem großen, das Ew. Hoheit erwartet, so könnte ich Ihnen wohl etwas erzählen. Als meine gute Mutter sich zu ihrer letzten Krankheit einlegte, war ich ein ganz junges Ding, aber ich wollte durchaus an ihrer Stelle die Wirthschaft führen. Da fand sich, daß ich mir nicht Rath wußte. Ich verstand nicht einmal, ob die Leute fleißig oder träge waren, ich kannte auch nicht die Handgriffe, und wenn Jemand etwas schlecht machte, konnte ich's nicht lehren. Deshalb saß ich an einem Abend muthlos und ärgerlich über mich selbst, und ich glaube, ich weinte. Da sagte mein guter Vater: du durfst nicht so viel auf einmal übernehmen, du sollst erst etwas genau lernen. Und er wies mich in die Molkerei. Wissen Ew. Hoheit, was das ist?"

„Nicht so recht,“ versetzte der Prinz.

„Das ist ja die Milchwirthschaft des Gutes, ich will Ew. Hoheit sagen, was dabei zu thun ist.“

Sie erzählte ihm die ganze Tagesarbeit des Milchfellers. „Und jetzt machte sich's so. Ich griff selbst mit an, wurde fest in der Arbeit und bekam ein Urtheil über die Mägde. Ich lernte jede Kuh genau kennen, und lernte auch, welche Art für uns am besten war und warum. Denn nicht jede Race paßt überall hin. Bald bekam ich den Ehrgeiz, Butter und Käse recht fein zu machen. Ich erkundigte mich bei den Klugen und las auch zuweilen in einem Buch darüber. Dann besprach ich mit dem Vater Verbesse-

rungen. Und grade als ich wegstam, war die Rede davon, statt unseres großen Butterfasses von Holz eine neue Maschine anzuschaffen. Sie ist jetzt aufgestellt, soll sehr gut sein und schöne Butter machen, ich habe sie aber noch nicht gesehen. Denn Ew. Hoheit kennen doch das Buttern?“

„Nein,“ versetzte der Prinz.

Isse beschrieb es ihm ein wenig. „Wenn aber der Vater um Johanni die große Rechnung machte, da war mein Stolz, daß die Rühwirthschaft in jedem Jahre höhern Ertrag gab. Mich ärgerte nur, daß der Vater über meinen kleinen Gewinn lachte, denn der eigentliche Werth der Rüh lag für ihn in ganz andern Dingen.“ Auch darüber machte Isse eine leise Andeutung. „Und sehen Hoheit,“ fuhr sie fort, „erst von dieser Zeit ab fühlte ich mich in der Welt recht zu Hause. Noch jetzt, wenn ich einmal in eine Fabrik gehe, ertappe ich mich darüber, daß ich sie wie eine andere Art Molkerei ansehe, und wenn von Staatseinnahmen und Regierung die Rede ist, vergleiche ich sie noch heut mit unserer Wirthschaft. Aber es ist wohl thöricht, daß ich Ew. Hoheit von Butter und Käse unterhalte.“

Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen. „Ach, gnädige Frau,“ sagte er, „Sie sind glücklich daran gewesen, mir aber ist es nie so gut geworden, daß ich bei dem, was mir lieb war, recht ruhig beharren konnte. Vom Morgen bis zum Abend bin ich erzogen worden und von einem zum andern geschleppt. Wenn ich als

Kind in den Garten ging, war immer die Gouvernante dabei oder der Erzieher, und wenn ich im Grase sprang, wurde darauf gehalten, daß meine kleinen Sprünge auch für andere Leute gut aussahen, niederfallen durfte ich nicht; und als ich mich einmal auf den Kopf stellen wollte, wie ich bei andern Knaben gesehen hatte, gab es Entsetzen wegen der Unschicklichkeit und Arrest. Jeden Augenblick hieß es, das paßt nicht für einen Prinzen, oder das ist jetzt nicht an der Zeit. So oft ich aus der Stube kam, starrten mich die fremden Leute an, und auch ich mußte immer auf sie sehen und grüßen; mir wurde gesagt, wem ich die Hand geben durfte und wem nicht, wen ich anreden durfte und wen nicht. So ging es alle Tage. Immer waren es leere Redensarten, in drei Sprachen, und jeden Tag war der Gedanke obenan, daß man sich nur gut präsentire. Einmal wollte ich mir mit der Schwester einen kleinen Garten anlegen, sogleich wurde der Hofgärtner gerufen, der uns graben und pflanzen mußte. Da war's uns vom ersten Tage verleidet. Dann wollten wir Theater spielen und hatten uns schon selbst ein Stück ausgedacht, wieder wurde uns gesagt, das sei dummes Zeug, und wir mußten ein Spiel auswendig lernen mit französischen Redensarten, wo die Kinder immer riefen, wie lieb sie Papa und Mama hätten, und wir hatten gar keine Mutter. Ueber diesem Zurichten für den Schein ist meine Kinderzeit vergangen. Ich versichere Sie, ich weiß nichts gründlich,

und wenn ich jetzt hier in dem ewigen Lernen bleibe, so habe ich das Gefühl, daß es mir gar nichts helfen wird, und ich komme mir sehr unnütz vor in der Welt.“

„Ach, das ist traurig,“ rief Ilse in tiefem Mitgefühl. „Aber ich flehe Ew. Hoheit an, verlieren Sie nur nicht den Muth. Es ist unmöglich, daß das Leben unter so vielen tüchtigen und gescheuten Männern, die Sie hier finden, ohne Segen für Sie sein sollte.“

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Denken doch Ew. Hoheit an Ihre Zukunft,“ fuhr Ilse leise fort. „Ach, Sie haben alle Ursache, zuversichtlich und tapfer zu sein. Ihr Amt ist doch das höchste auf Erden. Wir andern arbeiten und sind glücklich, wenn wir ein einzelnes Menschenleben vor dem Untergange bewahren, und wenn es noch so klein und elend ist, Ihnen aber wird einmal Wohlsein und Leben von vielen Tausenden in die Hand gegeben. Was Sie für Schule und Bildung thun durch gute oder schlechte Lehrer der Seelen, und ob Sie für Krieg oder Frieden stimmen, das kann ein ganzes Land glücklich machen oder verderben. Wenn ich an diesen erhabenen Beruf denke, kommt mir die Ehrfurcht vor Ihnen, und ich möchte Sie auf meinen Knien anflehen, daß Sie thun, was möglich ist, um sich zu einem tüchtigen Fürsten zu machen. Dafür ist jetzt der beste Rath, daß Sie guten Willen zeigen, auch das zu lernen, was Ihnen langweilig ist. Und im Uebrigen vertrauen Sie der Zukunft, auch Ihnen wird die

Freude am Leben und das Gefühl der Tüchtigkeit kommen."

Der Prinz schwieg, denn die Erwähnung seines künftigen Fürstenamtes gehörte zu den Auspielungen, welche bei Hofe verpönt sind und die im stillen Geiste zu verfolgen einem Thronerben noch weniger als andern erlaubt ist.

„Gelehrte Vorlesungen höre ich genug," sagte endlich der Prinz, „ich wollte aber lieber, ich wäre bei einem Landwirth in der Lehre gewesen, wie Sie."

Sie kehrten zu den Herren zurück und der Prinz nahm den Rest des Abends aufmerksam an der Unterhaltung Theil. Als er sich entfernt hatte, sagte Ilse zu ihrem Gatten: „Da geht er hin, er hat, was Tausende froh machen würde, und doch ist er unglücklich, denn sie haben ihm sein ehrliches Herz in Leder eingenäht, wie einer Gliederpuppe. O, sei gütig gegen ihn, Felix, und gönne ihm manchmal etwas von deiner Seele, damit ein Theil deiner Sicherheit und Kraft auf ihn übergehe."

Der Gatte küßte sie auf das Haupt und sagte: „Dir wird das leichter möglich sein als mir. Aber er selbst hat sich das Rechte gesagt, drei Jahre bei deinem Vater in der Wirthschaft wären für ihn und sein Land die beste Hülfe."

Beim Frühstück des nächsten Morgens nahm der Kammerherr die Zeitungen aus der Hand des Lakaien, der Prinz saß schweigend am Tisch, spielte mit dem

Raffeeelöffel und beobachtete eine Fliege, welche vom Rande des Sahntopfs unehrerbietige Versuche machte, in die fürstliche Milch zu sinken. Da die schriftliche Instruction dem Kammerherrn die Pflicht auferlegte, den Prinzen vor jeder gefährlichen Lectüre zu behüten — es waren damit unzufriedene Zeitungen und schmutzige Romane gemeint — so bot er seinem Herrn zuerst das unter allen Umständen gefahrlose Tageblatt, während er selbst eine wohlgesinnte Zeitung ergriff, um dort die Hofnachrichten, Beförderungen und Ordensverleihungen zu mustern. Er war längst mit seiner Lectüre zu Ende, der Prinz aber studirte noch immer über den frischen Schellfischen und Anstern. Betrübt sah der Kammerherr, wie die junge Hoheit wieder einmal für den Lauf der Welt so geringe Theilnahme zeigte. Ein Bekannter des Kammerherrn war zum Rittmeister avancirt, ein anderer kündigte seine Verlobung an, er verfehlte nicht, den Prinzen aufmerksam zu machen, dieser aber lächelte nur in seiner zerstreuten Weise.

Der Kammerherr ging also zu seiner nächsten Pflicht über, er überlegte das Programm des Tages. Und da ihm oblag, den Prinzen mit den Neuigkeiten der Kunst, Literatur und der Stadt in geziemender Auswahl bekannt zu machen, so wartete er ungeduldig auf die Befreiung des Tageblattes, um sich aus diesem Rath zu holen. Endlich unterbrach der Prinz diese Erwägungen durch die Frage: „Hier finde ich eine permanente Aus-

stellung landwirthschaftlicher Geräthe, was ist in solcher Ausstellung zu sehen?"

Der Kammerherr versuchte, das zu erklären, und knüpfte vergnügt den Vorschlag an, auch einmal diese Ausstellung zu besuchen. Der Prinz gab durch ein schwaches Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen, sah nach der Uhr und ging auf sein Zimmer, den dreistündigen Morgencursus durchzumachen, eine Stunde Staatswissenschaft, eine Stunde Mythologie und Aesthetik, und eine Stunde Taktik und Strategie. Dann trat er mit seinem Begleiter den Weg nach der Ausstellung an.

Selbst dem Kammerherrn wurde langweilig zu Muth, als er hinter seinem jungen Herrn die großen Räume betrat, in denen unverständliche Maschinen zahlreich durcheinander standen. Der Geschäftsführer des Fabrikanten begann die Erklärung, der Kammerherr that die Fragen, welche eine geziemende Wißbegierde andeuten sollten, der Prinz ging geduldig von einem räthselhaften Körper zum andern, und hörte etwas von Pflug, Exstirpator und Walze. Endlich veranlaßte die große Dreschmaschine den Erklärer, einen Arbeiter mit einer Treppenableiter zu Hülfe zu rufen. Der Prinz überließ dem Kammerherrn die Mühe, hinauf zu steigen und die innere Einrichtung zu bewundern, er spielte unterdeß mit seiner Vorgnette und frug den Geschäftsführer in dem leisen Tone, in dem er zu sprechen gewöhnt war: „Haben Sie nicht auch eine Buttermaschine?"

„Ja wohl,“ war die Antwort, „mehrere von verschiedener Construction.“ Der Prinz gab sich wieder ruhig der Betrachtung des großen Dreschmechanismus hin und lernte die schöne Vorrichtung schätzen, welche das ausgedroschene Stroh, das er sich zu denken aufgefordert wurde, auf einen unsichtbaren Futterboden hinaufbeförderte. Endlich kamen die Geräthe an die Reihe, welche ihm am Herzen lagen, moderne Nachfolger des alten ehrlichen Butterfasses. Da standen sie neben einander, das kleine Handgefäß, durch welches, wenn der Versicherung des Führers zu trauen war, jede Hausfrau in unglaublich kurzer Zeit ihre Butter selbst bereiten konnte, und die gewaltige Erfindung, welche den Bedürfnissen der größten Milchwirthschaft spielend genügte. Der Prinz ließ sich beschreiben, wie der Rahm hineingegossen, in eine gewisse kreisende Bewegung gesetzt und durch diese Aufregung gezwungen wird, sich mit sich selbst zu entzweien. Das alles hatte er schon viel schöner gehört, aber es machte ihm Spaß, die Vorzüge des modernen Baues einzusehen, und er wurde innig von seiner Vortrefflichkeit überzeugt. Er that zum Erstaunen seines Begleiters Fragen, ergriff die Kurbel und versuchte ein wenig zu drehen, zog aber mit verlegenem Lächeln die Hand wieder zurück. Zuletzt frug er sogar nach dem Preise. Der Kammerherr freute sich über die anständige Wißbegierde, welche sein junger Herr bewies, aber er wurde wieder gedemüthigt, als der Prinz sich zu ihm wandte und französisch sagte: „Was meinen

Sie? Ich habe Lust, die kleine Maschine zu kaufen.“ Des Drehens wegen, dachte der Kammerherr mit innerm Achselzucken. „Wie kommt es, daß Hoheit sich grade dafür interessiren?“ „Sie gefällt mir,“ erwiderte der Prinz, „und man möchte dem Mann doch etwas abkaufen.“

Die niedliche Erfindung wurde erstanden, in das Quartier des Prinzen getragen und in seiner Arbeitsstube aufgestellt. Gegen Abend, während der Prinz seine Musikstunde am Flügel verlebte, mußte die Maschine sogar in dem Rapport erscheinen, welchen der Kammerherr für den regierenden Herrn verfaßte. Rühmend hob der Berichterstatter das Interesse hervor, welches sein Prinz den nützlichen Werkzeugen deutscher Bodencultur erwiesen hatte. Allein selten war dem armen Kammerherrn so schwer geworden, die Pflicht eines getreuen Hofmanns zu üben, welchem ziemt, persönliches Empfinden zurück zu drängen und Peinliches mit Anmuth zu umziehen. Denn in Wahrheit fühlte er tiefe Scham über die unnütze Spielerei seines Prinzen. Aber man lernt bei Hofe nie aus, wie sehr man auch den Faltenwurf eines fürstlichen Gemüthes studire, selbst dem weisesten Hofmarschall bleiben einzelne Tiefen unerforschlich.

Der Erbprinz aber bedeckte die Buttermaschine mit einem seidenen Tuch, und wenn er allein war, trat er vorsichtig heran, drehte an der Kurbel und beobachtete den Mechanismus.

Einige Tage darauf hatte der Kammerlakai den

Prinzen ausgekleidet, die Schlaffchuhe zurecht gestellt und seine Nachtverbeugung gemacht, da blieb der kleine ausgehülste Prinz gegen Gewohnheit auf dem Stuhle sitzen und hemmte den Abschied des Dieners durch die Anrede: „Krüger, Sie müssen mir einen Gefallen thun.“ — „Hoheit haben zu befehlen.“ — „Besorgen Sie mir zu morgen früh, ohne daß es Jemand sieht, einen großen Topf Milch, aber Sie setzen die Milch nicht auf Rechnung.“ — „Befehlen Hoheit gekochte oder ungekochte?“

Das war eine schwierige Frage. Der Prinz drehte schweigend am Schnurrbart und sah seinen Krüger hilflos an. „Ich weiß nicht,“ brach er endlich heraus, „ich möchte gern einmal buttern.“

Krüger begriff scharfsinnig, daß dieser Wunsch mit der neuen Maschine zusammen hing, und längst gewöhnt, an vornehmen Herren nichts erstaunlich zu finden, erwiderte er: „Dann muß aber die Maschine erst ausgebrüht werden, sonst schmeckt die Butter schlecht, und den Rahm dazu muß ich bestellen. So möchten Ew. Hoheit sich noch einen Tag gedulden.“

„Ich überlasse Ihnen alles,“ sagte der Prinz vergnügt, „nehmen Sie die Maschine und sorgen Sie, daß Niemand etwas erfährt.“

Als Krüger am Morgen des zweiten Tages beim Prinzen eintrat, fand er den jungen Herrn bereits angekleidet und meldete, stolz auf seine vertraute Stellung: „Der Herr Kammerherr schläft noch, es ist alles bereit.“

Der Prinz eilte auf den Behen in die Stube, ein großer Topf Rahm wurde in den Leib der Maschine gegossen, erwartungsvoll setzte sich der Prinz an den Tisch und sagte: „Ich will selbst drehen.“ Er drehte und Krüger sah zu. „Aber gleichmäßig, Hoheit,“ ermahnte Krüger. Der Prinz konnte sich nicht versagen, den Deckel zu öffnen und hineinzublicken. „Es will noch nicht werden, Krüger,“ sagte er kleinlaut. — „Nur immer munter, Hoheit,“ ermahnte Krüger, „bitte um gnädigste Erlaubniß, weiter zu drehen.“ Darauf drehte Krüger und der Prinz sah zu. „Es wird,“ rief der Prinz vergnügt, als er hineingesehen.

„Ja, es ist geworden,“ versetzte Krüger. „Jetzt aber kommt die andere Arbeit. Die Butter muß herausgenommen und ausgewaschen werden. Befehlen Ew. Hoheit?“

„Nein,“ sagte der Prinz mißtrauisch, „das geht nicht. Aber die Maschine ist gut. Bringen Sie mir einen Löffel und das Weißbrot, ich fische heraus, was ich finde, man muß sich zu helfen wissen.“ Der Prinz fuhr mit dem Löffel in das Getümmel, holte in der Bildung begriffene Butter heraus und strich sie mit einem Gefühl von Behagen, das ihm ganz neu war, auf sein Weißbrot. „Sie schmeckt säuerlich, Krüger,“ sagte er. „Das kann nicht anders sein,“ versetzte Krüger belehrend, „es ist ja noch die Buttermilch drin.“ — „Das thut nichts,“ tröstete sich der Prinz. „Krüger, ich hätte nicht gedacht, daß beim Buttern so viel zu beobachten ist.“ —

„Ja, aller Anfang ist schwer,“ versetzte Krüger ermunternd. — „Es ist gut,“ schloß der Prinz gnädig, „nehmen Sie die Maschine heraus, und daß sie mir recht rein wird.“

Seitdem stand die Buttermaschine friedlich unter seidenem Tuche, der Prinz stellte sich in einsamen Stunden zuweilen davor und überlegte, wie er sie in die Hände liefern könne, denen er sie heimlich bestimmt hatte.

Die Sterne selbst schienen das zu begünstigen. Denn der rollende Erdball wälzte sich dem letzten Himmelszeichen zu, welches die Seelen unseres Volkes mit magischer Gewalt auf das schönste Fest des Jahres richtet. Weihnachten war nahe und die Frauenwelt der Parkstraße fuhr in geheimnißvoller Thätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Concertsaal wiesen leere Plätze, die Accorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen selten in die rasselnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beschwichtigt, und böser Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leisten vermochte, das wurde auch in diesem Jahr auffällig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger zwischen Perlen, Wolle, Seide, Pinsel und Palette umher, der Tag wurde zu achtundvierzig Stunden ausgeweitet, selbst in den Minuten eines unruhigen Morgenschlammers arbeiteten dienstfertige Heimchen und andere unsichtbare Geister im Golde der

Frauen. Je näher das Fest rückte, desto zahlreicher wurden die Geheimnisse, in jedem Schrank steckten Dinge, die Niemand sehen sollte, von allen Seiten wurden Packete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenossen geheimnißvoll an einander vorüberschlüpfen, ist die Hausfrau stille Herrscherin in dem unsichtbaren Reich der Geschenke, Vertraute und kluge Rathgeberin aller. Sie kennt in dieser Zeit keine Ermüdung, sie denkt und sorgt für Jedermann, die Welt ist ihr ein großer Schrank geworden mit zahllosen Fächern, aus denen sie unablässig herausholt, in die sie Verhülltes nach weisem Plane einstant. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterstern blizt, der Wachsstock träufelt und die goldene Kugel am Christbaum schimmert, da feiert die Phantasie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poesie der Hausfrauen und Töchter füllt schon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urtheil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, ist leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauses zu vertreten haben, die Begeisterung dieser Wochen nicht vollständig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel,“ sagte Herr Hummel an einem Decemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummtenseln umging, „in dieser Zeit verliert der Mann seine Bedeutung; er ist nichts als ein Geldspint, in dem sich der Schlüsselbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beste Frau wird unverachtet

und phantastisch, alles Familienvertrauen schwindet, Eines geht schon an dem Andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewissenlos ruinirt; wenn gegessen werden soll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöscht werden soll, fängt die Tochter eine neue Sticerei an. Und ist die lange Noth ausgestanden, dann soll man sich gar noch freuen über neue Schlaffchuhe, welche einen Zoll zu klein sind, und bei denen man später die grobe Schusterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Cigarrentasche von Perlen, die platt und hart ist, wie eine gedörrte Blunder. Endlich zu allerlezt, nachdem man goldene Funken gespuckt hat wie eine Rakete, fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen selbst durch eine Schenkung sein Gemüth erweist. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

"Ich habe doch auch Sie selbst gesehen," wandte Gabriel ein, „mit Packet und Schachtel unter dem Arm."

"Dies ist wahr," versetzte Herr Hummel, „eine Schachtel ist unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeschafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geschichte. Ich gehe jedes Jahr zu derselben Puzmacherin und sage: „eine Haube für Madame Hummel.“ Und die Person sagt: „Zu dienen, Herr Hummel,“ und die Architectur steht reisefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demselben Kaufmann und sage: „ein Kleid für meine Tochter Laura, so und so theuer, ein

Thaler Spielraum nach oben und unten," und das Kleid liegt preiswürdig vor mir. Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen sind, und sich die Sachen vorher selbst aussuchen, denn es ist immer alles sehr nach ihrem Geschmack, während in früheren Jahren Widerseßlichkeit stattfand. Jetzt haben sie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müssen sie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobiren, sich erstaunt stellen, und mein ausgezeichnetes Geschick loben. Das ist meine einzige Genugthuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber sie ist dürftig, Gabriel."

So knarrte mißthönend die Prosa des Hausherrn, doch die Parkstraße achtete wenig darauf, und sie wird solchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, so lange süßer ist für Andere sorgen als für sich selbst und Freude zu machen seliger als Freudiges zu empfangen.

Auch für Ilse wurde in diesem Jahr das Fest eine große Angelegenheit, sie trug wie eine Biene zusammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimath. Denn auch in der Stadt hatten sich viele große und kleine Kinder an ihr Herz genestelt, von den fünf unmündigen Raschke's bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sophawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doctor, wenn diese einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feste

einen Besuch seines Prinzen bei dem neuen Rector schicklich erachtete, fanden die Herren Ilse und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rectorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tisch standen Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren schweren Leib an die Tischbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Scheere, zertheilten große Wollzöpfe und wickelten Vinnenstücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilse den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entschuldigete, bat der Kammerherr dringend, sich nicht stören zu lassen. „Wir dürfen nur hier bleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen.“ Auch der Prinz sagte: „Ich bitte um die Erlaubniß zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu thun haben.“

„Das ist freundlich,“ versetzte Ilse, „denn bis zum Abend ist noch Vieles zu vertheilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anstelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüssen, Sie, Herr Kammerherr, haben Sie die Güte die Äpfel unter ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältst den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüsse, sechs Äpfel, ein Packet Kuchen.“

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewissenhaft die Nüsse und ärgerte sich, daß sie immer wieder unter einander fuhren, machte aber die Erfindung, durch zusammengefaltete Papierstreifen die Portionen beisammen zu halten, die Herren lachten und

erzählten, wie sie sich einst in fremdem Lande die deutsche Festfreude verschafft hatten. Der Duft der Tichtennadeln und Aepfel erfüllte die Stube und zog wie eine Festahnung in die Seelen aller Anwesenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unsere angestrengte Thätigkeit zu gut kommt?“ sagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Aepfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls thun wir, was armen Kindern Freude machen soll.“

„Zulezt wohl,“ versetzte Ilse, „aber das geht uns nichts an, wir geben schon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter ist doch ihren Kindern selbst einzubescheeren, das Christbäumchen zu putzen und zu arbeiten, was die Kleinen grade bedürfen. Diese Freude soll man ihr nicht nehmen, und deshalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geschenkt. Auch die Weihnachtsbäumchen kaufen sie am liebsten allein, jede nach ihrem Geschmack; die hier stehen, sind nur für solche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und diese Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das ihre erhalten und sich danach einrichten.“

Der Prinz sah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben,“ begann er zögernd, „auch etwas für die Bescheerung zu kaufen?“

„Sehr gern,“ erwiderte Ilse freudig. „Wenn
Freitag, Handschrift. II. 10

Hoheit befehlen, kann unser Diener das sogleich besorgen. Er weiß Bescheid und ist zuverlässig."

"Ich möchte selbst mit ihm gehen," sagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf diesen Einfall seines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Instruction war, so lächelte er respectvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig seinen Hut. „Was sollen wir kaufen?" frug er aufbrechend.

„Kleine Wachsstöcke fehlen uns," versetzte Ilse, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleisoldaten und für die Mädchen ein Kochgeschirr, aber alles hübsch handfest und sparsam." Gabriel verließ mit einem großen Korb hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat," sagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel. „Zuerst die Wachsstöcke, Sie suchen aus, und ich bezahle, wir wollen sparsam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit," versetzte Gabriel tröstend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zu viel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zu gut."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Düten mit Naschwerk. Als der junge Herr so belastet eintrat, mit gerötheten Wangen, selbst glücklich wie ein Kind, sah er so gut

und liebenswerth aus, daß sich alle über ihn freuten. Emsig packte er seine Schätze vor der Frau Professorin aus und schüttete zuletzt die Zuckerdüten auf den Tisch.

Seine Befangenheit war verschwunden, er spielte in kindlichem Behagen mit den hübschen Dingen, wies den Andern die kunstvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Laura einen Tempelherrn aus Zucker für sich zu behalten und wirthschaftete zierlich und behend um den Tisch, bis die Andern ihm bewundernd zusahen und in seine Kinderscherze einstimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er setzte sich vor die Untertasse mit Eiweiß, ließ sich die Handgriffe zeigen und wälzte die bestrichenen Früchte in Gold- und Silberblättchen. Alse setzte als Preis für den Herrn, der am meisten und besten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entstand ein löblicher Wettseifer unter den Herren, die besten Stücke zu liefern. Der Professor und Kammerherr wußten alle Kunstfertigkeit zu verwenden, der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas läderlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern haushete das Schaumgold. Er war mit sich unzufrieden, aber Alse ermunterte ihn: „Nur müssen Ew. Hoheit sparsamer mit dem Golde sein, sonst reichen wir nicht.“ Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für seine Strebsamkeit ein

Wickelfind, das aber auch durch zwei Glasforallen in die Welt starrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt standen die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und schauten ahnungsvoll und begehrtlich auf die Schätze, und in Alses Zimmer saßen die großen Kinder am Tische, spielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zu Tage, und der Prinz malte sich zuletzt mit Eiweiß die Umrisse eines Gesichtes auf die Handfläche und vergoldete sie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, frug der Professor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?“

„Wir bleiben hier,“ versetzte der Prinz.

„Da seltene Musikaufführungen in Aussicht stehen,“ fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürsten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Fest in seiner Nähe zu haben, wir werden also stille Weihnacht im Quartier halten.“

„Wir wagen nicht einzuladen,“ fuhr der Professor fort, „falls aber Ew. Hoheit an diesem Abend nicht in anderer Gesellschaft verweilen, würde uns große Freude sein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen.“

Alse sah dankbar auf den Gatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, sondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit seinem Begleiter durch die gefüllten Straßen schritt,

begann er vorsichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstisch beisteuern.“

„Ich habe soeben daran gedacht,“ versetzte der Kammerherr, „wenn Ew. Hoheit den wackern Leuten die Ehre erweisen und den Abend bei ihnen zubringen, so bin ich nicht sicher, wie der Fürst eine Beisteuer meines gnädigsten Prinzen zu diesem Weihnachtsbaum auffassen wird.“

„Nur nichts von Brochen oder Ohrringen aus dem langweiligen Kasten des Hofjuweliers,“ rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit sein, am liebsten ein Scherz.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ bestätigte der Kammerherr. „Aber es ist doch rathsam, den Entscheid darüber dem durchlauchtigsten Herrn anheim zu geben.“

„Dann bleibe ich lieber zu Hause,“ versetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Ca= deau in der Hand eintreten. Läßt sich nicht machen, daß der Besuch ganz zwanglos erscheint, wie auch die Einladung war?“

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Wenige Tage nach dem Fest wird der ganzen Stadt bekannt sein, daß Ew. Hoheit dem Professor Werner diese ungewöhnliche Ehre erwiesen haben. Ohne Zweifel wird das Ereigniß von irgend einem Unberufenen nach der Residenz geschrieben. Hoheit wissen besser als ich, wie der Fürst eine solche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerst von Fremden kommt.“

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So schreiben Sie meinem Vater,“ rief er zornig; „aber stellen Sie die Einladung dar, wie sie vorgebracht wurde, und sprechen Sie sich gegen jedes gnädige Geschenk aus. Es würde diese Familie nur verletzen.“

Der Kammerherr freute sich über den Takt seines jungen Herrn und versprach den Brief nach Wunsch einzurichten. Das versöhnte den Prinzen und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg, was wir geben dürfen. Frau Professorin ist vom Lande, ihr schenke ich als Attrape die Maschine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübsche Bonbons oder so etwas hinein.“

„Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder los werden,“ dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich,“ erwiederte er laut. „Ew. Hoheit sind gar nicht sicher, daß Frau Professorin den Scherz so auffassen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es ist sehr mißlich, in solche Geschenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau selbst nichts darin findet, in ihrem Kreise wird viel besprochen werden, daß ein solcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht ist, und man würde darin leicht eine ironische Anspielung auf ein gewisses ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut steht, aber doch hier und da Veranlassung zu leisem Lächeln sein kann.“

Dem Prinzen froh das Herz, er war wüthend auf den Kammerherrn, und erschrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilse verletzen könnte; die Poesie des Festes war ihm gründlich verdorben, er ging stumm in sein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürst gegen einen gelegentlichen Besuch des Erbprinzen trotz der nahe liegenden Inconvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerksamkeit überhaupt unvermeidlich sei, dieselbe von einem Gärtner und Conditior beschafft werden müsse. Es wurde also eine Menge von Blumen und Confitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgesetzt. Dieser aber sah kalt und schweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Kasken trugen die Sachen gegen Abend zum Rector mit einem kleinen Billet des Kammerherrn, welcher im Namen seines durchlauchtigsten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachts-tisches zu verwenden. Unterdeß stand der Prinz finster vor dem landwirthschaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit seiner fürstlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Bescheerung vorüber, der Christbaum ausgelöscht. Ilse hatte das so gewollt, „es ist nicht nöthig, daß die fremden Herrschaften sehen, wie wir uns über die Geschenke freuen.“ Der Prinz empfing den Dank Ilses über den prächtigen Schmuck ihres Tisches mit Zurückhaltung und saß schweigend und zerstreut vor dem

Theekessel. Alse dachte: „Ihm thut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmste Kind ist lustig vor seinem Fichtenbäumchen, und er sitzt wie ausgeschlossen von den Freuden der Christenheit.“ Sie winkte Laura und sagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unsern Christbaum ansehen? Die Lichter mußten gelöscht werden, sonst braunten sie auf einmal herunter. Ist's aber Ew. Hoheit recht, so zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre sehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten.“

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtszimmer. Dort erbot er sich den Stock zu nehmen, an dessen Spitze ein Wachstockende befestigt war, um die höchsten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geschäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er sah mit Antheil auf die Geschenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte hinauszugehen,“ sagte Alse, „und wenn ich klinge, so gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erspart werden.“ Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden sie zwei kleine Tische gedeckt, darauf angezündete Bäumchen, und unter jedem eine große Schüssel mit Backwerk, das man nur in der Landschaft zu backen verstand, welcher sie angehörten. „Das soll eine Erinnerung an unsere Heimath sein,“ sagte Alse, „und auf dem Bäumchen sind die Äpfel und Nüsse, welche die

Herren selbst vergoldet haben; die mit den rothen Flecken sind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies ist eine respectvolle Sendung aus der Wirthschaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänsebrust mit gutem Appetit zu verzehren; wir sind ein wenig stolz auf diese Leistung. Hier aber, mein gnädigster Prinz, ist zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unserm Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte.“ Und auf dem Plaze des Prinzen stand wohlhabig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeschrieben. Und so nehmen die Herrschaften mit dem guten Willen vorlieb.“

Sie sagte das mit so inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei so gutherzig die Hand, daß diesem seine Anstandsgedanken ruinirt wurden und er ihr recht wacker die Rechte schüttelte. Der Prinz aber stand vor seinem Fäßchen und dachte: „Jetzt ist der Augenblick oder er kommt nie.“ Er las unten die anspruchslosen Worte: „Hat man sich mit Einem rechte Müß' gegeben, so bleibt es Segen für das ganze Leben.“ Da bat er ohne alle Rücksicht auf die dräuenden Folgen seines Wagnisses: „Darf ich Ihnen einen Tausch vorschlagen? Ich habe auch eine kleine Buttermaschine gekauft, sie ist mit einem Rade und einer Scheibe zum Drehen, und man kann sich darin jeden

Morgen seinen Bedarf selbst machen. Es wäre mir große Freude, wenn auch Sie diese annehmen wollten."

Isse verneigte sich dankend, der Prinz bat, den Diener sogleich in sein Quartier zu senden. Während der Kammerherr noch erstaunt den Zusammenhang überdachte, wurde der Mechanismus in das Zimmer getragen, der Prinz setzte ihn mit eigenen Händen auf eine Ecke des Tisches, erklärte der Gesellschaft die innere Einrichtung, und war sehr erfreut, als Isse sagte, daß sie Zutrauen zu der Erfindung habe. Wieder wurde er das fröhliche Kind von neuem, trank lustig sein Glas Wein und brachte mit gefälligem Anstand die Gesundheit des Hausherrn und der Hausfrau aus, so daß der Kammerherr seinen Telemach gar nicht wieder erkannte. Und beim Abschiede packte er sich selbst den Marzipan ein und trug ihn in der Tasche nach Hause.

Aus drei Cabinetten.

Das Jahr des Rectorats hatte auch Ilse's Haushalt und den Kreis ihrer Gedanken so umgeformt, daß sie dem Gatten erstaunt sagte: „Ich bin jetzt wie aus der Schule in das Getümmel der Welt versetzt.“ Die Tage ihres Felix waren mit zerstreuenenden Geschäften belastet, schwierige Verhandlungen der Universität mit der Regierung, ärgerliche Vorfälle in der Studentenschaft nahmen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch.

Auch die Abende verliefen nicht wie im ersten Jahr, wo Ilse der stillen Arbeit des Gatten zusah oder den Worten der Männer lauschte; denn viele Abende waren dem Professor durch Sitzungen des Senates in Anspruch genommen und viele durch größere Gesellschaften, denen er als Rector sich nicht entziehen wollte. Wenn die Freunde zum Theetisch kamen, fehlte zuweilen der Hausherr.

Ilse hatte die Lehre des Vaters beherzigt. Sie lebte frisch darauf los und mied verwirrende Gedanken. Der Gatte selbst war ängstlich bemüht, alles von ihr fern zu halten, was ihre Ruhe stören konnte, und die

geistige Diät, welche ihr zu Theil wurde, that ihr sehr wohl. Wenn er sie in Gesellschaft sich gegenüber sah, wieder in voller Kraft und Gesundheit, die Wangen leicht geröthet, um Augen und Lippen heiteres Leben, da war ihm, als sei seine Pflicht diese Seele für immer zu behüten vor dem übermächtigen Einbruch kämpfender Gewalten, und ihm war ganz recht, daß sie auch durch häufigen Verkehr mit verschiedenartigen Menschen und durch die leichten Bande einer reichen Geselligkeit heimisch wurde in seinem Kreise. Und freudig sah er, daß ihre unbefangene Art Anerkennung fand, und daß sie nicht nur von den Männern mit Auszeichnung behandelt wurde, auch den Frauen gefiel.

Doch das Privatissimum, wie Ilse nach Universitätsbrauch die Stunde nannte, wo sie die lehrenden Worte des Vatten vernahm, wurde unter allen Störungen fortgesetzt; darauf hielt die Hausfrau mit eiserner Strenge, und wenn ein Tag versäumt war, mußte das Verlorene am nächsten eingebracht werden. Aber auch in diese Stunden war ein anderer Inhalt gekommen. Der Professor las jetzt mit ihr kleine Stücke alter Schriftsteller, welche in Vers und Prosa die graziose Schönheit des antiken Lebens abspiegelten. Die unschuldige Seele der Frau fand sich in der heitern Sinnlichkeit dieser fremden Welt arglos zurecht, und die Eindrücke, welche sie erhielt, stimmten vortrefflich zu der Weise, in der sie sich jetzt das eigene Leben zurecht legte. Der Professor erklärte ihr einzelne Gedichte der griechischen Antholo-

gie und des Theokrit, wenigstens aus der Lyrik der Römer, dazwischen aber zum Vergleich Gedichte des großen Deutschen, der in einziger Weise griechische Schönheit mit deutscher Empfindung zu vermählen gewußt. Wie der klangen in das Tagesleben der jungen Frau leise die Melodien des hellenischen Saitenspiels und der Rohrpfife, wenn Laura über ihrem todten Kanarienvogel trauerte, oder wenn Ilse selbst mit Frau Günther traulich schwagend nach dem städtischen Museum ging, dem Syrakusischen Weibe gleich, welches die Nachbarin abholt, um die reiche Ausstellung der Königin auf der Burg zu betrachten. Und als der Gatte sich einmal in später Stunde über ihr Antlitz beugte, um zu sehen, ob sie ent schlummert war, da schlug sie die Augen zu ihm auf, und frug ihn, ob er etwa auf ihrer Schulter seine Versfüße abzählen wollte, und sie wand ihm ihre langen Haare um den Hals und lachte, als er darüber seine große Abhandlung von den Gladiatoren im Stich ließ, über welcher er in der Stille arbeitete.

Auch die Würde der Magnificenz erwies Ilse in großer Abendgesellschaft, alle Zimmer waren geöffnet, die schmuße Wohnung strahlte im Kerzenglanz, die Häupter der Universität und Stadt mit ihren Frauen waren zahlreich erschienen, der Prinz und sein Kammerherr fehlten nicht. Laura half anmuthig die Honneurs machen und in der Stille die fremden Diener anweisen; Küche und Wein thaten geschmackvoll ihre Pflicht, die Gäste gebährdeten sich artig und schieden

fröhlich angeregt. Jetzt war der große Abend glücklich vergangen, auch der Doctor und Laura hatten sich entfernt; Ilse gab die letzten Aufträge an Gabriel und schritt noch einmal durch die Zimmer in dem frohen Gefühl, daß sie ihrem Felix und sich Ehre eingelegt hatte. Im Ankleidezimmer warf sie einen Blick in den Spiegel. „Du hast nicht nöthig, dich prüfend zu betrachten,“ sagte der Gatte, „es war Alles sehr schön, aber das schönste war die Frau Rectorin.“

„Damon, mein Schäfer,“ versetzte Ilse, „wie bist du verblendet. Doch sagst du's auch nicht zum ersten Mal, ich höre solche Worte sehr gern, du kannst dasselbe mir noch recht oft erzählen. Aber Felix,“ fuhr sie fort, indem sie ihr Haar auflöste, „es ist doch immer etwas Festliches selbst bei solcher Gesellschaft, wo die Menschen nichts thun, als sich unterhalten. Man trägt von Reinem viel davon, und doch ist's ein hübsches Vergnügen unter ihnen umherzutreiben, Alle wollen artig sein und suchen sich auf's Beste zu erweisen, und Jeder ist bemüht, sich den Andern ein wenig anzupassen.“

„Nicht Jedem gelingt bei solcher Gelegenheit, seinen Inhalt gut darzustellen, am wenigsten uns Büchermenschen,“ versetzte Felix. „Aber es ist wahr, diese Gesellschaften geben solchen, die in ähnlichen Lebenskreisen stehen, eine gewisse Gemeinsamkeit der Sprache und Haltung, zuletzt auch der Ideen. Und das ist sehr nöthig, denn im Grunde sind auch die, welche nahe an einander leben, in einem weiten Gebiet ihres Empfindens

und Denkens oft so verschieden, als ob sie aus verschiedenen Jahrhunderten stammten. Wie hat dir der Kammerherr gefallen?"

„Ihre schüttelte den Kopf. „Er ist der artigste und aufgeweckteste von Allen und weiß Jedem etwas Verbindliches zu sagen; aber man möchte ihm doch nicht trauen, denn man hat wie bei einem Aal gar keinen Anhalt, und keinen Augenblick, wo man in sein Herz sieht. Da war mir unser Prinz mit seinem steifen Wesen lieber. Er hat mir heut von seiner Schwester erzählt, die muß sehr gescheut und liebenswürdig sein. Aus welchem deiner Jahrhunderte stammt denn er?"

„Aus der Mitte des vorigen," versetzte der Gatte lachend, „er ist gute hundert Jahre jünger als wir, aus der Zeit, wo die Menschheit in zwei Klassen zerfiel, in Hoffähige und Sklaven. Aber wenn du dich in unserer Nähe umsehen willst, kannst du größere Unterschiede erkennen. Da ist unser Gabriel, eine Menschenseele, die in ihren Vorurtheilen und ihrer Poesie um dreihundert Jahre jünger ist als die Gegenwart. Seine Weise zu empfinden erinnert an die Zeit, in welcher die großen Reformatoren unser Volk zuerst zum Denken heranzogen. Dagegen die feindlichen Nachbarn sind in mancher Hinsicht Repräsentanten von zwei entgegengesetzten Richtungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts neben einander liefen, in unserm Hause eigensinniger Rationalismus, bei den Alten drüben eine weiche Gefühlsfeligkeit.

„Und welcher Zeit gehöre ich an?“ frug Ilse sich vor den Gatten stellend.

„Du bist mein liebes Weib,“ rief er und wollte sie an sich ziehen.

„Ich will dir's sagen,“ fuhr Ilse zurückweichend fort, „nach eurer Meinung bin ich auch aus einer vergangenen Zeit, und das hat mich mehr geängstigt, als ich jetzt aussprechen will. Aber ich mache mir nichts mehr daraus. Denn wenn ich dich zwingen kann meine Hand zu küssen, so oft ich dir's befehle — der Professor war sehr willig dazu — wenn ich sehe, wie es dich auch keine Ueberwindung kostet mich einmal auf den Mund zu küssen — es ist nicht nöthig, daß du es jetzt versuchst, ich glaube dir. Ferner, wenn ich merke, daß der gelehrte Herr nicht abgeneigt ist, mir die Schlafschuhe zu reichen, und vielleicht gar mein Nachtkleid, — gut, ich will nicht, daß du dich weiter bemühest. Hier häfele mir die Ohrringe auf und mache das Kästchen hübsch zu. Und wenn ich außerdem merke, daß dir viel daran gelegen ist mir zu gefallen, daß du auf meinen Wunsch die Consistorialrätthin zu Tische geführt hast, die du gar nicht leiden kannst, und daß du mir dies prächtige Kleid gekauft hast, obgleich du vom Kaufen gar nichts verstehst. Wenn ich ferner sehe, daß Magnificenz ganz in meiner Botmäßigkeit sind, daß ich die Schlüssel zum Brote habe und sogar deine Geldrechnung führe, und wenn ich mir endlich in das Gedächtniß zurücksühre, daß du guter, lieber Büchermann neben dei-

nen Griechen und Römern auch Frau Ise kleiner Abhandlungen würdigst, und daß dir eine Freude ist, wenn ich ein wenig von deiner gelehrten Schreiberei verstehe, so kommt mir die Meinung, daß du ganz mir angehörst, du und deine Zeit, und daß es mir ganz gleichgültig ist, aus welcher Periode der Weltgeschichte meine Gemüthsart stammt. Denn wenn ich zurückgebliebenes Kind aus entlegener Zeit dich in das Ohrschläppchen zwicke, wie ich jetzt thue, so wird mir der große Herr der Gegenwart und Zukunft und sein Philosophiren über verschiedene Menschen nur lächerlich. Nachdem ich dir diesen Vortrag gehalten habe, kannst du ruhig einschlafen."

"Das wird schwer halten," versetzte der Professor, „wenn die gelehrte Hausfrau um das Lager herumwandelt und im Nachtkleide Neben hält, die langstieliger sind, als die eines römischen Philosophen. Und wenn sie darauf mit den Schrankthüren klappert und in den Zimmern umherfährt."

"Mein Tyrann fordert morgen früh seinen Kaffee, der muß heut herausgegeben werden, und ich kann nicht einschlafen, wenn ich nicht alle Schlüssel neben mir habe."

"Da hilft nichts," sagte der Professor, „als ernsthafte Beschwörung," und einen Vers des Theokrit parodirend, rief er: „Drehhals, wende dich um, und ziehe das Weib in die Kammer."

"Ich muß nachsehen, ob noch irgend ein Licht brennt," rief Ise hinein. — Aber gleich darauf kniete sie an

seinem Lager nieder und umschlang ihn mit ihren Armen. „Es ist so schön auf der Welt, Felix,“ rief sie, „bitten wir demüthig, daß unser Glück dauere.“

Ja du bist glücklich, Frau Ilse, aber wie dein Vater gesagt hat, du verdankst dein Glück der Vorsicht, nicht der Tapferkeit.

Als Ilse ihrem Vater schrieb, wie die große Abendgesellschaft verlaufen war, vergaß sie nicht beizufügen, daß auch ihr künftiger Landesherr wieder unter den Gästen gewesen war, und daß sie sich mit ihm recht verständig unterhalten habe. Der Vater schien ihr die letzte Mittheilung nicht recht zu würdigen, denn er antwortete ärgerlich: „Wenn du so einflußreiche Rathgeberin geworden bist, Sorge lieber dafür, daß wir einen Anschluß an die große Chaussee erhalten; die Sache wird seit zehn Jahren von den Behörden hingezogen, es ist eine Schande, daß wir von aller Welt so abgeschnitten sind. Der Schimmel hat das Bein gebrochen. Unser Gut wäre an die zehntausend Thaler mehr werth, wenn die Regierung nicht so saumselig wäre.“

Ilse las den Brief ihrem Gatten vor und sagte: „Das mit der Chaussee wollen wir dem Prinzen sagen, der kann es bei seinem Vater durchsetzen.“ Der Gatte lachte. „Ich übernehme diesen Auftrag nicht, der Prinz sieht mir nicht aus, als ob er großen Einfluß auf die Regierung hätte.“

„Das wollen wir doch sehen,“ versetzte Ilse fröh-

lich, „bei nächster Gelegenheit spreche ich ihn darauf an.“

Diese Gelegenheit blieb nicht aus. Der Consistorialrath, welcher jetzt theologischer Decan war, lud zu einem Thee. Es war eine vornehme und ehrwürdige Gesellschaft, für Alse gar nicht behaglich, die Frömmigkeit des Decans war ihr längst verdächtig, aus dem Frack des süßlichen Herrn sah sie oben deutlich einen eingeknüpften Fuchsschwanz herausragen, in den Reden der Frau Decanin war eine unbequeme Mischung von Honig und Galle, die Räume waren enge und heiß und die Gäste gelangweilt. Aber der Erbprinz mit seinem Kammerherrn hatte zugesagt. Als er eintrat, strebten der Hausherr und einige Gäste, welche den Brauch der Höfe kannten, nach einer Aufstellung mit Front, aber der Erfolg wurde durch die Unachtsamkeit oder auflässiges Wesen der Mehrzahl vereitelt. Der Prinz mußte sich vom Hausherrn geleitet durch die Gruppen bis zur Frau Decanin durchkämpfen. Sein Blick prallte von ihren scharfen Zügen ab und irrte in ihrer Nähe umher, wo Alse stand, wie aus einem andern Planeten herabgestiegen. Sie war heut sehr majestätisch, der kleine Bandschmuck saß wie ein Kröuchen auf den lockigen Haaren, deren Fülle ihr Haupt mächtig umgab. Der Prinz sah scheu auf sie und konnte kaum die Worte finden, welche er ihr gönnen mußte. Als er sich nach kurzem Gruß wieder zur Gesellschaft wandte, war Alse unzufrieden, sie hatte als gute Bekannte artigere Be-

handlung erwartet. Sie überlegte nicht, daß seine Aufgabe in der Gesellschaft nicht die eines Privatmannes war, und daß er fürstliche Pflichten zu erfüllen hatte, bevor er als Mensch unter den Andern umherlaufen konnte. Während er aber mit innerem Unwillen that, was seine Stellung erheischte, zuerst langsam umherging, zu Ilse's Gatten, dann zu den übrigen Würdenträgern, darauf feste Stellung nahm, sich Einzelne vorstellen ließ und Fragen that, wie sie für solche Fälle überlegt waren, wartete auch er ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo ihm das Schicksal gestatten würde, mit der Landsmännin ein wenig zu reden. Er hielt aber wacker Stand; der Professor der Geschichte sprach ihm seine Freude aus, daß jetzt ältere Chroniken seiner Landschaft herausgegeben würden, und suchte halb erzählend, halb belehrend die Bedeutung derselben klar zu machen. Unterdeß bedachte der Prinz, daß die Frau Rectorin wenigstens zu seiner linken Seite sitzen werde, denn der Kammerherr hatte ihn aufmerksam gemacht, daß die Decanin seine rechte Seite erhalten müsse.

Die Sache war zweifelhaft. Denn die Decanin war zwar Wirthin, aber der Abend hatte einen gewissermaßen officiellen Universitätsstrich, und Ilse war ohne Widerrede unter den gelehrten Damen die vornehmste. Jedoch dieser Zweifel wurde deshalb unwesentlich, weil der Decan für zahlreiche Zusendung theologischer Werke und bewundernde Huldigungsbriefe von dem Fürsten bereits das Comthurkreuz seines Ordens erhalten hatte.

Daß er bis zu diesem emporgeflattert, gleich, wie der Kammerherr auseinandersetzte, den Würdenunterschied zwischen Magnificus und Decan so vollständig aus, daß die Decanin doch schließlich das beste Recht hatte. Nun war allerdings, wie der Kammerherr zugab, im Grunde gleichgültig, wie man hier durcheinandersaß, denn von einem Recht auf Rang konnte in dieser Gesellschaft überhaupt nicht die Rede sein. Doch war es angemessen, wenn der Prinz nicht ganz versäumte, zu distinguiren.

Also an seiner linken Seite wenigstens hoffte der Prinz Frau Ilse zu finden. Doch auch diese Erwartung wurde durch die Tücke der Decanin vereitelt. Denn in der Gesellschaft erschien die Frau eines Obersten, Mann und Frau von alter Familie, erst an den Ort versetzt. Beiläufig führte die Decanin den Kammerherrn der eintretenden Frau Oberst zu, und bei der Begrüßung ergab sich zum Ueberfluß, daß beide gemeinsame Verwandte hatten. Dadurch wurde die Rangordnung des Soupers zerrüttet. Die Dame forderte ihr Recht der Vorstellung. Der Kammerherr führte sie dem Prinzen entgegen, der Prinz aber kam artig zuvor, und sprach seinen Wunsch aus, der Dame genannt zu werden. „Sie läßt sich einem Studenten vorstellen,“ sagte erstaunt die kleine Glünther. — „Das ist eine Beeinträchtigung der socialen Vorrechte, welche die Frau dem Mann gegenüber zu behaupten hat,“ sagte unwillig die Struvelius.

„Sie macht es doch recht hübsch,“ erwiderte Ilse, „und wie sie sich mit ihm unterhält, gefällt mir.“ Die

Frauen wußten nicht, daß der Gegenstand ihrer Bemerkungen in diesem Augenblick scheinbarer Erniedrigung den Triumph einer höhern Stellung freudig empfand. Der Prinz, die Oberstin und der Kammerherr bildeten für kurze Zeit eine Gruppe, von welcher das Licht des Abends ausstrahlte, alle drei in dem Bewußtsein, daß sie unter Fremden zusammengehörten.

Die Folge dieser Vorstellung war, daß die Frau Oberst an der linken Seite des Prinzen zu sitzen kam, und Ilse, von zwei Decanen eingefaßt, ihm gegenüber. Für den Prinzen wurde die Bewahrung fürstlicher Würde dadurch nicht leichter, daß er die Augen und das Lockenhaar seiner Landsmännin vor sich erblickte, so oft er die Augen erhob. Langsam schlich ihm die Abendstunde dahin, erst kurz vor dem Aufbruch fand er Gelegenheit, ungezwungen mit Frau Ilse zusammen zu treffen. „Warte,“ dachte Ilse, „die Chaussee soll dir nicht geschenkt sein.“

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Vater und dem Gut?“ begann der Prinz mit einer Frage, welche die Unterhaltung schon öfter eingeleitet hatte. — „Es ist keine gute Nachricht,“ erwiderte Ilse, „denken Ew. Hoheit, eines unserer Arbeitspferde hat den Fuß gebrochen. Es war ein Schimmel, den wir selbst gezogen, ein gutes frommes Thier, ich bin manchmal auf ihm geritten, obgleich der Vater das nicht gern sah. Denn sehen Ew. Königl. Hoheit, der Weg bei uns bis zu der größeren Marktstadt, wohin der Vater jedes Jahr das

Getreide abliefern muß, ist unverantwortlich schlecht, es geschieht durch die Regierung gar nichts dafür. Seit zehn Jahren hängt die Sache, aber es kommt zu nichts. Wenn Ew. Hoheit etwas dazu thun könnten, daß uns eine Chaussee gebaut wird, so bitte ich sehr, Sie helfen der ganzen Gegend auf.“ Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen und sagte verlegen: „Das ist Sache der Regierung, ich glaube, mein Vater weiß davon nichts.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Ilse siegreich, „die Herren von der Regierung haben immer Gründe, nichts zu thun, Schwierigkeiten machen und kein Geld haben, das verstehen sie am besten.“ Der Kammerherr trat in die Nähe, und da die Unterhaltung einen unheimlichen politischen Anstrich erhalten, nahm der Prinz schnell seinen Rückzug mit den Worten: „Hoffen wir das Beste,“ lächelnd und sich verbeugend. Ilse sagte beim Herausgehen zu ihrem Manne: „Felix, ich hab's ihm gesagt, er ist ein gutes Kind, aber in Gesellschaft hat er nichts als Redensarten.“

Der Zufall wollte, daß einige Wochen darauf der fürstliche Rath, welcher die oberste Verwaltung von Rossau hatte, nach der Universitätsstadt kam, den Kammerherrn besuchte und von diesem zum Prinzen geführt ward. Er wurde zum Mittagessen geladen, der Prinz zeigte ungewöhnlichen Antheil an den Verhältnissen der abgelegenen Gegend, erkundigte sich nach den Gütern und deren Besitzern und sagte endlich beim Kaffee, als

er allein mit dem Rath am Fenster stand: „Wie kommt es, daß noch keine Chaussee in der Gegend ist? Könnten Sie nicht etwas dafür thun?“ Der Beamte setzte die Schwierigkeiten gebührend auseinander. Der Prinz erwiederte endlich: „Ja, ich weiß, an Gründen fehlt es nicht, Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie sich Mühe geben wollten, die Sache doch durchzusetzen.“

Mit diesen Worten im Herzen reiste der Beamte nach Hause, höchlich aufgeregt durch diese Lebensäußerung seines zukünftigen Herrn. Er wälzte die Worte drei Tage lang im bekümmerten Gemüth, ihre Bedeutung wurde ihm immer größer, seine eigene Zukunft mochte davon abhängen. Endlich kam er zu der Ansicht, daß dies ein Fall sei, der einen außerordentlichen Entschluß nöthig mache, er setzte sich auf, fuhr nach der Residenz und legte die ganze Unterredung und ein dickes verstaubtes Aktenbündel, Chausseeangelegenheiten, vor seinem Minister nieder. Der Minister dankte ihm für die Mittheilung und kam wieder zu der Ansicht, daß hier ein Incidentpunkt vorliege, bei dem es klug sei, Sere-
nissimo Mittheilung zu machen. Am Ende eines Vortrags über Staatsangelegenheiten erwähnte er, daß im District von Rossau die Klagen über die schlechten Wege und das Verlangen nach einer Chaussee lebhaft würden und erzählte, bei welcher Gelegenheit der Erbprinz selbst sein Interesse an dem Bau ausgesprochen habe. Der Fürst erhob sich schnell von seinem Sessel. „Der Erbprinz? Was bedeutet das? — Es ist mir lieb,

daß mein Sohn sich für Landesangelegenheiten interessirt," fügte er hinzu, „ich werde mir die Sache überlegen.“ Denselben Tag ging ein eigenhändiger Brief des Fürsten an den Kammerherrn ab: „Woher kommt das Interesse des Erbprinzen an dem Schiffsbau bei Roffau? Ich fordere genauen Bericht.“ — Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, auch er fühlte seine Stellung durch ein Geheimniß gefährdet. Endlich wählte er, zwischen Vater und Sohn gestellt, den Weg offener Entfaltung vor der künftigen Sonne, und theilte dem Prinzen die Frage des Fürsten mit.

„Sie sehen, welche Wichtigkeit der Herr auf die Mittheilung legt, es wird unvermeidlich sein, ihm Näheres mitzutheilen.“

Der Prinz war ebenfalls betroffen. „Es war ja nichts als ein hingeworfenes Wort,“ entgegnete er zögernd.

„Um so besser,“ sagte der Kammerherr, „es kommt nur darauf an, zu sagen, wie in Ew. Hoheit der Wunsch entstand. Dem Fürsten könnte auffallend sein, wenn sich Unterthanen oder Behörden an Ew. Hoheit, statt an ihn selbst gewandt hätten. Das war, so viel ich weiß, nicht der Fall.“

„Nein,“ versetzte der Prinz, „ich habe bei dem Rector Magnificus davon gehört, ich habe ja nichts gethan, als den Rath, als er hier war, deshalb gefragt. Ich wollte doch eine Antwort geben können,“ fügte er flug hinzu.

Beruhigt setzte sich der Kammerherr hin, rüht

in seinem Bericht den Professor und Ilse, welche ein angenehmes Haus machten, und verfehlte nicht, zu bemerken, daß der Erbprinz gern dort sei. Und er war erfreut, als wenige Tage darauf einer geschäftlichen Mittheilung des Kabinetsecretärs eine eigenhändige Nachschrift seines Gebieters zugesügt war, in welcher dieser seine besondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und Kammerherrn aussprach.

Nicht weniger erfreut war Ilse, als ihr der Vater schrieb: „Ilse, kannst du hören? Es ist Befehl gegeben, die Chaussee sofort in Angriff zu nehmen, der Wegebaumeister ist bereits hier, die Straße abzustecken.“ Ilse brachte am Mittag den Brief vergnügt aus ihrer Rocktasche. „Nies, ungläubiger Mann, und sieh, was unser kleiner Prinz durchzusetzen vermag, wir haben dem guten Herrn doch Unrecht gethan. Mein armer Schimmel hat ihn gedauert, und er hat seinem lieben Vater alles geschrieben.“

Als der Erbprinz wieder einmal in größerer Gesellschaft an Ilse trat, begann sie nach der ersten Begrüßung leise: „Meine Heimath ist Ew. Hoheit zu warmem Dank verpflichtet, Hoheit haben die Güte gehabt, sich für die Chaussee zu verwenden.“

„Wird sie gebaut?“ frug der Prinz überrascht.

„Und das wissen Ew. Hoheit nicht? Ihre Verwendung hat es doch bei Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater durchgesetzt.“

„Das würde wenig genutzt haben,“ fuhr der Prinz

heraus, „nein, nein,“ setzte er eifrig ablehnend hinzu. „Ich habe deshalb meinem Vater nicht geschrieben. Es ist ganz sein eigener Entschluß.“

Ulle schwieg, ihr war unbegreiflich, was den Sohn eines Fürsten verhindern könne, dem Vater offen eine geschäftliche Bitte vorzutragen, deren Erfüllung wohlthätig für Viele war. Und daß er jeden Antheil ablehnte, den er doch offenbar hatte, dünkte ihr eine sehr ungeschickte Bescheidenheit.

Der Kammerherr aber hatte in dem letzten Rabinetschreiben eine Bestätigung seiner Ansicht gefunden, daß der Fürst den Verkehr des Erbprinzen im Hause des Rectors nicht ungern sehe. Er dachte zuweilen über den Grund dieses hohen Interesses an Menschen nach, welche so sehr außerhalb der Sphäre fürstlicher Beachtung standen. Er kam darüber nicht recht auf's Reine. In jedem Fall war seine eigene Aufgabe, den Prinzen von diesem Hause nicht zurückzuhalten und sich selbst dem Rector und seiner Hausfrau angenehm zu erweisen. Dies Letztere that er gern und ehrlich, nicht nur, weil der Rector ein angesehenes Haus machte. Er fand sich zuweilen ohne den Prinzen bei dem Professor ein, ließ sich von ihm Bücher empfehlen, achtete sehr auf sein Urtheil über Menschen, wählte, so weit ihn seine Instruction nicht band, auch die Lehrer des Prinzen nach seinem Rath. Die energische Wucht und das stolze wahrhafte Wesen des Gelehrten zogen den Hofherrn an, und Werner wurde ihm bald eine werthvolle

Bekanntschaft. Auch Frau Ilse war er aufrichtig zuge-
than und auch sie erlebte einige Augenblicke, wo etwas
von dem Herzen des Kammerherrn zu sehen war.

Aber obgleich der Kammerherr alle Fügbarkeit eines
Hofmanns hatte und wußte, daß dem Fürsten und sei-
nem jungen Herrn die Besuche im Hause des Rectors
willkommen waren, bewies er doch an seinem Prinzen
wenig Zuverlässigkeit gegen höchste Wünsche. Ja, er
war geneigt, Schwierigkeiten aufzufinden, wenn einmal,
was freilich selten geschah, sein Prinz eine Theestunde
bei Werners vorschlug. Er kam in schicklichen Zwischen-
räumen mit dem Prinzen an, aber er vermied seit der
Chausséeangelegenheit für den Erbprinzen größere An-
näherung. Dagegen suchte der Kammerherr den Prin-
zen in geeigneter Weise unter den Studenten einzubür-
gern. Von den Genossenschaften, welche sich durch Far-
ben, Bräuche und Statuten unterschieden, war damals
das Corps der Markomannen vor andern ansehnlich.
Es war die aristokratische Verbindung, enthielt viele
Söhne alter Familien, einige der besten Schläger, seine
Mitglieder trugen die bunte Mütze am stolzeften, sie
waren vielbesprochen, nicht grade beliebt. Der Kammer-
herr fand in diesem Corps einen Verwandten, und un-
ter den Häuptern das wünschenswerthe Verständniß für
die sociale Stellung des jungen Herrn.

So machte sich's, daß der Prinz mit dieser Ver-
bindung näher bekannt wurde, er lud die Studenten in
sein Quartier, besuchte zuweilen ihre kleinen Trinkabende,

und wurde von ihnen in die Gewohnheiten des akademischen Lebens behaglich eingeführt. Er nahm Fechtstunde, erwies darin trotz seinem zarten und wenig gestählten Körper einiges Geschick, und die saufende Klinge des Rapiers gefährdete in seiner Wohnung alltäglich Spiegel und Kronleuchter.

Alse aber sprach gegen den Gatten ihre Verwunderung aus, daß der Prinz sich zuerst so schnell und rückhaltslos aufgeschlossen hatte, und sich seit dem großen Erfolg in Chauffeesachen so vorsichtig zurückhielt. „Bin ich ihm zu anmaßend erschienen?“ frug sie bekümmert, „es war doch nur in guter Meinung gesagt. Aber ich merke, Felix, bei diesen Herrschaften ist es nicht wie bei unser einem. Wo wir einmal gutes Zutrauen haben, da richten wir uns häuslich ein, sie aber sind wie die Vögel, sie singen dicht beim Ohr ihr Lied, und husch, fliegen sie auf und suchen in der Ferne einen andern Ruheplatz.“

„Im nächsten Jahr kommen sie vielleicht wieder,“ erwiderte der Gatte, „wer sie sich an's Haus zähmen will, hat das Nachsehen. Wenn ihr lustiger Pfad sie in die Nähe führt, mag man sich ihrer freuen, aber um die Sorglosen soll man sich nicht das Herz beschweren.“

Und Alse nickte und versetzte: „Hörig erfülle dir, Thyrsis, den Mund, ich höre und lerne.“

Aber in der Stille ärgerte sich Alse doch über die Untreue ihres kleinen Singvogels.

„Heut treibt mich mein Pflichtgefühl zu Ihnen,“ begann der eintretende Kammerherr zum Professor. „Unter den Vorträgen, welche für den Erbprinzen gewünscht werden, ist auch einer über Heraldik. Ich bitte Magnificenz, mir einen Lehrer dafür nachzuweisen, der wenigstens einige Stunden zu geben vermöchte. In der Residenz war keine geeignete Persönlichkeit, und ich gestehe, ohne Erröthen, daß meine eigenen Kenntnisse viel zu dürftig sind, als daß ich dem Prinzen davon etwas ablassen könnte.“

Der Professor dachte nach. „Unter meinen Kollegen weiß ich Niemand, den ich dafür empfehlen könnte. Es ist möglich, daß Magister Knips auch darin Bescheid weiß. Er ist auf allen diesen Seitenpfaden der Wissenschaft gut orientirt, er ist aber in engen Verhältnissen aufgewachsen, und die Formen seiner Ergebenheit sind ein wenig altfränkisch.“

Dem Kammerherrn erschien altfränkische Ergebenheit nicht als Hinderniß, und da er selbst die Gelegenheit benutzen wollte, über die Bedeutung einer räthselhaften Figur in seinem Wappen klar zu werden, welche einer Ofengabel sehr ähnlich sah, eigentlich aber ein celtischer Druidenstab war, so versetzte er: „Es würden doch nur wenige Sectionen werden, und ich könnte selbst dabei anwesend sein.“

Magister Knips wurde gerufen, fand sich, wie immer auf der Stelle ein, und wurde dem Kammerherrn vorgestellt. Diesem erschien die groteske Gestalt allerdings in anderer Weise komisch, als mancher von den Herren

Professoren, aber keineswegs ungeeignet. Die Bescheidenheit war unverkennbar, die Devotion konnte nicht größer sein, und wenn man seine Gestalt in einen erträglichen Frack einband, so durfte sie für den Nothfall neben dem Erbprinzen und Kammerherrn am Tische sitzend gedacht werden. Der Kammerherr frug also, ob Herr Knips im Stande sei, einige Vorträge über Heraldik zu halten.

„Falls Ew. Hoch- und Wohlgeboren gnädigst vorlieb nehmen wollten mit deutschem und französischem Blason, so glaube ich, Denenselben mein allerdings ungenügendes Wissen anbieten zu dürfen. In den englischen Wappen und Figuren dagegen ist meine Kenntniß wegen mangelnder Gelegenheit nicht ausreichend. Dagegen würde ich Denenselben über die neueren Untersuchungen wegen der Ehrenstücke Auskunft zu geben mich befleißigen.“

„Das wird nicht einmal nöthig sein,“ versetzte der Kammerherr, und zum Professor gewandt, bat er: „Würden Magnificenz mir erlauben, mit dem Herrn Magister das Nähere zu besprechen?“

Der Professor überließ die Beiden der geschäftlichen Verhandlung, und der Kammerherr fuhr freier fort: „Ich will im Vertrauen auf die Empfehlung des Herrn Rector einen Versuch machen, ob des Erbprinzen Hoheit Ihre Vorträge benutzen kann.“

Knips wurde zusehends kleiner und schwand fast ganz in den Erdboden. Nur sein Haupt neigte sich von

der Schulter andächtig nach dem Auge des Kammerherrn. Dieser bestimmte freigebig den Preis der Stunden, Knips lächelte, und drückte die Augen zusammen. „Dagegen muß ich die Forderung stellen, Herr Magister, daß auch Sie nicht verschmähen, sich in Ihrem Aeußern ein wenig den beabsichtigten Vorträgen anzupassen. Schwarzer Frack und eben solche Beinkleider.“

„Sie sind vorhanden,“ erwiderte Knips in seinen höchsten Tönen.

„Weiße Weste und weiße Cravatte,“ fuhr der Kammerherr fort.

„Ebenfalls vorhanden,“ flötete Knips wieder.

Der Kammerherr hielt doch für wünschenswerth, sich von dieser Befähigung des Candidaten durch eigene Anschauung zu überzeugen. „Ich ersuche Sie also, sich auf geeignete Weise in der Wohnung des Erbprinzen einzufinden. Dort besprechen wir das Nähere.“

Knips erschien am nächsten Morgen in seinem Staatskleid, das Haar durch starke Bürstenstriche geglättet, mit Handschuhen und rundem Hut; und der Kammerherr fand, daß der Mann gar nicht so übel ausseh. Er machte ihn also noch aufmerksam, daß es hier nicht auf wissenschaftliche Erörterung, sondern vielmehr auf einen schnellen Ueberblick ankomme, und übergab, um Knipses Lustsicht zu weihen, beim Abschiede noch eine Flasche wohlriechendes Wasser für ein weißes Taschentuch.

Knips bereitete sich für seine ersten Stunden vor,

indem er zuerst seinen Farbekasten, dann einige Briefsteller und alte Complimentirbücher hervorzog. Mit Hülfe des Farbekastens malte er einige Wappen, und aus den Büchern schrieb er die ehrfurchtsvollen Redewendungen ab, welche unsere demüthige Kanzleisprache im Verkehr mit den Großen eingeführt hat, und lernte alle auswendig. Zur Stunde präsentirte er sich dem Kammerherrn, glatt und duftend, einer Blume gleich, welcher durch den Strahl hoher Sonne die Kraft des Stengels genommen ist. So wurde er vor die Augen des Prinzen geführt, welkte auch vor diesem eine Weile dahin, bis er durch einen Stuhl Halt erhielt, und begann seinen Vortrag, indem er das fürstliche Hauswappen und das Wappen des Kammerherrn aus einer kleinen Mappe zog, in tiefster Ehrfurcht zu Füßen legte und daran die ersten Erklärungen knüpfte.

Sein Vortrag war nach den eigenen Worten des Kammerherrn ganz magnifique, seine unterthänigen Ausrufen drehten sich zwar wunderbar und weitsehig, aber durchaus nicht unangenehm, sie waren possirlich, und sie paßten sehr zu dem schnörkelhaften Inhalt seiner Vorträge. Er brachte häufig kleine Zeichnungen, Wappenbücher und Kupferwerke von der Bibliothek zum Ansehen und erwies sich gründlicher unterrichtet, als vielleicht nothwendig gewesen wäre. Wenn er sich ja einmal auf historische Erörterungen einließ, die ihm interessanter waren als seinen Zuhörern, so hob der Kammerherr nur den Finger, und Knips flatterte ehrerbietig auf die

Fahrstraße zurück. Die Herren fanden mehr Gefallen an seinem Vortrage als an manchem andern, den des Magisters hohe Gönner hielten. Die Stunden wurden über das ganze Halbjahr ausgedehnt, denn zufällig fand sich, daß Knips auch in Turnieren, Ringelrennen, Faquins und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten Bescheid wußte. Er erzählte dem Prinzen von alten Schaufesten des eigenen hohen Hauses, beschrieb genau das Ceremoniel und wußte sogar die Namen der mitwirkenden Cavaliere anzugeben. Den Zuhörern erschien dies Wissen staunenswerth, ihn kostete wenig Mühe, die Notizen aus Büchern zusammen zu tragen. Und als er am Ende reichlich belohnt von dannen schied, war seinen Hörern leid, daß die lustige Gestalt nicht mehr ihre altfränkische und verkaufte Weisheit vortragen sollte.

„Mutter, sieh her,“ rief Knips in seine Stube tretend, und holte eine kleine Geldrolle aus der Tasche, „das ist die größte Summe, die ich je bei einem Geschäft verdient.“ Die Mutter schlug mit den Händen auf die Schürze. „Da lobe ich mir die vornehmen Leute, die wissen meinen Sohn doch zu schätzen.“

„Zu schätzen?“ versetzte Knips verächtlich, „die wissen gar nichts von mir und von dem was ich verstehe. Und je weniger man ihnen beibringt, desto lieber ist es ihnen. Es macht ihnen Mühe, nur das aufzuschlagen, was schon für alle Welt zugerichtet ist, und was in hundert Folianten steht, war ihnen noch neu. Ich habe sie behandelt wie kleine Jungen, und sie haben es nicht gemerkt.“

Nein, Mutter, sie verstehen noch schlechter, mich zu benutzen, als hier das Professorenvolk. Mich ehren nach meinem Wissen thut Niemand.“

„Einer weiß es,“ murmelte er vor sich hin, „aber der ist hochmüthiger als der Kammerherr. Der Kammerherr thut, als wollte er über die alten Carroussels und Maskaraden sich selbst unterrichten. Ich will ihm den kleinen Rohr zum Andenken schenken. Es steht grade so wenig darin, daß es für ihn gut genug ist. Ich habe das Buch um vier Groschen gekauft, das Schweinsleder ist noch ziemlich weiß, ich wasche es mit Salmiak und klebe sein Wappen hinein. Wer weiß, wozu es nützen kann.“

Er wusch ab und fuhr mit dem Pinsel in seinen Muscheln umher. „Die Welt ist voller Schwindel, Mutter. Wer hätte gedacht, daß ich mit dem alten schlottrigen Unsinn dieser Wappenzeichen ein Capital verdienen würde?“ Und er zeichnete und tuschte über dem Wappen: „Ich habe selten Gold in das Haus getragen, und dann war es immer für schlechtes Zeug, das mir keine Ehre gemacht hat.“ — Hier brach er ab. „Noch einmal ziehe ich meine Lohndienerkleidung an, wenn ich ihnen das Buch überreiche, dann schaff sie mir aus den Augen.“

In der Gegend von Rossau steckten Wegebauer Meßstangen auf und in der Universitätsstadt legte Magister Knips den weißen Schweinslederband in die Hände

seines hochgeneigten Gönners. Ilse freute sich, daß der Weg zum Gut ihres Vaters für Jedermann leicht fahrbar sein würde, und der Professor hörte mit Antheil, daß der Mann, den er empfohlen, sich gut anschiede, und er lächelte wohlwollend über die Dankfagungen des Magisters. Aber für den Kunstbau der neuen Straße und für die erprobte Kunstfertigkeit des kleinen Mannes sollte den beiden Glücklichen, welche die Empfehlung an die rechte Stelle gebracht, noch Dank werden, den sie sich nicht begehrten.

3.

Vielliebchen.

Isse stellte eines Abends die letzten Süßigkeiten der Weihnachtszeit auf den Tisch. Laura klapperte mit einer Ruckmandel und frug den Doctor ernsthaft, woher der ehrwürdige Gebrauch der Vielliebchen komme. Der Doctor bestritt das Ehrwürdige, wußte aber im Augenblick den Ursprung des Spiels nicht anzugeben, und war über diese Unsicherheit sichtlich betroffen. Er vergaß deshalb seine Pflicht, zum gemeinsamen Genuß der Doppelmandel aufzufordern. Laura öffnete die Schale und legte nachlässig zwei Mandeln zwischen ihn und sich. „Da sind sie.“

„Soll's gelten?“ rief der Doctor erheitert.

„Meinetwegen,“ erwiderte Laura, „mit Geben und Nehmen, wie recht ist. Aber es darf nur Scherz sein,“ fügte sie, des Vaters gedenkend, hinzu, „und kein Geschenk.“ Beide aßen mit dem rühmlichen Entschluß, das Spiel zu verlieren. Die Folge war, daß das Geschäft nicht vorwärts gehen wollte. Laura überreichte dem Doctor in den nächsten Wochen Bücher, Theetassen, Teller mit aufgeschnittenem Braten, er war wie ein

Stoß; niemals sagte er: „Ich denke dran.“ Hatte er den Contract vergessen, oder war's gewöhnliche Mitterlichkeit? Laura aber durfte ihm seine Vergeßlichkeit gar nicht zu Gemüth führen, sonst gewann sie das Vielliebchen. Sie wurde wieder einmal zornig auf ihn. „Mir reicht der gelehrte Herr gar nichts,“ sagte sie zu Ilse, „er behandelt mich, als wäre ich eine Nessel.“

„Das ist Zufall,“ versetzte Ilse, „er hat's längst vergessen.“

„Natürlich,“ rief Laura, „für einen hübschen Scherz mit meiner unbedeutenden Person hat er kein Gedächtniß.“

„Mach' ein Ende,“ mahnte Ilse, „erinnere du ihn daran.“

Es fügte sich, daß der Doctor einmal nicht vermeiden konnte, ihr eine Scheere aufzuheben und in die Hand zu reichen. „Ich denke dran,“ sagte Laura schnippisch, „besser als Sie.“

Darauf bot sie dem Doctor die Zuckerbüchse, der Doctor holte sich ehrbar ein Stück Zucker heraus und schwieg. „Guten Morgen, Vielliebchen,“ rief sie verächtlich. Der Doctor lachte und erklärte sich überwunden. „Es ist gar nicht schön,“ fuhr Laura eifrig fort, „daß Sie sich so wenig um Ihr Vielliebchen bekümmert haben, ich werde nie wieder eines mit Ihnen essen; gegen Herren, die so zerstreut sind, ist es keine Ehre, zu gewinnen.“

Nur darauf überreichte ihr der Doctor ein winziges gedrucktes Büchel in zierlichem Einband. Auf dem

ersten Blatte stand: „Für Fräulein Laura,“ und auf dem zweiten: „Die Entstehung der Vielliebchen, ein Märchen.“ Es war die Geschichte der schönen Königstochter, welche sehr gern Knaackmandeln aß, aber nicht heirathen wollte. Deshalb erfand sie Folgendes. Sie ließ jedem Prinzen, der um ihre Hand warb, — und es waren unzählige — die Hälfte einer Doppelmandel präsentiren und sie speiste den andern Zwilling. „Und wenn Ew. Liebden mich von jetzt ab zwingen können, daß ich etwas aus Dero Hand nehme, ohne die Worte zu sprechen: ich denke dran, so bin ich zu jeder Vermählung bereit; wenn aber ich Ew. Liebden verleiten kann, etwas aus meiner Hand zu nehmen, ohne daß Ihnen die klugen Worte einfallen, so werden Dieselben an Dero fürstlichem Haupte unbedingt fahl geschoren und verlassen sofort meine Länder.“ Es war aber eine Tücke bei diesem Vertrage. Nämlich der schönen Prinzessin durfte nach Hofsitte überhaupt Niemand etwas in die Hand reichen, bei Todesstrafe, sondern er reichte es der Staatsdame und diese reichte es der Königstochter. Wenn aber die Königstochter selbst etwas wegnehmen oder überreichen wollte, wer konnte ihr das wehren? Es war also für die Freiwerber ein bitteres Vergnügen. Denn wie sie sich auch mühten, die Prinzessin zu verleiten, daß sie ohne Angebot etwas aus ihrer Hand nahm, immer fuhr die Staatsdame dazwischen und verdarb die besten Pläne. Wenn aber die Königstochter einen Freier abschaffen wollte, that sie einen Tag holdselig gegen ihn, bis er

ganz bezaubert war, und sobald er neben ihr saß und bereits vor Freude taumelte, dann ergriff sie wie von ungefähr etwas in ihrer Nähe, einen Granatapfel oder ein Ei, und sagte leise: „Behalten Sie dies zu meinem Angedenken.“ Sobald nun der Prinz das Stück in die Hand nahm und vielleicht noch der rettenden Worte ein wenig gedachte, sprang das Ding auseinander und ein Frosch, eine Hornisse oder Fledermaus fuhr heraus gegen seine Lippen, daß er zurückschreckte und im Schrecken die Worte vergaß. Und dann auf der Stelle geschoren und fort mit ihm.

Das war durch Jahre gegangen, und in allen Königshäusern trugen die Prinzen Perücken — auch diese sind seitdem bräuchlich geworden — da traf sich's, daß ein fremder Königssohn zugereist kam in eigenen Geschäften und aus Zufall die Mandelkönigin sah. Er fand sie schön, und er merkte die Tücke. Aber ihm hatte ein befreundetes graues Männchen einen Apfel geschenkt, an dem durfte er alle Jahre einmal riechen, dann kam ihm ein kluger Einfall. Und er war wegen der klugen Einfälle schon unter allen Königen sehr berühmt geworden. Jetzt war gerade die Zeit des Apfels gekommen, er roch und da fiel ihm ein: wenn du das Spiel mit Nehmen und Geben gewinnen willst, darfst du ihr niemals und unter keinen Umständen etwas geben oder nehmen. Er ließ sich also die Hände fest in den Gürtel binden, ging mit seinem Marschall zu Hofe, und sagte, er wollte gern auch seine Mandel essen. Der Prinzessin gefiel er sehr und

sie ließ ihm die Mandel reichen. Die nahm sein Marschall und steckte sie ihm in den Mund. Da fragte die Königstochter, was denn das vorstelle, und überhaupt, warum er die Hände immer im Gürtel trage. Und er antwortete, bei seinem Hofe sei der Brauch noch viel strenger als bei ihrem, er dürfe mit seinen Händen gar nichts nehmen und geben, höchstens mit den Füßen oder dem Kopfe. Da lachte die Prinzessin und sagte: „Auf die Weise können wir ja niemals in unserm Spiel zusammenkommen.“ Er zuckte die Achseln und antwortete: „Nur wenn Sie geruhen wollten, etwas von meinen Stiefeln zu nehmen.“ „Das kann nie geschehen,“ rief der ganze Hofstaat. „Wozu sind Sie hergekommen,“ rief die Prinzessin ärgerlich, „wenn Sie so dumme Gewohnheiten haben?“ „Weil Sie sehr schön sind,“ sagte der Prinz, „wenn ich Sie auch nicht gewinnen kann, ich will Sie doch ansehen.“ „Dagegen kann ich nichts haben,“ versetzte die Königstochter. Der Prinz blieb also am Hofe und gefiel ihr immer besser. Weil sie aber auch ihre Bosheit hatte, suchte sie ihn auf alle Art zu verführen, daß er die Hand aus dem Gürtel zog und doch etwas von ihr nahm. Sie unterhielt sich immer mit ihm und schenkte ihm Blumen, Bonbon und Riechfläschchen, und zuletzt gar ihr Armband, auch zuckte es ihm mehrmals in den Händen, aber da fühlte er die Bande und kam zur Besinnung, nickte immer dem Marschall und der sammelte ein und sagte: „Wir denken schon dran.“ Dabei wurde endlich die Prinzessin ungeduldig

und sie begann: „Mir ist mein Taschentuch heruntergefallen, Ew. Liebden könnten mir's aufheben.“ Der Prinz faßte das Tuch mit der Fußspitze und schwenkte es gleichgültig, und die Prinzessin beugte sich nieder, nahm das Tuch von seinem Fuß und rief zornig: „Ich denke dran.“ Darüber war ein Jahr vergangen und die Königstochter sagte zu sich selbst: So kann das nicht bleiben, hier muß Schicht gemacht werden, so oder so. Sie begann also zum Prinzen: „Ich habe den besten Garten der Welt, den will ich morgen Ew. Liebden zeigen.“ Aber der Prinz roch wieder an seinem Apfel. Und als sie in den Garten kamen, fing der Prinz an: „Hier ist's wunderschön. Damit wir aber in rechtem Frieden neben einander gehen und durchaus nicht durch unser Spiel gestört werden, bitte ich meine Herrin, daß dieselbe nur auf eine Stunde meine Hofsitte annehme und sich auch die Hände festbinden lasse. Dann sind wir eines des andern sicher und uns kann nichts Uergerliches begegnen.“ Der Prinzessin war das nicht recht, aber er bat und sie wollte ihm doch die Kleinigkeit nicht abschlagen. So gingen sie allein mit einander, die Hände im Gürtel gebunden. Die Vögel sangen, die Sonne schien warm und vom Baum hingen die rothen Kirschchen bis auf die Wangen herunter. Die Prinzessin sah auf die Kirschchen und rief: „Wie schade, daß Ew. Liebden mir keine davon pflücken können!“ Der Prinz antwortete: „Noth kennt kein Gebot,“ er nahm eine Kirschche mit dem Munde und bot sie der Königstochter. Der Prinzessin blieb

nichts übrig, sie mußte ihren Mund an den seinen bringen, um die Kirche zu fassen, und da sie die Frucht zwischen den Lippen hatte und seinen Fuß dazu, vermochte sie nicht, im Augenblick zu sprechen: ich denke dran. Da rief er laut: „Guten Morgen, Vielliebchen,“ zog die Hände aus dem Gürtel und fiel ihr um den Hals. Und wenn sie nicht gestorben sind u. s. w. Diese Geschichte hatte der Doctor lustig ausgeführt und eigens für Laura drucken lassen, so daß Niemand dies Büchel haben konnte, als sie allein.

Laura trug das Märchen in ihr Geheimzimmer, sah mit Stolz auf ihren gedruckten Namen und las immer wieder die kleine dumme Geschichte. Und sie ging nachdenkend auf und ab. Wenn sie sich so den ganzen Fritz Hahn überlegte, konnte sie doch kein recht gutes Gewissen haben. Von klein auf hatte er sie zu Dank verpflichtet, er war stets lieb und gut gegen sie gewesen, und sie, und ach noch mehr der Vater, hatten ihm immer wieder weh gethan. Reuevoll überdachte sie alle Vergangenheit bis zu den Katzenpfoten; was ihr schon bei dem Vielliebchen in der Seele gelegen hatte, das wurde ihr jetzt deutlich, sie konnte nicht unbefangen sein, wie sie doch sollte, und nicht gleichgültig, wie ihr ganz recht gewesen wäre, weil sie immer vor ihm in den eisernen Banden einer Verpflichtung lag. „Ich muß mit ihm auf's Meine kommen.“ Ach, aber zwischen ihm und ihr stand als trennende Mauer das Verbot des Vaters. Sie überlegte, wie

sie, ohne jedem Befehl entgegen zu handeln, doch dem Doctor etwas Angenehmes erweisen könne. Ähnliches hatte sie schon einmal mit der Orange gewagt; wenn drüben Niemand wußte, daß der Scherz von ihr kam, dann war keine Gefahr, es entstand kein zartes Verhältniß und keine Freundschaft, die der Vater doch nur vermeiden wollte. Sie eilte zu Ilse herunter. „Die Verpflichtungen gegen den Doctor drücken mich mehr, als ich sagen kann, es ist unerträglich, immer in seiner Schuld zu sein. Jetzt habe ich mir etwas ausgedacht, was dies Verhältniß zum Ende bringt.“

„Nimm dich nur in Acht,“ versetzte Ilse, „daß die Sache auch gründlich abgemacht wird.“

Darauf schlüpfte Laura in das Arbeitszimmer des Professors und bat: „Helfen Sie mir zu einem Scherz gegen den Mann von drüben, er sammelt ja allerlei alte Sachen, ich möchte etwas Seltenes für ihn erwerben, was ihm lieb wäre. Aber keine Seele darf wissen, daß ich dabei im Spiele bin, und er am wenigsten.“

Der Professor versprach, auf etwas zu denken.

Einige Zeit darauf legte er in Lauras Hände einen kleinen zerrissenen Band, der jämmerlich herabgekommen ausah. „Es sind Einzeldrucke alter Volkslieder,“ sagte er, „die irgend einmal zusammengebunden sind, ich stieß durch einen glücklichen Zufall darauf. Das Büchlein ist theuer, für den Liebhaber ist sein Werth unverhältnißmäßig größer, als der Preis. Nehmen Sie keinen

Anstoß an dem schlechten Kleide, Fritz wird doch die einzelnen Lieder von einander lösen und in seine Sammlung ordnen. Ich bin überzeugt, Sie können ihm kein Lieberes Geschenk machen."

"Er soll es erhalten," sagte Laura vergnügt, "aber er soll gequält werden."

Es war eine schöne Sammlung, sehr seltene Stücke darunter, ein ganz unbekannter Druck des Lieder vom Ritter Tanhäuser, das Lied vom Räuber Stürzebecher und andere erfreuliche Blätter. Laura trug das Buch herauf, und schnitt die gebundenen Bogen sorgfältig von dem Bindfaden, der sie locker zusammenhielt. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch und fuhr in der anonymen Briefftellerei fort, welche ihr die Tyrannei des Vaters aufgenöthigt hatte, indem sie mit verstellter Hand Folgendes schrieb: „Lieber Herr Doctor, ein Unbekannter sendet Ihnen dies Lied für Ihre Sammlung, er hat noch dreißig ähnliche, welche Ihnen bestimmt sind, doch unter Bedingungen. Erstens: Sie bewahren gegen Jedermann, wer es auch sei, unverbrüchliches Schweigen. Zweitens: Sie senden für jedes Gedicht ein anderes, das Sie selbst gemacht haben, worüber es auch sei, unter Adresse O. W. auf die Stadtpost. Drittens: Wenn Sie bereit sind, in diesen Vertrag zu willigen, so gehen Sie an einem der drei nächsten Tage Nachmittags um drei Uhr an No. zehn der Parkstraße vorüber, etwas Blühendes am Knopfloch. Der Absender wird sich innig freuen, wenn Sie auf diesen kleinen

Scherz eingehen. Ihr ergebener N. N.“ Diejem Briefe lag das Lied vom Stürzebecher bei.

Die Taschenuhr des Doctors zeigte, wie durch spätere Nachforschungen festgestellt wurde, neun Uhr fünf Minuten, als dieser Brief in sein Zimmer gebracht wurde: der Barometer war im Steigen, am Himmel leichtes Federgewölk, dazwischen die bleiche Mondsichel erkennbar. Der Doctor öffnete, ein alter Druckbogen stach gelblich vom grünen Postpapier eines Briefes ab. Er entfaltete hastig die gelben Blätter und las: „Stortzebecker und Godeke Michael, de rowten alle beede.“ Kein Zweifel, der niederdeutsche Urtext des berühmten Liedes, den die Welt bis dahin vermißt hatte, lag leibhaftig vor ihm. Ihm wurde so wohl zu Muth, wie dem Kinde vor der Einbeschierung. Darauf las er den Brief, und als er am Ende angekommen war, las er ihn noch einmal. Er lachte. Offenbar war das Ganze eine Schelmerei. Aber von wem? Seine Gedanken flogen um Laura, aber sie hatte ihn erst gestern Abend durch kalte Nichtachtung verletzt. An Ilse war nicht zu denken, und dem Professor sah solch spielender Unfug vollends nicht ähnlich. Und was sollte das Haus No. zehn? Die junge Schauspielerin, welche dort wohnte, galt sehr dafür, eine liebenswürdige und unternehmende Dame zu sein. War es möglich, daß sie ein Verständniß für Volkslieder hatte, und, das konnte der Doctor sich nicht verbergen, auch ein zartes Verständniß für ihn selbst? Dem ehrlichen Fritz begegnete, daß er einen Augenblick vor den Spiegel trat, aber er

protestirte sogleich innerlich und zog sich lachend zu dem Schreibtisch und dem Volksliede zurück. Er konnte auf den Scherz nicht eingehen, das war klar, aber es war sehr schade. Er legte den Stürzebecher bei Seite und ergriff seine Arbeit. Aber nach einer Weile nahm er ihn wieder zur Hand. Dieses Prachtstück wenigstens war ihm ohne demüthigende Bedingung gesandt, vielleicht mochte er doch dies eine behalten. Er öffnete eine Mappe seiner alten Volkslieder und suchte die Stelle, wo das Gedicht eingereiht werden mußte, wenn es in der That sein Eigenthum wurde. Er legte den Schatz in die Reihe, stellte die Mappe wieder in den Bücher-schrank und dachte, es ist ja gleichgültig, wo der Bogen liegt.

In dieser Weise kämpfte der Doctor bis nach dem Mittagessen. Kurz vor drei Uhr war er zu einer ruhigen Auffassung gelangt. War es nur Scherz eines nahen Bekannten, so wollte er kein Spaßverderber sein; hatte die Sendung irgend ein anderes Motiv, so mußte auch das zu Tage kommen. Unterdeß mochte er die seltenen Drucke wohl aufbewahren, aber er durfte sie nicht als sein Eigenthum behandeln, bis das Recht des Absenders daran und der Zweck der Sendung deutlich war. Dies Bedenken mußte er dem Unbekannten zuerst mittheilen. Nachdem er diesen nothdürftigen Vergleich zwischen seinem Gewissen und seinem Sammeltrieb zu Stande gebracht, holte er aus der Blumenstube des Vaters etwas Blühendes, steckte es in sein Knopfloch

und trat auf die Straße. Unsicher blickte er nach den Fenstern des feindlichen Hauses, aber Laura war nirgend zu finden, denn sie lauschte hinter der Gardine und schnippte, als sie die Blumen im Knopfloch sah, mit den Fingern über den gelungenen Scherz. Der Doctor wurde verlegen, als er in die Nähe der vorgezeichneten Hausnummer kam. Die Lage war doch demüthigend und ihn reute seine Begehrlichkeit. Er sah in die Fenster des Unterstoßs, und siehe! die junge Schauspielerin stand grade an den Scheiben. Er blickte auf ein gescheutes Gesicht mit einnehmenden Zügen, zog verbindlich seinen Hut, nicht ohne schwaches Erröthen; und das Fräulein dankte artig dem wohlbekannten Sohn des Nachbarhauses. Der Doctor ging noch ein wenig auf der Promenade umher, ihm erschien dies Abenteuer unheimlich. Es war doch nicht zufällig, daß die Künstlerin am Fenster stand und grüßte. Er wurde mit seinen Quergedanken nicht fertig, nur Eines war ihm ganz klar geworden, er behielt vorläufig den Stürzebecher.

Da seine Gewissensbisse nicht aufhörten, so rang er zwei Tage mit sich selbst, ob er sich auf weiteren Briefwechsel einlassen dürfe. Am dritten waren die letzten Bedenken zum Schweigen gebracht. Dreißig Volkslieder, sehr alte Drucke, die Versuchung war übermächtig! Er holte seine eigenen Verse heraus, Ergüsse seiner lyrischen Periode, musterte und verwarf; endlich fand er eine unschuldige Romanze, welche ihn in keiner

Weise bloßstellte; sie wurde abgeschrieben und von einigen Zeilen begleitet, worin auch er seine Bedingung aussprach, daß er sich nur als Bewahrer der Lieder betrachten könne.

Einige Tage darauf erhielt er eine zweite Sendung, es war ein werthtes Mönchslieb, worin die gebratene Martinsgans gefeiert wurde, dabei lag ein Zettel, welcher die ermunternden Worte enthielt: „Nicht übel, fahren Sie fort.“

Und wieder erhob sich Lauras Gestalt vor seinen Augen und er lachte die Martinsgans recht herzlich an. Das war auch ein alter Druck, der noch nirgend verzeichnet war! Er zog also diesmal eine Ode auf den Frühling aus seinen Poesien und adressirte diese mit den befohlenen Buchstaben O. W.

Der Professor wunderte sich, daß der Doctor über das Liederbuch schwieg, und äußerte dies gegen Ilse, welche ein wenig im Geheimniß war. „Er darf nicht sprechen,“ sagte diese, „sie behandelt ihn schlecht. Da er es ist, hat der Scherz für das fecke Mädchen keine Gefahr.“

Laura aber war selig über dies Schachspiel mit verdeckten Zügen. Sie hob die Gedichte des Doctors sorgfältig in ihrem Geheimbuch auf, und sie fand, daß die Poesie der Hahns gar nicht so schlecht war, ja sie war ausgezeichnet. Aber fast noch lockender als die Correspondenz wurde ihrem Uebermuthes der Gedanke, dem Doctor ein kleines artiges Verhältniß zu der Schauspielerin aufzuzwingen. Als sie wieder mit ihm

bei Ilse zusammentraf und einer der Anwesenden das Talent der jungen Dame rühmte, erzählte sie unbefangen und gar nicht zum Doctor gewandt, was die Straße von bizarren Einfällen der Schauspielerin wußte, daß sie einst ihr Hündchen mit einer Nachthaube an's Fenster gesetzt, als ihr ein widerwärtiger Verehrer ein Ständchen angekündigt hatte, und daß sie eine Vorliebe für bettelnde Handwerksburschen habe und sich mit ihnen meisterhaft im Dialekt ihrer Landschaft zu unterhalten wisse.

Der arglose Doctor wurde nachdenklich. Sollte in der That die Schauspielerin mit ihm in Correspondenz stehen, ohne daß er es wußte? Und Frik begann der Dame eine gewisse ruhige Beachtung zu gönnen.

Als Laura einst auf dem abonnierten Platz ihrer Mutter saß und einer Rolle der Künstlerin zusah, erkannte sie in der Loge gegenüber Frik Hahn, sie beobachtete, daß er durch sein Opernglas angestrengt auf die Bühne starrte und einige Mal lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Nun, der war glücklich auf falsche Fährte gebracht.

Indeß er mußte doch auch erfahren, daß der unbekannte Correspondent mehr verstand, als Adressen zu schreiben. Laura durchsuchte dieieder, studirte lange über dem Text des alten Gedichtes vom Ritter Tauhäuser, der bei Frau Venus im Berge verweilt, und sandte das Lied mit folgenden Zeilen:

„Während ich das Gedicht durchlese, überkommt mich

Rührung und Schreck vor dem Sinn dieser alten Poesie. Was wird nach der Meinung des Dichters aus der Seele des armen Tanhäusers? Er hat sich von Frau Venus losgerissen und kehrt reuig zum Christenglauben zurück, und als ihm der harte Papst sagt: so wenig der Stock, den ich in der Hand halte, grün werden kann, so wenig kannst du noch selig werden, da wankt er aus trotziger Verzweiflung zur Venus in den Berg zurück. Darauf erst ergrünt der Stab in der Hand des Papstes und vergebens sendet dieser seine Boten, den Ritter zurückzuholen. Wie versteht der Sänger den Rückfall des Tanhäusers? Wird die ewige Liebe und Barmherzigkeit dem Armen auch jetzt noch verzeihen, obgleich er sich der Teufelin zum zweitenmal ergiebt? Ist also dieser alte Dichter so frei und groß gesinnt, daß er auch noch die Rückkehr zur Heidenfrau für verzeihlich hält? Oder ist Tanhäuser jetzt in seinen Augen für ewig verloren, und soll der grünende Stab nur anzeigen, daß der Papst die Schuld trägt? Es würde mich freuen, darüber von Ihnen Aufklärung zu erhalten. Das Gedicht finde ich sehr schön und ergreifend, und in den einfachen Worten, wenn man sich erst hineingelesen hat, gewaltige Poesie. Aber ich habe Angst um das Schicksal des Tanhäusers. Ihr N. N."

Der Doctor antwortete sogleich: „Es ist zuweilen schwer, aus der tiefen Empfindung und dem knappen Ausdruck alter Gedichte die Grundidee des Dichters zu

verstehen. Am schwersten vor einem Gedichte, welches durch Jahrhunderte vom Volksmunde fortgetragen, zuverlässig in Wortlaut und Inhalt Aenderungen erfahren hat. Das erste Motiv des Liedes, daß Sterbliche bei den alten Heidengöttern im Innern der Berge weilen, beruht auf einer Anschauung, die noch aus der Heidenzeit stammt. Die Idee, daß der Christengott milder ist als sein Stellvertreter auf Erden, wurde seit der Hohenstaufenzeit in Deutschland heimisch. Man darf den Ursprung des Gedichtes wohl auf diese Zeit zurückführen. In den uns überlieferten Formen mag es etwa aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts stammen, wo die Opposition gegen die Hierarchie in Deutschland bei Hoch und Niedrig allgemein war. Der hohe Gedanke dieser Opposition war: nicht der Priester kann die Sünden vergeben, nur Reue, Buße, Erhebung des eigenen Herzens. Der Druck, welchen Ihre Güte mir übersandt hat, stammt aus der ersten Zeit Luthers, aber wir wissen, daß das Lied älter ist, und wir besitzen verschiedene Texte, von denen einige noch stärker hervorheben, daß Tanhäuser auch nach seinem Rückfall der göttlichen Gnade vertrauen dürfe. Zuverlässig hielt der Sänger des übersandten Textes den armen Tanhäuser für verloren, wenn dieser sich nicht wieder von Frau Venus frei machte. In diesem Fall nicht. Der Volks-
sage nach ist Tanhäuser bei ihr geblieben. Aber den großen Gedanken, der auch unser Leben adelt, daß der Mensch, so lange Geist und Gemüth ihm nicht ausge-

brannt sind, in sich selbst die Kraft zur Erhebung über begangenes Unrecht trage, dürfen wir auch in diesem Gedicht erkennen, dessen poetischen Werth ich würdige wie Sie."

Als Laura diese Antwort erhielt — Gabriel war auch hier der vertraute Bote — sprang sie vor Freude von ihrem Arbeitstisch hoch auf. Sie hatte mit Ilse die Leiden Tanchäufers beklagt und der Freundin eine Abschrift des Gedichtes gegeben, jetzt lief sie mit den Zeilen des Doctors herunter, stolz, daß sie durch den kindischen Scherz, über welchen Ilse den Kopf geschüttelt hatte, zu einer geheimen wissenschaftlichen Erörterung gekommen war. Von diesem Tage erhielt die geheime Correspondenz für Laura und Fritz eine Bedeutung, an welche keines von beiden im Anfang gedacht hatte. Denn Laura wagte jetzt, wenn sie über etwas nicht mit sich auf's Reine kommen konnte, oder wenn ein stilles Interesse sie beschäftigte, ihre Gedanken, die bis dahin im Schreibtisch verschlossen wurden, dem Nachbar mitzutheilen, und der Doctor sah mit Erstaunen und Freude ein weibliches Gemüth von kräftigem und originellem Empfinden, das bei ihm Klarheit suchte und mit ungewöhnlichem Vertrauen sich aufschloß. Diese Stimmung war auch aus seinen Gedichten zu erkennen, sie waren nicht mehr aus der Maske herausgeholt, sondern erhielten einen gewissermaßen persönlichen Charakter. Und Laura wurden die Augen feucht, als sie ein Blatt in der Hand hielt, welches in Versen seine Spannung und Ungeduld aussprach, den unbekannten Corre-

ipondenten kennen zu lernen. Es war so reine Empfindung in den Zeilen, und man sah daraus so deutlich den guten und feinen Mann, daß man ein recht herzliches Zutrauen zu ihm haben mußte. Die alten Volkslieder, zuerst die Hauptsache, wurden allmählig nur die Begleiter des stillen Briefwechsels, und Lauras enthusiastische Seele schwebte besflügelt über goldumsäumte Wollen, während unten Herr Hummel grollte und Herr Hahn mißtrauisch neue Angriffe des Feindes erwartete.

Aber dies poetische Verhältniß zum Nachbarsohn, welches Lauras Unternehmungsgeist geschaffen hatte, litt an derselben Gefahr, welche allen poetischen Stimmungen droht, die rauhe Wirklichkeit konnte es jeden Augenblick zerstören. Niemals durfte der Doctor wissen, daß sie es war, die Tochter der Feinde, sein alltäglicher Anblick, das kindische Mädchen, das in Ise's Zimmer mit ihm um Butterbrode und Knackmandeln zankte. Wenn sie mit ihm Auge gegen Auge zusammentraf, war er ihr der Doctor mit der Brille von sonst und sie die kleine borstige Hummel, welche mehr von der Unart ihres Vaters hatte, als Gabriel zugeben wollte. Das Schmolzen und die Neckerei des Tages lief zwischen beiden fort wie früher. Dennoch war unvermeidlich, daß zuweilen aus Lauras Augen ein Strahl warmer Empfindung brach, und daß sich der freundliche Humor, mit dem sie den Doctor im Innern betrachtete, einmal durch flüchtige Worte verräth. Fritz wandelte deshalb in einer Unsicherheit dahin, über die er im Stillen lachte,

und die ihn doch quälte. Immer sah er Laura vor sich, wenn er einige Zeilen der gut verstellten Hand auf seinem Zimmer las, doch sobald er die Nachbarin beim Freunde traf, sorgte sie durch eine spöttische Bemerkung und durch spröde Zurückhaltung dafür, daß er wieder unsichtbar wurde. Sie zwang die Noth zu solcher Koketterie, er aber wurde immer aufs Neue kühl davon angeweht, und dann fiel ihm aufs Herz, sie ist es doch nicht, kann es denn die Schauspielerin sein?

Am Theetisch entstand allgemeines Erstaunen, als der Doctor einst fallen ließ, er sei zu einem Maskenball eingeladen und nicht abgeneigt, sich in das Getümmel zu stürzen. Der Ball wurde von einer großen Meßsource ansehnlicher Bürger gegeben, zu welcher auch Herr Hummel gehörte, die Gesellschaft war dafür bekannt, daß die ersten Schauspieler der Stadtbühne sich dort als willkommenen Gäste im Kreise ihrer Verehrer bewegten. Da der Doctor sonst nie für diese Art geselliger Unterhaltung ein Herz bewiesen hatte, sah auch der Professor verwundert auf den Freund, nur Laura ahnte den Zusammenhang, aber alle ließen sich schweigend die Ankündigung eines bevorstehenden Excesses gefallen.

Herr Hummel war nicht der Ansicht, daß ein Maskenball die Stätte sei, wo die Tüchtigkeit des deutschen Bürgers Triumph feiert, er hatte widerwillig den schmeichelnden Bitten seiner Frauen nachgegeben und stand jetzt unter den Masken im Saale. Den kleinen schwarzen Domino hatte er wie ein Priestermäntelchen nach-

lässig auf den Rücken gehoben, den Hut in die Augen gedrückt, sein breites Gesicht überragte auf allen Seiten den Florbart der Seidenlarve und war so unverkennbar wie ein Vollmond hinter dünnem Gewölke. Spöttisch sah er in das Gedränge der Masken, welche bei einander vorbeistrichen, etwas weniger behaglich und etwas schweigsamer, als sie ohne Larve und bunten Rock gewesen wären. Und vor Andern zuwider waren ihm die eingestreuten Harlekine, welche beim Beginn des Festes eine Ausgelassenheit heuchelten, die ihnen nicht natürlich war. Herr Hummel hatte gute Augen, nur ging es ihm wie Andern auch, wenn Jemand maskirt war, vermochte er ihn nicht zu erkennen. Aber alle Welt erkannte ihn. Hinten zupfte etwas. „Was macht Ihr Hund Speihahn?“ frug mit einer Verbeugung ein Herr in Rocco. Hummel verneigte sich wieder. „Danke für gütige Nachfrage, ich hätte ihn mitgebracht, Sie in Ihre Waden zu beißen, wenn Sie mit diesem Artikel versehen wären.“ — „Kann diese Hummel auch stechen?“ frug ein grüner Domino im Falset. „Ersparen Sie sich Ihre Bemerkungen, Fistulant,“ entgegnete Herr Hummel grollend, „Ihre Stimme ist ja ins Weibliche umgeschlagen, sollte Ihnen etwas fehlen, so bedaure ich aufrichtig Ihre Familie.“ Er steuerte weiter. „Kaufst du eine Partie Hasenhaare, Bruder Hummel?“ frug ein wanderner Tabuletträger. „Ich danke, Bruder,“ versetzte Hummel grimmig, „du kannst mir aber die Eselshaare ablassen, welche dir deine Frau beim letzten Zanke ausgerissen hat.“

„Das ist der grobe Filz,“ rief naseweis ein kleiner Pierrot und schlug Herrn Hummel mit der Britsche über den Bauch. Das war Herrn Hummel zu viel, er faßte den Pierrot beim Kragen, nahm ihm die Britsche weg und hielt den Widerseßlichen an sein Knie. „Warte, mein Söhnchen,“ rief er, „dir wäre jetzt gut den Filz anderswo zu tragen als auf dem Kopfe.“ Aber ein beleibter Türke fiel ihm in den Arm. „Herr, wie können Sie sich unterstehen, meinen Sohn anzufassen?“ „Ist dieses Besteck Ihre Arbeit?“ frug Herr Hummel zornig, „schämen Sie sich. Ihre löschpapierne Physiognomie ist mir nicht bekannt. Wenn Sie sich als Türken der Anfertigung von ungezogenen Hauswürsten widmen, so müssen Sie sich auch türkischen Bambus auf dem Rücken Ihrer Produkte gefallen lassen, das ist Völkerrecht. Sollten Sie dieses nicht verstehen, so melden Sie sich morgen auf meinem Comptoir, ich werde Sie darüber ins Klare setzen und Ihnen eine Rechnung überreichen wegen des Uhrglases, das mir dies Subjekt aus Ihrem Harem in der Tasche zerbrochen hat.“ Und damit warf er den Pierrot dem Türken in die Arme, die Britsche auf die Erde und schritt schwerfällig durch die Masken, welche ihn umringten. „Keine menschliche Seele,“ grollte er vor sich hin, „man ist wie Robinson unter den Wilden.“ Er bewegte sich in den Tanzsaal unbekümmert um die weißen Schultern und blizenden Augen, welche neben ihm auftauchten und wieder verschwanden. Endlich erblickte er zwei graue Fledermäuse, die er persönlich zu kennen

glaubte, denn es schienen ihm die Masken seiner Frau und Tochter. Er ging auf sie zu, sie aber wichen ihm schen aus und verloren sich im Gedränge. Es waren allerdings die Frauen seines Hauses, aber sie hatten die Absicht unerkannt zu bleiben, und sie wußten, daß das neben Herrn Hummel unmöglich sei. So wandte sich der verlassene Hausherr kurz um, ging in ein Nebenzimmer, setzte sich einsam an einen der leeren Tische, nahm die Larve ab, bestellte eine Flasche Wein, frug nach dem Tageblatt und zündete eine Cigarre an. „Vergabung, Herr Hummel,“ rief ein kleiner Kellner, „hier wird nicht geraucht.“

„Auch du?“ verjetzte Herr Hummel trübe, „du siehst, es wird geraucht. Dies ist auch ein Maskenscherz. Denn heut wird alle Humanität und menschliche Rücksicht aus Langerweile mit Füßen getreten, und das ist's grade, was man *bal masqué* nennt.“

Unterdeß schlüpfte Laura unter den Masken umher, sie suchte den Doctor. Auch Fritz Hahn war für scharfe Augen leicht erkennbar, er trug über der Larve gemüthlich seine Brille. Er stand als blauer Domino neben einer eleganten Dame in rothem Mantel. Laura drängte sich in die Nähe. Fritz schrieb der Dame etwas in die Hand, jedenfalls ihren Namen, denn sie nickte gleichgültig, darauf schrieb er wieder etwas in ihre Hand und wies auf sich selbst, wahrscheinlich war es sein eigener Name, denn die Dame nickte, und Laura glaubte zu erkennen, wie sie unter ihrem Flor lachte. Und

Laura hörte, wie der Doctor die Dame mit dem Namen der Rolle anredete, in welcher er sie neulich auf der Bühne gesehen hatte, und außerdem mit du. Das war zwar Maskenrecht, aber nöthig war es nicht. Der Doctor aber sprach seine Freude aus, daß die Künstlerin bei der Balkonscene so gut verstanden habe die aufglühende Empfindung in den schwierigen Versen darzustellen. Der rothe Mantel wurde aufmerksam, wandte sich ganz dem Doctor zu und begann über die Rolle zu sprechen. Die Dame sprach eine Weile, und dann wieder Doctor Romeo und noch länger. Dabei trat die Schauspielerin einige Schritte zurück an einen Pfeiler, der Doctor folgte ihr dahin, und Laura sah, wie der rothe Mantel einige andere Herrenmasken kurz abfertigte und sich wieder zum Doctor wandte. Endlich setzte sich die Künstlerin gar hinter den Pfeiler, wo sie wenig von fremden Blicken gesehen wurde, und der Doctor stand an den Stein gelehnt neben ihr und setzte die Unterhaltung fort. Laura schob sich hinter den Pfeiler und hörte, wie lebhaft die Unterhaltung von beiden geführt wurde. Es war von Leidenschaft die Rede. — Nun, es war noch nicht die Leidenschaft, welche beide für einander entflammte, sondern vorläufig die der Bühne — aber auch das war mehr, als ein Freund des Doctors billigen konnte.

Laura trat rasch hervor, stellte sich neben Fritz Hahn und hob warnend den Finger in die Höhe. Der Doctor sah verwundert auf die Fledermaus und zuckte

die Achseln. Da ergriff sie seine Hand und schrieb seinen Namen ein. Der Doctor machte eine Verbeugung, darauf hielt sie ihre Hand hin. Wie konnte er sie in der entstellenden Hülle erkennen? Er gab starke Zeichen seiner vollen Unwissenheit und wandte sich wieder zu der Dame im rothen Mantel. Laura trat zurück und ihre Schläfe rötheten sich unter der Maske. Auch im Zorn auf sich selbst! Denn sie hatte dem Unglücklichen diese Gefahr gebracht, und sie hatte darauf bestanden, den Ball heimlich vor ihm und in einer Tracht zu besuchen, welche das Erkennen so schwer machte.

Sie zog sich zu ihrer Mutter zurück, welche endlich das Glück gehabt hatte, in der Frau Bathe eine Gesellschafterin zu finden, und eine Ecke des Maskensaals benutzte, um Beobachtungen über die körperliche Entwicklung des getauften kleinen Fritz auszutauschen. Laura setzte sich neben die Mutter und sah theilnahmslos auf die tanzenden Masken. Plötzlich sprang sie wie von Federn geschossen in die Höhe, denn Fritz Hahn tanzte mit der Dame im rothen Mantel vorüber. War das möglich? Längst hatte er das Tanzen abgeschworen, mehr als einmal hatte er Laura wegen ihrer Freude daran verspottet, auch sie selbst hatte vor ihrem Geheimbuch Stunden gehabt, wo ihr diese einförmige, kreisende Bewegung kindisch und mit einer edleren Auffassung des Lebens unverträglich erschien. Und jetzt drehte er sich wie ein Kreisel. „Was sehe ich?“ rief auch ihre Mutter — „ist das nicht — und die rothe

ist ja gar —.“ „Es ist gleichgültig, mit wem er tanzt,“ unterbrach Laura, um nicht die verhasste Bestätigung zu hören.

Aber sie kannte Fritz Hahn und sie wußte, daß dieser Walzer etwas zu bedeuten hatte. Julia gefiel ihm sehr, sonst hätte er's nicht gethan, ihr selbst war diese Auszeichnung nie zu Theil geworden. Der alte Komiker der Stadtbühne trat als Pantalón zu ihnen, er hatte endlich die zwei einflußreichen Damen aufgefunden, er trippelte, machte groteske Verbeugungen und fing an die Mama mit kleinem Geflätſch zu unterhalten. Und eine seiner ersten Bemerkungen war: „Man hört, der junge Hahn wird zum Theater gehen, er studirt mit unserer Primadonna seine Liebhaberrolle ein.“ Laura wandte sich mit Widerwillen von der platten Bemerkung ab.

Ihre letzte Hoffnung war die Zeit des Demasfirens, ungeduldig erwartete sie den Augenblick. Endlich trat eine Pause ein, die Larven fielen. Sie nahm den Arm der Mutter, mit ihr durch den Saal zu gehen und die Bekannten zu grüßen; es dauerte lange, bis sie in die Nähe von Fritz Hahn kamen, und er sah nicht einmal nach ihnen hin. Laura zuckte mit der Hand, ihn leise anzurühren, aber sie preßte die Finger fest und ging aus großen Augen auf ihn blickend vorüber. Jetzt endlich that er, was längst seine Schuldigkeit gewesen wäre, er erkannte sie. Sie sah die Freude auf seinem Gesicht, und ihr wurde leichter zu Muth. Sie blieb stehen,

während er sich vor der Mutter verneigte und einige höfliche Worte mit dieser wechselte, und sie wartete, daß er anerkennen werde, wie sie ihn bereits gegrüßt. Er aber sprach kein Wort von der Begegnung. Hatten ihm so Viele den Namen in die Hand geschrieben, daß er eine einzelne arme Fledermaus nicht im Gedächtniß behalten konnte? Und als er sich zu ihr wandte, lobte er die Ballmusik.

Das war die Beachtung, die er ihr gönnte! Mit Julia hatte er gesprochen, was zwischen freien Seelen der Liebe werth ist, und ihr gegenüber schnurrte eine gleichgültige Phrase. Ihre Augen bekamen den düstern Hummelblick, als sie antwortete: „Sie hatten sonst wenig Sympathie mit dem großen Hackebrett dort oben, das die Puppen hüpfen macht.“ Der Doctor lächelte befangen und bat um den nächsten Tanz. Das war so ungeschickt als möglich. Laura antwortete bitter: „Die graue Fledermaus war bereits so dreist an Romeo heran zu flattern, damals hatte er keinen Tanz für sie frei, jetzt thun ihr von dem hellen Licht die Augen weh.“ Sie neigte ihr Köpfchen wie eine Königin, nahm den Arm ihrer Mutter und ließ ihn hinter sich zurück.

Was noch kam, war eitel Herzeleid. Noch einmal tanzte der Doctor mit der Dame im Mantel, und Laura sah jetzt, wie freundlich die Verführerin ihn anlachte, und er tanzte sonst mit Niemandem. Um sie aber kümmerte er sich nicht weiter; und es war ein Glück,

daß bald darauf Hummel zu den Seinen trat und sagte: „Es hielt schwer, euch zu finden. Erst als ich die Leute nach den zwei häßlichsten Verputzungen frug, wurde auf euch gewiesen. Es wäre mir lieb, wenn ihr morgen ohne Kopfschmerz erwachtet, wir haben heut des Vergnügens genug ausgestanden.“ Laura war froh, als der Wagen an der Hausschwelle hielt, sie stürzte in ihr Zimmer, riß ihr Buch aus der Schublade und schrieb mit fliegender Hast hinein: „Fluch meiner That und Fluch dem frevelhaften Scherz! Die Drachenzähne hab' ich mir ins Land gestreut, In Waffen wächst ein Heer von Feinden und bedreht Mit scharfem Stahle mir das warme Herz.“ Und sie wischte dabei über den Thränen, die ihr auf das Papier rollten.

Das klare Licht des nächsten Morgens übte auch auf ihre schon flatternden Gedanken seine beruhigende Macht. Dort drüben lag Fritz Hahn wohl noch in seinem Bett. Der gute Junge war gestern müde geworden. Es mochte doch noch mancher Tropfen Wasser zum Meere fließen, bevor Freund Fritz sich entschloß, sein Geschick mit dem einer tragischen Künstlerin zu verbinden. Sie holte ihren Vorrath von alten Druckbogen heraus und wählte. Da war ja ein recht lustiges Lied: die Käferhochzeit, worin der Käfer auf dem Baune die Jungfer Fliege auffordert ihn zu heirathen. Viele kleine Vögel bemühen sich ernsthaft um die Hochzeit, diese aber wird zuletzt durch ein unrühmliches Privatvergnügen des Bräutigams verdorben. „Gut,“

sagte Laura, „mein Käfer Fritz, ehe du die leichte Fliege Julietta heirathest, sollen noch andere Vögel ihr Stimmchen dazu geben.“ Sie legte das Lied zusammen und schrieb dazu auf einen kleinen Zettel: „Sie vermuthen falsch. Der dies sendet, hieß niemals Julia.“ Als sie den Brief schloß, sagte sie beruhigt zu sich selbst: „Wenn er jetzt nicht merkt, daß er im Irrthum war, so muß man an seinem Urtheil verzweifeln.“

Der Doctor saß noch ein wenig betäubt bei seinen Büchern, als dieser Brief bei ihm einfiel. Er warf einen Blick auf die Käserhochzeit; alte Einzelbrücke davon waren ihm überhaupt noch nicht vorgekommen und er sah schon bei schnellem Ueberfliegen, daß manche Verse ganz anders lauteten, als in unserm landläufigen Text. Dann nahm er den Zettel und suchte den Druckspruch desselben zu verstehen. Allerdings jetzt war unzweifelhaft, daß die Sendung von der Schauspielerin kam, denn wer sonst konnte wissen, daß er sie mit Julia angerebet hatte, und daß lange von dieser Rolle die Rede gewesen war. Aber was sollten die Worte: Sie vermuthen falsch? Auch darüber ging ihm ein blendendes Licht auf. Er hatte behauptet, daß die Darstellung der Leidenschaft dem Künstler nur bis zu einem gewissen Grade möglich sei, wenn ihm nicht einmal das Leben selbst eine ähnliche Kette von Empfindungen durch die Seele gezogen hätte. Das hatte die Schauspielerin geleugnet und sie hatten sich darüber zu vereinigen gesucht. Ihre Worte bedeuteten also offenbar,

daß sie die Julia gegeben, ohne je eine große Leidenschaft gefühlt zu haben. Nun dies war ein Geständniß, das wieder viel Vertrauen zeigte, ja vielleicht noch mehr. Der Doctor saß lange vor dem Blatt. Aber er wurde jetzt ziemlich sicher, mit wem er den Briefwechsel führe, und die Entdeckung machte ihn nicht froh. Denn wie er sich auch mit verständigen Gründen gestraubt hatte, es waren doch immer Lauras Augen gewesen, die ihm von dem Papier entgegenstrahlten, freilich ein ganz anderer Blick, als sie ihm gestern gegönt hatte. Er legte die Käserhochzeit still zu den andern Liedern, und wieder frug er sich, ob er den Briefwechsel jetzt noch fortsetzen dürfe. Endlich packte er als Antwort die fällige Abgabe ein, etwas aus dem verblühten Vorrath seiner Mappe, und schrieb nichts weiter dazu.

Einige Tage darauf ging der Professor mit Ilse durch die Straße, und als sie bei der Wohnung der Schauspielerin vorbeikamen, sahen beide den Freund am Fenster der Helbin stehen, und Fritz nickte ihnen hinter den Scheiben zu.

„Wie kommt er zu dieser Bekanntschaft?“ frug der Professor, „gilt die junge Dame nicht für sehr emancipirt?“ „Ich fürchte,“ antwortete Ilse bekümmert.

Zu Madame Hummel aber kam Frau Knips, welche der Schauspielerin gegenüber wohnte, mit noch feuchter Wäsche gelaufen und erzählte, daß am Abend zuvor ein ganzer Korb Champagner zu dem Fräulein geschafft

worden sei, und daß man in der Nacht den lauten Gesang einer wilden Gesellschaft über die ganze Straße gehört habe und der junge Herr Hahn sei mitten darunter gewesen!

Am Sonntag war der Komiker zum Mittagsbraten des Herrn Hummel geladen, und eine seiner ersten Anekdoten war, daß er von einer lustigen Gesellschaft erzählte, die bei der Schauspielerin gewesen war. Mit der Bosheit, welche auch Genossen derselben Kunst einander zu Theil werden lassen, setzte er hinzu: „Sie hat einen neuen Verehrer gefunden, den Sohn von drüben. Nun das Geld seines Vaters wird doch auf diesem Wege der Kunst zu Hülfe kommen.“ Herr Hummel machte große Augen und schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts als: „Also auch Fritz Hahn ist unter die Schauspieler gegangen und lüderlich geworden, er wäre der letzte gewesen, dem ich so etwas zugetraut hätte.“ Frau Hummel aber suchte ihre Erinnerungen vom Ball zusammen und fand darin traurige Bestätigung, als Laura, welche heut sehr bleich und schweigsam da saß, gegen den Mimen heftig herausfuhr: „Ich leide nicht, daß Sie an unserm Tische in solchem Ton vom Herrn Doctor sprechen. Wir kennen ihn gut genug um zu wissen, daß er in Benehmen und Grundsätzen ein edler Mensch ist. Er ist Herr über sein Thun, und wenn ihm das Fräulein lieb geworden ist und er sie zuweilen besucht, so geht das keinen Dritten etwas an. Und es ist boshafte Verleumdung zu sagen,

daß er dort etwas Unehrenhaftes begehen wird, und Geld ausgeben, das ihm nicht gehört.“

Dem Komiker kam vor Schrecken eine Brodkrume in die falsche Kehle, er versank in den heftigsten Bühnenhusten seines Lebens, die Mutter aber versetzte, um den genialen Mann zu entschuldigen: „Du selbst hast zuweilen gefühlt, daß das Benehmen des Doctors nicht das richtige war.“

„Wenn ich in thörichtem Unmuth so etwas gesagt habe,“ rief Laura, „war es ein Unrecht und es schmerzt mich sehr; ich habe nur die Entschuldigung, daß es niemals böse gemeint war. Von Andern aber ertrage ich keine Kränkung unseres Nachbars.“ Und sie stand vom Tische auf und verließ das Zimmer.

Der Komiker rechtfertigte sich gegen die Mutter, Herr Hummel aber faßte an sein Weinglas und sagte mit zugebrückten Augen seiner Tochter nachsehend: „Sie ist bei trübem Tageslicht gar nicht von mir zu unterscheiden.“

Die Mißsethaten des Doctors machten ihm selbst wenig Kummer. Er hatte seiner Tänzerin vom Ball einen Besuch gemacht, denselben, wobei er am Fenster gesehen wurde. Einer seiner Schulfreunde, jetzt zweiter Tenor der Bühne, war dazu gekommen und hatte mit der Künstlerin beschlossen, an ihrem nahen Geburtstage ein kleines Picknick einzurichten, so war Friß aufgefordert worden Theil zu nehmen. Es war eine lustige Gesellschaft gewesen, der Doctor hatte sich unter den leichtbeschwingten Vögeln der Bühne sehr gut unterhalten und mit der Humanität eines Weisen über den gu-

ten Takt gefreut, welcher in der zwanglosen Weise ihres Verkehrs sichtbar wurde. Auch manches verständige Wort wurde den Abend gesprochen, und er ging mit der Ansicht nach Hause, daß es auch für seinesgleichen recht erfrischend sei, sich einmal zu der lustigen Kunst zu gesellen. Aber er versuchte an demselben Abend auch durch eine Kriegslist seine unbekannte Correspondentin zu ermitteln. Als man kleine Lieder sang und mit munterer Grazie komische Reime recitirte, hatte er das Käferlied auf das Tapet gebracht und ehrbar intonirt: „Der Käfer auf dem Baune saß, brum, brum, die Fliege die darunter saß, sum, sum.“ Einige hatten eingestimmt, die Dame im Mantel aber kannte das Lied gar nicht, nur ein ähnliches aus einer alten Rolle, und als der Bassist dem Doctor die Melodie aus dem Munde nahm und bei den folgenden Versen jeden der auftretenden Vögel durch Geberde und komische Veränderungen der Melodie zu porträtiren wußte, da hatte die Wirthin so unbefangen gelacht und sich vorgenommen das Lied zu lernen, daß der Doctor wieder sehr zweifelhaft wurde, bei der Heimkehr auf seiner Hauschwelle stehen blieb und bedeutsam nach dem Hause des Herrn Hummel hinübersah. Und wer genau untersucht hätte, weshalb er nach diesem Käferlied selbst laut und übermüthig wurde wie die Andern, der hätte vielleicht gefunden, daß ihm durch jene Unbefangenheit der Schauspielerin ein kleiner Stein vom Herzen geschneilt war.

Aber das Alles half ihm wenig gegenüber Brumm und Summ der Nachbarn. Die Parkstraße hatte ihrem Fritz Hahn in der letzten Zeit erhöhte Beachtung gegönnt, sein Bild war unter die ernstesten Gelehrten ihres Albums eingereiht, welche sie täglich betrachtete und besprach. Jetzt schien ein fremder Zug in das bekannte Gesicht gekommen, und die Straße wollte nicht dulden, daß eines ihrer Kinder einmal anders aussah, als ihr geläufig war. Deshalb fand viel Raunen und Kopfschütteln statt, Herr und Frau Hahn erfuhren das, nicht zuletzt der Doctor. Er lachte darüber, aber ganz recht war es ihm nicht.

„Tanhäuser edler Rittersmann, du liegst in Frau Venus Banden, ich selbst war der arge Papst Urban, ich häufte dir Jammer und Schande.“ So klagte Laura in ihrem Zimmer, aber sie verbarg den großen Schmerz, auch gegen Ilse sprach sie kein Wort über die Gefahren des Doctors, und als diese einmal eine leise Anspielung auf die neue Verbindung des Freundes wagte, zerriß Laura den Faden ihrer Stichelei und sagte, während ihr das Blut heiß zum Herzen drang: „Warum soll der Doctor nicht hinübergehen? Er ist ein junger Mann, dem es gut thut, verschiedene Menschen zu sehen, er sitzt ohnedies zu viel in der Stube und bei seinen Eltern, wäre ich ein Mann wie er, ich hätte längst mein Bündel geschnürt und wäre in die Welt gelaufen, denn diese engen Hausmauern machen kleinmüthig und pedantisch.“

Am Theetisch brachte einer der Anwesenden das Gespräch auf die Schauspielerin und suchte die Achseln über ihr freies Wesen. Laura empfand die Pein des Doctors: da saß der arme Fritz und mußte das verwerfende Urtheil anhören, die näheren Bekannten schwiegen und sahen bedeutsam auf ihn, seine Lage war schrecklich, denn jeder Narr benutzte des Fräuleins schutzlose Stellung, um sich als Cato zu erweisen. „Ich wundere mich,“ rief sie, „daß Herren so strenge über kleine Streiche einer Künstlerin urtheilen, das sollten sie doch uns überlassen. Einer solchen Dame darf man noch viel mehr zu gut halten, denn ihr fehlt aller Schutz und alle Freude, welche uns die Familie giebt. Ich bin überzeugt, daß sie ein wackeres und feinfühlerndes Mädchen ist.“

Der Doctor sah dankbar zu ihr herüber und bestätigte ihre Worte. Er merkte nichts, aber es war gekommen, wie in seinem Kindermärchen, Laura bog sich bereits zu seiner Fußspitze herab und hob das Taschentuch auf.

Noch mehr wurde ihr zugemuthet. Der Monat März begann in der Welt seine Theaterstreiche. Erst hatte er eine Schneelandschaft aus grauen Wolfensoffiten heruntergelassen, Dächer mit Eiszapfen, weiße Crystalle an den Bäumen und wildes Sturmgeheul hinter der Scene, plötzlich war Alles verwandelt, ein lauer Südwind wehte, die Knospen der Bäume schwellen, auf den Wiesen hob sich junges Grün über die dürrn Stiele;

die Kinder liefen in den Stadtwald und trugen große Bündel der ersten Frühlingsblumen heim, fröhliche Menschen zogen in unabsehbarer Wallfahrt durch die Parkstraße dem warmen Sonnenschein entgegen.

Auch über Herrn Hummel kam das Frühlingsrahn. Dies äußerte sich jährlich dadurch, daß er Farbe für den Rahn mißchte und an einem fluggewählten Nachmittag mit Frau und Tochter in einen entlegenen Kaffeegarten lustwandelte. Für Laura war die festliche Reise ein mäßiges Vergnügen, denn Herr Hummel spazierte den Frauen mit starken Schritten voraus, er freute sich ganz in der Stille darüber, wie Alles in der alten Natur wieder in Stand kam, und gönnte den Seinen nur dann eine Bemerkung über die Schulter, wenn ihn eine Veränderung der Vegetation ärgerte. Aber Laura wußte, daß der Vater auf diese Märzfreude hielt, und eilte auch in diesem Jahr neben der Mutter hinter ihm her, einem einsamen Dorfe zu, wo Herr Hummel seine Pfeife rauchte, die Hühner fütterte, den Kellner abkanzelte, mit dem Wirth ein Gespräch über die Saaten führte, und der Sonne gestattete, sich auch ihrerseits über das gute Aussehen ihres alten Bekannten Hummel zu freuen. Denn Herr Hummel, sonst keineswegs menschenscheu, liebte in der Natur allein zu sein, und haßte die Sammelplätze der Städter auf dem Lande, wo das Aroma von frischem Kuchen und gebackenen Kräpfeln alle Natur wegräucherte.

Als er mit seinen Frauen den Kaffeegarten betrat,

sah er unzufrieden, daß bereits andere Gäste vorhanden waren. Er warf einen zweiten tadelnden Blick auf die lustige Gesellschaft, welche seinen gewöhnlichen Platz in Besitz genommen hatte, und erkannte die junge Schauspielerin, andere Mitglieder der Bühne, mitten unter ihnen den Sohn seines Gegners. Da wandte er sich zu seiner Tochter und sagte blinzeln: „Heut wirst du recht zufrieden sein, hier hast du ja außer dem Naturgenuß auch noch die Kunst zur Hand.“ Laura erschrak vor der harten Zumuthung, welche ihrer Kraft gestellt wurde, aber sie hob stolz das Haupt und schritt mit den Eltern in eine andere Ecke des Gartens. Dort setzte sie sich mit dem Rücken gegen die Fremden. Dennoch merkte sie mehr von ihrem Treiben, als für die Fassung gut war, sie vernahm Lachen und lustiges Gekrumm der Kaiserassamblee; je weniger sie sah, um so peinlicher wurde der Lärm, und jedes Geräusch wurde in der tiefen Stille fühlbar, denn auch Ohr und Auge der Mutter hing gespannt an der andern Gesellschaft. Nach einer Weile brach die laute Unterhaltung der Künstler ab und aus den leisen Reden glaubte sie ihren Namen zu hören. Gleich darauf knirschte hinter ihr der Ries, sie dachte sich, daß der Doctor in ihrem Rücken war.

Er trat an den Tisch, grüßte stumm den Vater, machte der Mutter eine freundliche Bemerkung über das Wetter und war gerade im Begriff sich an Laura zu wenden, mit einem Zwange, den sie ihm wohl an-

sah, als Herr Hummel, der bis dahin den Einbruch des Feindes schweigend ertragen hatte, die Pfeife aus dem Munde nahm und mit sanfter Stimme begann: „Ist denn möglich, was man über Sie hört, Herr Doctor? Sie wollen sich verändern?“ Laura fuhr mit dem Sonnenschirm heftig in den Kies.

„Ich weiß nichts davon,“ versetzte der Doctor kühl.

„Es geht das Gerücht,“ fuhr Herr Hummel fort, „Sie wollen Ihren Büchern Valet sagen und dramatischer Künstler werden. Sollte dieses doch der Fall sein, so bitte ich Sie freundlich auch meines kleinen Geschäftes zu gedenken. Jede Art von künstlerischer Kopftracht, für Liebhaberrollen feiner Viber, für Lakaien mit Treffen, und wenn Sie einmal den Bajazzo machen, eine weiße Filzmütze. Aber Sie werden lieber Clown heißen wollen. Es ist jetzt eine gute Carriere geworden, Hanswurst ist aus der Mode, man wird Sie auch Herr Clown anreden.“

„Ich habe nicht die Absicht zur Bühne zu gehen,“ erwiderte der Doctor. „Wenn ich ja auf den Einfall käme, würde ich Sie nicht um die Kunstwerke Ihrer Fabrik bitten, sondern um eine Unterweisung in dem, was Sie für gute Lebensart halten. Ich würde dann auf der Bühne wenigstens wissen, was sich unter Männern von Anstandsgefühl nicht schickt.“ Er grüßte die Frauen und entfernte sich.

„Immer Humboldt,“ sagte Herr Hummel ihm nachblickend.

Laura rührte sich nicht, aber ihre dunklen Augenbrauen zogen sich so drohend zusammen, daß auch Herr Hummel davon Kenntniß nahm. „Ich bin ganz deiner Meinung,“ sagte er behaglich zu seiner Tochter, „es ist Schade um ihn, wäre er nicht in dieser Strohütte verdorben, es hätte wohl etwas aus ihm werden können. Der ist nun auch dahin.“ Dabei nahm er Kuchenbrocken und bot sie einem Löwenhündchen, welches vor ihm auf den Hinterbeinen saß und die Vorderpfoten bittend auf und ab bewegte.

„Billy,“ rief eine Frauenstimme durch den Garten. Aber Hund Billy achtete nicht darauf, sondern fuhr fort Herrn Hummel seine Ergebenheit zu beweisen, und dieser, der für Thiere ein weicherer Gemüth hatte als für Menschen, flüsternte den Kleinen.

Die Schauspielerin kam eilig heran. „Bitte geben Sie dem unartigen Thiere keinen Kuchen, es sind Mandeln darin,“ bat die Künstlerin und wehrte dem Hündchen.

„Ein hübscher Hund,“ versetzte Herr Hummel sitzend.

„Wenn Sie erst wüßten, wie gescheut er ist,“ sagte das Fräulein, „er versteht alle Kunststücke. Zeige dem Herrn, was du gelernt hast.“ Sie hielt den Sonnenschirm hin, Billy sprang eifrig darüber weg und sofort mit einem Satz auf den Schooß des Herrn Hummel, dort wedelte er mit dem Schweif und versuchte ihm das Gesicht zu lecken.

„Er will Sie küssen,“ sagte die Schauspielerin, „da-

rauf dürfen Sie sich etwas einbilden, denn das thut er gar nicht Jedermann.“

„Es ist auch nicht Jedermanns Sache,“ versetzte Herr Hummel, und streichelte den Kleinen.

„Sei dem Herrn nicht lästig, Billy,“ schalt das Fräulein.

Herr Hummel stand auf und präsentirte den Hund, der auf seinen Ruß nicht verzichten wollte und immer noch nach dem Gesicht des Hausbesizers züngelte. „Er ist treuherzig,“ sagte Herr Hummel, „und hat ganz die Farbe des meinigen.“

Das Fräulein liebte den Kleinen. „Der Schelm ist leider sehr verzogen; er kriecht in meinen Muff so oft ich in das Theater gehe, und ich muß ihn mitnehmen, obgleich das nicht geschehen soll. Erst neulich stand ich feinetwegen Todesangst aus, denn während ich als Clärchen unter den Bürgern jammerte, war Billy aus der Garderobe gelaufen, wedelte zwischen den Couliissen und machte mir Männchen.“

„Es war ein ergreifendes Spiel,“ begann Frau Hummel.

„Ich fuhr wohl mehr umher als sonst,“ erwiderte die Schauspielerin, „denn ich mußte bei jeder Wendung in die Couliisse rufen: Ruch, Billy!“

„Gut,“ nickte Herr Hummel, „immer Besonnenheit.“

„Heut aber bin ich dem Unartigen dankbar,“ fuhr das Fräulein fort, „denn er verschafft mir hier auf dem

Land die Freude, meine Nachbarn zu begrüßen. Herr Hummel; wie ich höre.“

Herr Hummel verneigte sich schwerfällig. Die Schauspielerin wandte sich mit einer Verbeugung zu den Damen, welche stumm ihren Gruß erwiderten.

An der Dame war Manches, was Herrn Hummel gefiel. Sie war hübsch, sah aus gescheuten Augen fröhlich in die Welt und trug etwas auf dem Kopf, was er persönlich kannte. Er ergriff also einen Stuhl und sagte mit einer zweiten Verbeugung: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?“ Die Fremde nickte ihm zu und wandte sich an Laura. „Ich freue mich, Sie endlich so nahe zu sehen, Sie sind mir keine Fremde mehr, ich habe manchmal an Ihnen rechte Freude gehabt, und es ist mir lieb, daß ich Ihnen heut dafür danken kann.“

„Wo war das doch?“ frug Laura beklommen.

„Wo Sie gewiß nicht daran dachten,“ versetzte die Andere. „Ich habe ein scharfes Auge und erkenne über die Lampen jedes Gesicht der Zuschauer. Sie glauben nicht, wie sehr das zuweilen peinigt. Da Sie einen festen Platz haben, ist mir oft Erholung gewesen, auf Ihren Zügen auszuruhen und den lebendigen Ausdruck zu betrachten. Und mehr als einmal habe ich, ohne daß Sie es wußten, für Sie allein gespielt.“

„Ha,“ dachte Laura, „das ist keine Fliege, das ist Frau Venus.“ Aber sie fühlte eine Saite angeschlagen, die reinen Ton gab. Sie sagte der Schauspielerin,

wie ungern sie eine ihrer Rollen versäume, und daß in ihrem Hause die erste Frage vor dem neuen Theaterzetteln sei, ob auch das Fräulein mitspiele.

Dies gab der Mutter Gelegenheit, sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dagegen rühmte die Schauspielerin, wie gültig man ihr überall entgegen gekommen sei. „Denn das Reizvollste unserer Kunst,“ fuhr sie fort, „sind die stillen Freunde, welche wir in den Stunden des Spiels gewinnen, Menschen, die man sonst vielleicht nie sieht, deren Namen man nicht weiß, und welche doch unser Leben mit Theilnahme begleiten. Lernt man bei Gelegenheit einmal dieses Wohlwollen Fremder kennen, so wird es reiche Entschädigung für die Leiden unseres Berufes, unter denen die zudringliche Huldigung gemeiner Menschen vielleicht das größte ist.“

Nun die Huldigung des Doctors durfte sie zu diesen Leiden sicher nicht zählen.

Während die Frauen in solcher Weise mit einander sprachen und Herr Hummel beifällig zuhörte, traten auch einzelne Herren dem Tische näher. Frau Hummel begrüßte zuvorkommend den zweiten Tenor, der im Hause der Frau Pathe bisweilen ein Lied sang, und der würdige Vater der Bühne, welcher Herrn Hummel aus der Ressource kannte, begann mit diesem ein Gespräch über den Bau eines neuen Theaters. Darüber hatte Hummel als Bürger sehr bestimmte Ansichten, welche mit denen des würdigen Vaters ganz übereinstimmten.

So verschmolzen die beiden getrennten Gesellschaften, und der Tisch des Herrn Hummel wurde ein Mittelpunkt, den die Kinder Thalias umschwärmten. Während die Schauspielerin mit Frau Hummel recht ehrbar und hausmütterlich die Uebelstände ihrer Wohnung besprach, sah Laura nach dem Doctor. Er stand mehrere Schritte von der Gesellschaft an einem Baum und sah nachdenkend vor sich hin. Schnell trat Laura zu ihm, und begann mit fliegender Eile: „Mein Vater hat Sie beleidigt, ich bitte Sie um Verzeihung.“

Der Doctor sah auf. „Es that nicht weh,“ jagte er gutherzig, „ich kenne ja seine Art.“

„Ich habe sie gesprochen,“ fuhr Laura mit bebenender Stimme fort, „sie ist gescheut und liebenswürdig und hat eine unwiderstehliche Freundlichkeit.“

„Wer?“ frug der Doctor, „die Schauspielerin?“

„Verstellen Sie sich nicht gegen mich,“ fuhr Laura fort, „das ist zwischen uns unnöthig, es giebt Niemand auf Erden, der Ihr Glück so von Herzen wünscht als ich. Betrüben Sie sich nicht über das Kopfschütteln Anderer; wenn Sie der Liebe des Fräuleins sicher sind, ist alles Uebrige Nebensache.“

Der Doctor erstaunte immer mehr: „Ich will ja aber das Fräulein gar nicht heirathen.“

„Leugnen Sie nicht, Fritz Hahn, das steht Ihrem wahrhaften Wesen schlecht,“ rief die leidenschaftliche Laura wieder. „Ich merke wohl, wie sehr das Fräulein zu Ihnen paßt. Seit ich sie gesehen, bin ich überzeugt,

für alles Gute und Große finden Sie bei ihr Verständniß. Bedenken Sie sich nicht und wagen Sie muthig, Ihrem Herzen zu folgen. Denn sehen Sie, Fritz, eine Sorge habe ich um Sie. Ihr Gefühl ist warm und Ihr Urtheil ist sicher, aber Sie hängen zu fest in den Banden Ihrer Umgebung. Ich zittere davor, daß Sie darum unglücklich werden können, weil Sie vielleicht nicht in der rechten Stunde einen Entschluß fassen, der Ihrer Familie ungewöhnlich erscheint. Ich kenne Sie von meiner ersten Kindheit, und ich weiß sehr gut, daß Ihre Gefahr immer war, sich selbst für andere zu vergessen. Darüber können Sie zu einem opfervollen Dasein kommen, und der Gedanke ist mir schrecklich. Denn ich möchte, daß Ihnen alles Gute zu Theil wird, was Ihr redliches Gemüth verdient.“ Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie ihn liebevoll ansah.

Jedes Wort, das sie sprach, klang dem Doctor wie Verchentriller und Geschwirr der Heimchen. Leise sprach er: „Ich liebe das Fräulein nicht, ich habe nie den Gedanken gehabt, ihre Zukunft an die meine zu fesseln.“

Laura trat zurück, über ihr Antlitz zog hohe Röthe.

„Es ist eine flüchtige Bekanntschaft, nichts weiter für jene und mich, ihr Leben gehört der Kunst und schwerlich jemals ruhiger Häuslichkeit. Wenn ich für mich ein Herz zu begehren wagte, so wäre es nicht das ihre, sondern ein anderes.“ Er sah nach dem Tisch hinüber, wo grade ein lautes Lachen Herrn Hummel andeutete, und sprach die letzten Worte so leise, daß sie

kaum bis in Laura's Ohr drangen, dabei blickte er schmerzlich vor sich hin auf die Knospe des Fliederstrau-
ches, in welcher noch die junge Blüthe verborgen lag.

Laura stand unbeweglich wie von dem Stabe eines Zauberers berührt, aber die Thränen liefen noch immer von ihrer Wange herab. Sie war nahe daran die Kirsche ihres Vielliebchens mit den Lippen zu fassen.

Da summten die lustigen Käfer heran, die Schauspielerin winkte ihr lächelnd zu, der Vater rief, das Märchen war zu Ende. Laura hörte noch, wie das Fräulein siegreich zum Doctor sagte: „Er hat mir doch einen Stuhl angeboten, er ist gar kein Brummbar, er war sehr gut gegen Billy.“

Als Fritz in seine Wohnung kam, schleuderte er Hut und Oberrock von sich, sprang an den Schreibtisch und holte die kleinen Briefe der unbekannten Hand heraus. „Sie ist es,“ rief er laut, „ich Thor, nur einen Augenblick zu zweifeln.“ Er las jeden der Briefe wieder durch und nickte bei jedem mit dem Kopfe. Das war sein hochsinniges wackeres Mädchen, wie sie sich sonst auch stellte, heut hatte sie ihm ihr wahres Antlitz gezeigt. Er wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er Laura bei den Freunden treffen würde. Sie trat spät ein, grüßte ihn ruhig und war den Abend schweigsamer und weicher als sonst. Wenn sie sich an ihn wandte, sprach sie zu ihm ernsthaft wie zu einem bewährten Freunde. Sehr gut stand ihr die milde Ruhe. Jetzt gab sie sich ihm wie sie war, ein begeistertes Fühlen, ein

reiches Gemüth. Sprödigkeit und neckende Laune, die alten Schalen, welche den süßen Kern verdeckt hatten, waren zerbrochen. Auch die ruhige Vorsicht freute ihn, mit der sie unter den Freunden ihre Empfindung barg. Wenn die nächste Liebesendung kam, dann sprach sie zu ihm, wie jetzt beiden um's Herz war, oder sie gab doch ihm das Recht, offen an sie zu schreiben. Der Doctor zählte am nächsten Morgen die Minuten, bis der Briefträger sein Haus betrat. Er riß die Thür auf und eilte dem Manne entgegen. Fritz hielt einen neuen Brief in der Hand, er löste ungeduldig das Couvert, keine Zeile des Absenders lag dabei, er entfaltete den alten Druckbogen und las die Worte des groben Liebes:

„Hei ha ho. Steck an den Schweinebraten, darzu die Hühner jung! darauf mag uns gerathen ein frischer freier Trunk. Hol Wein, schenk ein, trink mein liebes Brüderlein, heute muß Alles verschlemmet sein,“ und der ehrliche einfältige Doctor frug wieder: ist sie es? oder wäre möglich, daß sie es nicht ist?

Unter den Studenten.

Wer dem Professor von Herzen gut werden wollte, der mußte ihn sehen, wenn er im Kreise seiner Zuhörer saß, der gereifte Mann unter der aufblühenden Jugend, der mittheilende Lehrer vor bewundernden Schülern. Denn des akademischen Lehrers schönstes Vorrecht ist, daß er nicht nur durch sein Wissen, auch durch seine Persönlichkeit die Seelen der nächsten Generation adelt. Aus den Vielen, welche einzelne Vorträge hören, schließt sich ein gewählter Kreis enger an den Gelehrten, im persönlichen Verkehr schlingt sich ein Band um Lehrer und Schüler, leicht gewebt, aber dauerhaft, denn was den Einen an den Andern fesselt, oft den Fremden nach wenig Stunden zum Vertrauten macht, ist ihr frohes Bewußtsein, daß beide dasselbe für wahr, groß, gut halten.

Dieses Verhältniß, reizvoll und fruchtbar für beide Theile, ist die edle Poesie, welche die Wissenschaft ihren Befennern gönnt. Fremde und spätere Menschen, welche den Werth eines Mannes nur nach seinen Büchern beurtheilen, sie erhalten, wie hoch auch der Gelehrte

selbst diese Art von Ueberlieferung schätzen möge, doch nur ein unvollständiges Bild des Entfernten; weit anders wirkt der lebendige Quell schöpferischer Kraft auf die Seelen solcher, welche von Lippe und Auge des Lehrers sein Wissen empfangen. Nicht nur der Inhalt seiner Lehre bildet sie, mehr noch seine Methode zu suchen und darzustellen, am meisten sein Charakter und die originelle Weise des Vortrags. Denn diese erwärmen dem Hörer das Herz und senken ihm Achtung und Neigung in das Gemüth. Solcher Abdruck eines menschlichen Lebens, der in vielen zurückbleibt, ist für Methode und Charakter der Jünger oft wichtiger, als der Inhalt empfangener Lehre. In den Schülern arbeitet das Wesen des Lehrers neues Leben schaffend fort, seine Vorzüge, zuweilen auch Eigenheiten und Schwächen. In jedem Hörer nancirt sich anders das charakteristische Bild seines starken Meisters, und doch ist in jedem der Bildner, der an dieser Seele fornte, vielleicht bis zur kleinen Absonderlichkeit erkennbar.

Die Lehrstunde, welche Felix für seine Frau festgesetzt hatte, war nicht die einzige, welche er in seinem Hause gab. Ein Abend jeder Woche gehörte seinen Studenten. Da kamen zuerst Einzelne, welche für ihre Arbeiten einen Wunsch hatten, mit Anfrage und Bitte. Später sammelte sich eine größere Zahl, auch Ilse's Zimmer wurde geöffnet, Gabriel bot Thee und einfaches Abendbrot, eine Stunde verlief in zwanglosem Gespräch und einzelnen Gruppen; bis sich allmählig die Getreuen in das Arbeitszimmer des Lehrers zogen und

den Kreis dichter um sein geehrtes Haupt schlossen. Dann saß der Professor inmitten seiner Schüler, und das Zimmer wurde zuweilen enge. Auch hier formlose Unterhaltung, bald ein launiger Bericht über Erlebtes, bald eingehende Erörterung, wobei der Professor seine jungen Freunde zu thätiger Theilnahme anzuregen wußte; dazwischen schnelle Urtheile über Menschen und Bücher in schlagender Rede und Antwort, wie solchen natürlich ist, die aus flüchtigem Anschlage eine lange Melodie erkennen. Felix erschloß in diesen Stunden sein Inneres mit einer Offenheit, die er in seinen Collegien nicht zeigte, er sprach über sich und Andere ohne Rückhalt und verhandelte behaglich, was ihm grade auf der Seele lag. Aber wie verschieden die Unterhaltung dieser Abende dahinkief, immer waren es Männer derselben Wissenschaft, welche einander im Großen und Kleinen verstanden und selbst in Scherze ernstster Geistesarbeit gedachten.

Auch Frau Ilse blieb dieser vertrauten Gesellschaft keine fremde Erscheinung. Die Theilnehmer, sämmtlich ernsthafte Männer, ältere Studenten oder junge Doctoren, freuten sich der ansehnlichen Hausfrau, welche in ihrer einfachen Weise gern mit den Einzelnen verkehrte. Im Jahre vorher war einmal ihre Freude an der Odyssee zu Tage gekommen, als sie die Herren zum Genuß einer Hinterkeule des erdaufwühlenden Ebers aufgefordert und den wohlthuenden Wunsch ausgesprochen hatte, die Gesellschaft möge

nicht verschmähen, ihre Hände nach dem bereiteten Mahle auszustrecken. Seitdem hieß sie in dem Kränzchen Frau Penelope, und sie wußte, daß dieser Beiname sich auch über die Wände des Hauses in die Studentenschaft verbreitet hatte.

Nun hatte Ilse auch unter den jungen Gelehrten ihre Lieblinge. Zu diesen gehörte ein wackerer Student, nicht der bedeutendste unter den Zuhörern des Professors, aber einer der fleißigsten. Er war ihr Landsmann und Ilse hatte zuerst an ihm erkannt, daß auch zarte Empfindung in der Brust eines Studenten zu finden sei. Unser Student hatte in den letzten Jahren mit Erfolg daran gearbeitet, den Krater seines Innern durch Collegienhefte auszufüllen. Seiner Lyrik aber hatte er ziemlich entsagt; denn damals, wo der Professor ihm seine Gedichte zurückschickte, war er sehr in sich gegangen und hatte demüthig um Entschuldigung gebeten; war auch seitdem durch ein gutes Stipendium, das ihm Felix verschafft, zu einer weniger menschenfeindlichen Auffassung bürgerlicher Verhältnisse durchgedrungen. Er bewährte sich als ein treuer und anhänglicher Bursch und trug jetzt würdig den Titel Doctorandus, welcher nach Angabe unsrer Grammatiker einen Mann bedeutet, der zum Doctor gemacht werden soll oder muß. Dabei hatte er auch bei der Studentenschaft eine gewisse Geltung, er bekleidete in der großen Verbindung Arminia ein Ehrenamt, trug noch immer ihre Farbenmütze und wurde dort zu den bevorzugten Weisen gerechnet, welche an

Trinkabenden von lästiger Verpflichtung befreit sind, und die Pausen, in denen stürmische Jugend Athem holt, durch ernstes Gespräch über Menschentugend ausfüllen.

An einem Studentenabend brodelte die Unterhaltung schon in Altes Zimmer sehr laut und warf wissenschaftliche Blasen. Eine interessante Handschrift war in entlegener süddeutscher Bibliothek aufgefunden. Ueber den Fund und den Herausgeber wurde verhandelt und Felix zählte behaglich mit einigen Auserwählten alle ähnlichen Entdeckungen auf, welche in den letzten zwanzig Jahren gemacht waren. Da begann unser Student, der gerade durch Frau Alse eine Tasse Thee erhalten hatte, mit dem Löffel rührend, recht gemüthlich: „Sollte nicht auch in der Nähe noch manches zu finden sein? So steht in meiner Heimath eine alte Kiste, welche Bücher und Papiere aus dem Kloster Rossau enthalten soll. Es ist nicht unmöglich, daß darunter etwas Werthvolles steckt.“

Das sprach der Student und rührte mit dem Löffel, dem Knaben gleich, welcher den brennenden Span in einer gefüllten Bombe herumdreht.

Der Professor fuhr von seinem Stuhl in die Höhe und warf dem Studenten einen Flammenblick zu, daß dieser erschrak und die Tasse schnell hinsetzte, um bei dem, was kommen mußte, nichts zu beschütten. „Wo soll die Kiste stehen?“

„Wo? weiß ich nicht,“ versetzte der Student betre-

ten, „vor einigen Jahren hat mir ein Landsmann davon erzählt, er war in der Gegend von Rossau geboren“ — der Student nannte den Namen und Alse kannte die Familie. „Aber in unserm Fürstenthum muß es sein, denn er hat dort als Hauslehrer an mehreren Orten gelebt.“

„War er denn Philolog?“ frug ein älterer Hörer eben so sehr im Jagdeifer als der Professor.

„Er war Theolog,“ versetzte unser Student.

Ein bedauerndes Geräusch ging durch das Zimmer. „Dann ist die Nachricht doch unsicher,“ schloß der Kritiker.

„Hat der Mann die Kiste selbst gesehen?“ frug der Professor.

„Auch darüber bin ich nicht sicher,“ erwiderte der Student, „ich hatte damals noch kein rechtes Verständniß für den Werth dieser Mittheilung. Aber er muß sie doch selbst gesehen haben, denn ich erinnere mich, er sagte, sie wäre dick mit Eisen beschlagen.“

„Unglücksmanu,“ rief der Professor, „schaffen Sie uns Kunde von diesem Kasten.“ Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Studenten machten seiner Aufregung ehrerbietig Platz. „Die Nachricht ist wichtiger, als ich Ihnen jetzt sagen kann,“ begann der Professor vor dem Studenten anhaltend. „Suchen Sie zunächst Ihre Erinnerungen zu sammeln. Hat Ihr Bekannter die Kiste offen gesehen?“

„Wenn ich mir alles zusammenhalte,“ versetzte der

Student, möchte ich glauben, er hat selbst gesehen, daß alte Klostersachen darin liegen.“

„Dann war sie also nicht mehr verschlossen?“ frug der Professor weiter. „Und wo ist jetzt Ihr Freund?“

„Er ist voriges Jahr mit einer Bauerstochter nach Amerika gegangen. Wo er sich jetzt aufhält, weiß ich nicht, das wird aber bei seinen Verwandten zu erfahren sein.“

Wieder ging ein mißbilligendes Geräusch durch das Zimmer.

„Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, schreiben Sie ihm und fordern Sie genaue Auskunft,“ rief der Professor, „Sie können mir keinen größern Dienst erweisen.“

Der Student versprach das Menschenmögliche. Als die Herren sich entfernten, richtete Gabriel dem Studenten eine heimliche Einladung zu nächstem Mittag aus. Ilse wußte, daß ihrem Felix jetzt die Nähe des Vertrauten wohlthun werde, der einen Bekannten besaß, der den Kasten gesehen hatte, der die Bücher von Rossau enthielt, unter welchen allerdings die Handschrift des Tacitus liegen konnte, wenn sie nicht irgendwo anders war.

Aber sie selbst hörte ohne Freude von der geheimnißvollen Kiste. Denn Ilse war leider in Sachen der Handschrift immer noch ungläubig, sie hatte einigemal den Gatten durch ihre Gleichgültigkeit verletzt und mied seit dem Unglück des Struvelius jede Erwähnung des

verlorenen. Dazu hatte sie noch einen besonderen Grund. Sie wußte, wie sehr der Gedanke und jede Erörterung ihren Felix aufregte. Er fuhr dann in die Höhe, sprach in heftigen Worten, und seine Augen blitzten wie im Fieber. Zwar bändigte er sich selbst nach wenig Augenblicken, und lachte wohl über seinen Eifer, aber der Hausfrau war solcher Ausbruch geheimer Leidenschaft unbehaglich, denn sie empfand bei dem plötzlichen Auslodern, daß der Gedanke an den Codex die Seele des geliebten Mannes wund drückte, und sie argwöhnte, daß er in der Stille oft darüber träumte und Feindseliges gegen die Manern des Vaterhauses sann.

Auch heut hatte unser Student den Sturm aufgeregt. Noch spät wurde der Doctor gerufen, lange wurde erörtert und gestritten, Alse war erfreut, daß der Doctor auf die Kiste nicht viel gab und durch verständige Einwürfe auch dem Professor wieder eine launige Bemerkung über seine heiße Jagdlust abnöthigte.

Als der Student am nächsten Mittag die Briefe, welche er geschrieben hatte, als Zeichen seines Eifers mitbrachte, behandelte der Professor die Nachricht ruhiger. „Es ist eine unsichere Notiz,“ sagte er, „selbst wenn der Erzähler Wahrheit sprach, mag noch jeder einzelne Umstand, sogar der Name des Klosters, unrichtig sein.“ Als vollends aus der Heimath des Studenten die Kunde einlief, der Theolog habe sich irgendwo im Staate Wisconsin als Apotheker niedergelassen, und der Brief des

Studenten in eine unsichere Ferne gesandt werden mußte, da ermäßigte sich der Strudel, welchen die aufstauchende Riste erregt hatte, zu gefahrlosen kleinen Wellen.

Der größte Vortheil erwuchs aus diesem Vorfall zunächst unserem Studenten. Denn der Professor theilte die Nachricht dem Kammerherrn mit und gönnte diesem eine Andeutung, daß in dem Kasten Sachen von hohem Werth verpackt sein könnten. Der Kammerherr hatte früher einmal durch mehre Jahre die Geschäfte eines Schloßhauptmanns besorgt und war mit dem Inventarium einiger fürstlichen Schlösser bekannt, wußte jedoch auf keinem Boden etwas Verdächtiges zu finden. Da ihm aber der Student als Günstling des Hauses vor Augen trat, wollte er an dem jungen Mann seine Geneigtheit erweisen, und forderte denselben auf, sich als Landeskind dem Erbprinzen vorzustellen. Das geschah. Eine Folge der Vorstellung war, daß unser Student zu einem Abend eingeladen wurde, an welchem der Prinz mehre akademische Bekannte bei sich empfing.

Es war für den Studenten ein bangsamer Abend, und der Armine hatte allerlei Ursache argwöhnisch zu sein. Denn in diesem Jahr stürmte es heftig in der Studentenschaft. Grade die Händel zwischen dem Corps der Markomannen und der großen Geniessenschaft Arminia hatten den Sturm erregt. Und die letzte Veranlassung des Unwetters war jeltfam und lehrreich

für jeden, der die geheime Verknötung irdischer Ereignisse beachtet. Jener Zwist der Professoren, welcher die Vertreter der Alterthumswissenschaft von einander schied, der Kampf zwischen Werner und Struvelius, hatte zu seiner Zeit die akademische Jugend durchaus nicht aufgeregt. Aber kurz darauf war unter den Studenten ein Lied aufgetaucht, in welchem die Abenteuer des Struvelius respectwidrig besungen wurden. Dies Lied war als Kunstwerk schwächlich, es lief im Bänkeltone und war mit einem Refrain verziert, welcher lautete: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus, wer sich verbrennt, der hat Verdruß.“ Der Dichter ist nie ermittelt worden. Wenn man aber erwägt, daß dieses Lied, so weit sein possenhafter Inhalt erkennen ließ, feindselig gegen Struvelius und zu Werners Ruhm gedichtet war, und wenn man ferner erwägt, daß es zuerst unter den Arminen aufkam, und daß unter den Kindern Armins einer mit lyrischer Vergangenheit war, daß dieser Eine zu Werners Kränzchen gehörte, und daß im Kränzchen das Pergament einigemal verächtlich als Fidibus behandelt wurde, so kann man die vorsichtige Vermuthung nicht unterdrücken, daß unser Student seine scheidende Muse, als sie gerade zur Thür hinausgehen wollte, noch zu dieser niedrigen Leistung entwürdigt habe.

Das leichtfertige Lied war bei den Arminen heimlich, sein Refrain wurde zuweilen in stiller Nacht auf der Straße gehört, es war den Professoren sehr ärger-

lich, und nicht zuletzt dem Theetisch Werners, aber mit Gewalt ließ sich nicht dagegen ankämpfen. Den Markomannen und ihren Bundesgenossen blieb das Lied und seine Veranlassung gleichgültig, aber sie sangen die Verse nicht, weil diese einem Trinkliede der Arminen nachgebildet waren. Grade da Werner sein Rectorat antrat, saßen in einer Restauration Studenten aller Parteien durcheinander. Als ein Markomanne seine Pfeife an der Gasflamme anzündete und sich dabei das Corpsband versengte, sangen einige Arminen höhrend den Refrain. Die Markomannen sprangen auf und geboten Schweigen. Die natürliche Folge waren zahlreiche Forderungen. Leider blieb es dabei nicht. Ein Haufe Arminen war vor das Lager der Markomannen gezogen und hatte auf der Heerstraße dieselbe unfreundliche Weise angestimmt, es war zu bedauerlichen Conflicten zwischen den Parteien und der Stadtpolizei gekommen, Untersuchungen und ernste Strafen waren die Folge gewesen. Werner selbst hatte in vertraulicher Besprechung mit einzelnen Häuptern Alles gethan, das leidige Lied zu dämpfen, und seinem Ansehen war gelungen, den Gesang wenigstens auf der Straße zu bändigen. Aber der Groll war in den Herzen zurückgeblieben. Durch allerlei widerwärtige Vorfälle wurde bemerkbar, daß die akademischen Bürger uneiniger als gewöhnlich und in widersetzlicher Stimmung waren.

Dies alles wälzte der Armine in besorgtem Gemüth, als er im Vorzimmer des Prinzen seine Mütze

neben die Kopfzierden großer Markomannenhäuptlinge hing. Indeß verlief der Abend besser als er dachte. Die Markomannen beobachteten in dem geweihten Raume anständige Höflichkeit. Ja, das Zusammentreffen erhielt eine Bedeutung. Denn grade in dieser Zeit war Veranlassung, ein Fest der Universität durch solennen Commers zu feiern. Aber wie häufig große Angelegenheiten unserer Nation, drohte auch dieses Trinkfest durch den Zwist der Stämme vereitelt zu werden. Jetzt, wo der Armine unter den Markomanen Gispunsch trank, äußerte der Erbprinz, daß er gern einmal einen feierlichen Commers ansehen würde, und Beppo, Führer der Markomannen, sprach gegen den Arminen eine Ansicht aus, wie der Zwist beigelegt werden könnte. Der Armine erbot sich, diese Vorschläge seinem Stamme zu überbringen. Als der Kammerherr Bedenken gegen eine Theilnahme des Erbprinzen am Commers erhob, versicherte der Sohn Armins, von Punsch und Gespräch begeistert, daß auch sein Volk gemüthvoll die Ehre empfinden werde, die der Erbprinz dem Fest durch seine Gegenwart erweise.

Die Bemühungen unseres Studenten hatten Erfolg; das Kriegsbeil wurde begraben, die akademische Jugend rüstete sich zu einem gemeinsamen Feste. Ein großer Saal, reich verziert mit den Farben aller Genossenschaften, welche an dem Commers Theil nahmen, war mit langen Tafeln besetzt. An den Enden standen im Festschmuck die Präsidien mit ihren Schlägern, auf

den Stühlen saßen mehrere Hundert Studenten nach Verbindungen gereiht; unter den Markomannen der Prinz und sein Kammerherr, und der Prinz trug heut der Verbindung zu Ehren ihre Abzeichen. Kauschende Musik trug den vollen Klang der Lieder weit in die Runde, es war ein guter Anblick, so viele Männer, Hoffnung und Kraft der nächsten Generation, in festlichem Gesange und den alten Bräuchen der Akademie bei einander zu sehen. Ohne Störung verlief das Fest bis gegen das Ende. Als der Kammerherr bemerkte, daß die Wangen glühten, der Gesang wilder dahinfuhr, und die Musik dem akademischen Pulschlag nicht schnell genug tönte, mahnte er in der Pause zum Aufbruch. Der Prinz erhob sich, selbst erregt durch Gesang und Wein, vor ihm schritt der gesammte Adel der Markomannen, das wogende Volk zu theilen. Sie mußten sich durch die Menge drängen, welche von den Stühlen aufgestanden war und durch einander schwirrte. So geschah es, daß der Prinz von seinem akademischen Hofstaat abgeschnitten wurde und mit einem trotzigen Arminen zusammenstieß, der durch Wein gestärkt, und durch unsanfte Verührung der Vorausschreitenden erbittert, den Weg nicht räumte, sondern mit den Ellenbogen unbillig verengte, und den Rauch seiner Pfeife ruhig vor sich hin blies, so daß der Dampf dem Prinzen um den kleinen Bart fuhr. Da hatte der Prinz die Unbesonnenheit, den Studenten anzustoßen und zu sagen: „Sie sind ein unverschämter Wicht.“ Und der Armine sprach mit lau-

ter Stimme das verhängnißvolle Wort aus, welches nach akademischer Sitte ein Duell, oder Ehrlosigkeit des Geschmähten zur Folge hat. Er war im Nu von den düstern Gestalten der Markomannen umdrängt, und dasselbe Schmähwort regnete von allen Seiten wie Hagel gegen seine dreiste Stirn. Er aber zog höhneud seine Schreibtasel und rief: „Einer nach dem Andern, daß keiner von dem Hofstaat fehlt, wie der Herr, so das Gefinde.“ Und da der Andrang größer wurde, schrie er hinter sich: „Hierher, ihr Arminen!“ und begann im wilden Basse den Schlachtruf seines Stammes: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidißus!“ Im Saale brach das Getümmel los, über Stuhl und Tisch sprangen die Arminen ihrem gefährdeten Krieger zu Hülfe; nicht mehr einzeln, sondern wie Heckenfeuer flogen die schmähenden Worte und Forderungen hin und her. Vergebens forderten die Präsiden zu den Plätzen, vergebens fiel die Musik ein, zwischen das Geschmetter der Fanfare klangen die zornigen Rufe der streitenden Parteien. Zwar eilten die Präsiden auf einen Hauf zusammen und trennten, im Zuge dazwischen fahrend, die Zankenden. Aber auf das wilde Toben folgten leidenschaftliche Erörterungen, die Verbindungen standen getrennt, die einzelnen Haufen verhöhnten einander und suchten nach altem Kriegsbrauch die Gegner allmählig bis zum äußersten Worte zu treiben, schon waren einzelne Ausdrücke gefallen, welche durch den Sittencodex der Akademie gänz-

lich verboten sind, die Schläger blitzten in der Luft und mehr als eine Faust packte statt der Waffe die Weinflasche. Die Musik stimmte das Vaterlandslied an, doch die Weise klang den Empörten widerwärtig in ihren Zorn, von allen Seiten donnerte der Ruf: „Aufhören.“ Die verschüchterten Musiker schwiegen und der neue Ausbruch eines ungeheuren Tumultes schien unvermeidlich. Da sprang ein alter Häuptling der Teutonen, der sein Volk kannte, auf das Orchester, ergriff eine Geige, stellte sich als Dirigent hoch auf einen Stuhl und begann die kindische Melodie: „Ach, du lieber Augustin, Alles ist hin.“ Die Musik fiel in klagenden Tönen ein. Jeder sah nach der Höhe, man erkannte den ansehnlichen Mann, der angestrengt auf der Geige kratzte, die Stimmung schlug plötzlich um, es entstand ein allgemeines Gelächter. Die Präsidien schmetterten mit ihren Klängen auf die Tische, daß mehr als eine zersprang, und geboten Ruhe, die Führer aller Verbindungen traten zusammen, erklärten den Commers für aufgehoben und forderten ruhigen Heimgang der Stämme, weil sie selbst alles Weitere in die Hand nehmen würden. Zornig drängte die Studentenschaft zum Saale hinaus und zerstreute sich zu ihren Sammelplätzen. Aber in jedem Haufen wurden die Vorfälle mit leidenschaftlicher Erbitterung besprochen und eilige Gesandtschaften schritten durch die Nacht von einem Lager zum andern.

Den Prinzen hatte der Kammerherr nach dem ersten Zusammenstoß aus dem Gewühl gerettet. Der

Prinz saß in seinem Zimmer bleich und entsetzt über den Unfall und die Folgen, die er zu haben drohte. Auch der Kammerherr war bestürzt, denn auf sein Haupt fiel die Verantwortung für diesen Scandal. Dabei sah er mit wirklicher Theilnahme auf den jungen Fürsten, der die Kränkung seiner Ehre so tief empfand, und wie gebrochen vor sich hinstarrte, unempänglich für den Trost, daß der Plebejer seine fürstliche Ehre so wenig zu kränken vermöge, wie der Sperling auf dem Baum.

Nach einer schlaflosen Nacht empfing der Prinz die Aeltesten der Markomannen, welche kamen, um den Beschluß ihres Stammes zu verkünden. Sie erklärten, daß ihr erster Häuptling Beppo erwählt sei, die Stelle des Prinzen bei den weiteren Verhandlungen mit dem Arminen zu vertreten, und der Senior bat ritterlich, ihm diese Ehre zu bewilligen. Er fügte hinzu: nach der Meinung seiner Genossenschaft habe der Armine überhaupt keine Ansprüche auf den Vorzug, daß dem verruchten Schmähwort eine Forderung folge, und wenn der Prinz jedes weitere Eingehen verweigere, würden die Markomannen alle Folgen auf ihre Genossenschaft nehmen. Aber sie wollten nicht verbergen, daß sie mit dieser Ansicht allein stünden, ja daß sie in ihrem eignen Corps Widerspruch gefunden hätten. Und Alles erwägend hielten sie für die beste Auskunft, wenn der Prinz dem akademischen Brauch ein Zugeständniß mache, dessen Größe sie allerdings tief empfänden.

Der Prinz war noch fassungslos, der Kammerherr bat die Herren, Sr. Hoheit einige Stunden Zeit zur Erwägung zu lassen.

Unterdeß trug unser Student, den die Rücksicht auf seine Dissertation gebändigt und vor persönlichen Verwickelungen bewahrt hatte, die Kunde des Unheils bestürzt an den Doctor, da er sich in dieser Angelegenheit vor den Rector nicht traute. Der Doctor eilte zum Freunde, der bereits durch die Bedelle und Berichte der Polizei von dem unerfreulichen Ereigniß wußte. „Ueber den persönlichen Conflict des Prinzen ist mir bis jetzt keine Anzeige geworden, es ist vielleicht für ihn selbst und für die Universität wünschenswerth, daß eine solche nicht erfolgt. Ich werde wachsam sein und weitere Folgen zu verhüten suchen, und ich werde meine Amtspflicht nach jeder Richtung auf das Strengste thun, sorgt aber dafür, daß ich über diese Angelegenheit nur erfahre, was mir Grundlage zu amtlichen Einschreiten werden kann.“

Fast in derselben Lage wie unser Student, war der Kammerherr, auch er stellte sich sorgenvoll beim Doctor ein, erzählte den Streit und frug, was der Doctor von der Verpflichtung des Prinzen halte, sich durch seinen Stellvertreter auf ein Duell einzulassen. Der Doctor erwiderte mit Zurückhaltung: „Jedes Duell ist Unsinn und Unrecht. Wenn der Erbprinz von dieser Ansicht durchdrungen ist und die Consequenzen derselben für sein Leben und dereinst für

seine Regierung auf sich nehmen will, so werde ich der letzte sein, der gegen dies Marthyrium etwas einwendet. Steht aber Ihr junger Herr nicht so sicher und frei über den Vorurtheilen seines Kreises, und ist auch ihm die stille Ansicht eingepflanzt, daß es für Cavaliere und Militärs eine bestimmte Ehre giebt, welche noch etwas Anderes bedeutet als die Ehre eines Ehrenmannes, und welche in gewissen Fällen ein Duell nöthig macht, sollte Ihr Prinz nach solchen Anschauungen urtheilen und dereinst regieren wollen, so will ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich ihm das Recht nicht zugestehe, den Ehrbegriffen unserer akademischen Jugend entgegenzutreten."

„Sie sind also der Meinung," frug der Kammerherr, „daß der Prinz sich auf die angebotene Stellvertretung einlassen müsse?"

„Ich habe weder Recht noch Wunsch hier eine Meinung auszusprechen," versetzte der Doctor. „Ich kann nur sagen, daß mir die Stellvertretung auch nicht gefällt. Mir scheint die Sache so zu liegen: entweder Vernunft oder wenigstens persönlicher Muth."

Der Kammerherr stand schnell auf. „Das ist ganz unmöglich; es wäre nicht nur eine unerhörte Abweichung von dem Herkommen und würde für den Prinzen neue peinliche Verwicklungen herbeiführen, es ist auch so vollständig gegen meine Ueberzeugung von dem, was einem Fürsten erlaubt ist, daß davon unter keinen Umständen die Rede sein kann."

Der Kammerherr entfernte sich, nicht angenehm von

der radikalen Auffassung des Doctors berührt. Nach der Heimkehr sagte er dem Prinzen: „Die Angelegenheit muß schnell beendet werden, bevor der Fürst davon erfährt. Höchstderselbe wird bei der Persönlichkeit des Gegners Ew. Hoheit jede Concession auf das Strengste untersagen; und doch sehe ich, daß die Beziehungen meines gnädigsten Prinzen zu der Studentenschaft und vielleicht sogar andere persönliche Verhältnisse aufs Aeußerste gefährdet sind, wenn es nicht gelingt, den hier üblichen Ansichten einigermaßen zu entsprechen. Darf ich deshalb Ew. Hoheit einen Rath geben, so ist es immer der, daß Höchstse der Atmosphäre, in welcher wir einmal leben, eine große Bewilligung machen und Herrn von Halling als Vertreter annehmen.“

Der Prinz sah gedrückt vor sich nieder und sagte endlich: „Das wird wohl das Beste sein.“

Der große Häuptling Beppo, eine der besten Klingen der Universität, sollte sich also für den Erbprinzen schlagen. Nun erwies es sich aber, daß die Arminen mit dieser Vertretung keineswegs zufrieden waren, sondern den unverschämten Anspruch erhoben, den Prinzen selbst in Fausthandschuhen und Batisthemd vor sich zu sehen. Namentlich Ulf der Dicke, Urheber des ganzen Scandals, erklärte, daß er den Markomannenführer ohnedies in seiner Briestafche finde und nicht auf die fröhliche Aussicht verzichten wolle, mit ihm in Privatangelegenheiten einen Gang unter kleinen Mützen abzumachen.

Das war nicht zu leugnen; indeß ein großer Rath aller Senioren, welchen die Markomannen schnell zusammenriefen, entschied für diese. Dagegen wurde ihre listige Forderung abgelehnt, daß der Armine zuerst gegen ihre Corpsgenossen auf die Kreide trete. Sie wollten dadurch den Prinzen der ganzen Sache überheben, da anzunehmen war, daß auch die stämmige Kraft des Arminen lange beseitigt sein würde, bevor nur die Hälfte der Namen in seiner Briestafel getilgt war. Es blieb also nichts übrig, als daß die beiden Kämpfer zu zwei verschiedenen Malen auf einander los hieben, der Markomanne zuerst im Namen des Prinzen. „Wir wollen uns beide Mühe geben, daß das zweite Mal nicht nöthig wird,“ sagte der Markomanne beim Aufbruch bedeutsam zum Vertreter des Arminen.

Jede Vorsehrung war getroffen, den verhängnißvollen Zweikampf geheim zu halten, nur die Betheiligten wußten die Stunde, selbst den Stammgenossen wurde von anderen Tagen gesprochen, denn die Pedelle waren wachsam, die Universität bereits von der höchsten Behörde aufgefordert, mit allen Mitteln weitere Folgen zu verhindern.

Am Mittag vor dem Zweikampf lud der Prinz die Markomannen zu Tische, es war dabei soviel von ähnlichen Geschäften die Rede, daß selbst dem Kammerherrn unheimlich wurde. Kurz vor dem Aufbruch stand der Prinz mit dem Senior in einer Fensternische, plötzlich faßte er die Hand des jungen Mannes, hielt sie fest

und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihm die Glieder. Bewegt sah der tapfere Knabe auf den Prinzen: „Es wird Alles gut gehen, Hoheit,“ sagte er tröstend.

„Für dich, aber nicht für mich,“ erwiderte der Prinz und wandte sich ab.

Als gegen Abend der Erbprinz unstät durch die Zimmer ging, machte der Kammerherr, der selbst trübe Gedanken loswerden wollte, den Vorschlag, heut Abend das Haus des Rectors zu besuchen. Dies war der einzige Ort, wo er sicher war, nichts von der widerwärtigen Geschichte zu hören, und er war scharfsinnig genug zu ahnen, daß auch dem Prinzen dieser Besuch am ersten wohlthun werde.

Alse wußte Alles. Unser Student, der wider Willen die Elfter gespielt hatte, welche Unheil stiftend zwischen den Parteien auf- und ablief, umkreiste immer noch ängstlich das Haus des Rectors, er wagte an einem Studentenabend bei Frau Penelope zurückzubleiben, als sich die Anwesenden in das Zimmer des Rectors zogen, erzählte der Fragenden den ganzen Streit, schilderte die gefährliche Lage des Prinzen und flehte, Sr. Magnificenz nichts von dem Vorfall zu sagen. Als der Prinz eintrat, war unter den Anwesenden eine Spannung bemerkbar, welche solchen, die in gefährliche Geschäfte verstrickt sind, die Unbefangenheit nicht zu erhöhen pflegt. Der Kammerherr war lebenswürdiger als je und erzählte hübsche Hofgeschichten, aber er machte keine Wirkung. Der Prinz saß verlegen

auf seinem Platz neben Frau Alse, auch aus ihren freundlichen Worten fühlte er den Ernst, er sah wie ihr Blick traurig auf ihm ruhte und sich schnell abwandte, als er die Augen aufschlug. Endlich begann er mit unsicherer Stimme: „Sie haben mir früher die Köpfe berühmter Männer gezeigt, darf ich Sie bitten mir den Band noch einmal zu weisen?“

Alse sah ihn an und stand auf. Der Prinz folgte ihr wie neulich zu der Lampe des Nebenzimmers. Sie legte den Band vor ihn, er sah theilnahmslos darüber weg und begann endlich leise: „Mir lag nichts an den Köpfen, nur mit Ihnen allein zu sein. Ich bin hilflos und sehr unglücklich. Ich habe keinen Menschen auf Erden, der mir ehrlich räth, was ich thun soll. Ich habe einen Studenten gekränkt und bin schwer von ihm beleidigt. Jetzt soll ein Anderer für mich den Streit ausfechten.“

„Arme Hoheit,“ rief Alse.

„Sprechen Sie nicht so zu mir, gnädige Frau, wie ein Weib das ansieht, sondern als ob Sie mein Freund wären. Daß ich Ihnen mit meiner Angst zur Last falle, macht mich in diesem Augenblicke vor mir selbst verächtlich, und ich fürchte, ich werde es auch Ihnen sein.“ Er sah finster vor sich nieder.

Alse sprach leise: „Ich kann nur reden, wie mir um's Herz ist, haben Hoheit ein Unrecht gethan, so bitten Sie es ab, sind Sie beleidigt worden, so verzeihen Sie.“

Der Prinz schüttelte das Haupt. „Das würde

nichts nützen, es würde mich nur auf's Neue beschimpfen vor allen Andern und vor mir selbst. Nicht darum frage ich Sie. Nur Eines will ich wissen, darf ich einen Andern meinen Streit auskämpfen lassen, weil ich ein Prinz bin? Alle sagen mir, ich müßte es thun, ich habe zu Keinem Zutrauen, nur zu Ihnen."

Isle stieg das Blut in das Antlitz: „Ew. Hoheit legen eine Verantwortung auf meine Seele, vor der ich erschrecke."

„Sie haben einmal zu mir die Wahrheit gesprochen," sagte der Prinz finster, „wie noch niemals ein Mensch auf Erden, und jedes Wort aus ihrem Munde war gut und herzlich. Und deshalb fordere ich auch, daß Sie mir heut Ihre wahre Meinung sagen."

„Dann also," rief Isle ihn groß ansehend, und das alte Sachsenblut wallte in ihr auf, „wenn Ew. Hoheit Streit angefangen, so müssen Sie ihn auch selbst als Mann zu Ende führen, und Sie selbst müssen dafür sorgen, daß es in ehrenvoller Weise geschehe. Ew. Hoheit dürfen nicht zugeben, daß ein Anderer um Ihres Unrechts willen Ihrem Gegner troßt und seine gesunden Glieder in Gefahr setzt. Denn einen Fremden zu Unrecht verleiten und in Gefahr stürzen und dabei ruhig zusehen, das ist das Schrecklichste von Allem."

Der Prinz versetzte kleinlaut: „Er ist muthig und dem Gegner überlegen."

„Und wie dürfen Ew. Hoheit Ihren Gegner einer fremden Kraft preisgeben, die stärker ist als die

Ihre? Wenn Ihr Stellvertreter gewinnt oder verliert, Sie werden ihm mehr schuldig als man einem Fremden schuldig sein darf, und durch Ihr ganzes Leben wird Sie der Gedanke drücken, daß er Muth bewiesen hat, wo Sie ihn nicht gezeigt haben."

Der Prinz wurde bleich und schwieg. „Ich fühle ebenso," sagte er endlich.

„Furchtbar ist Alles, was auf diesem Wege liegt," fuhr Ilse mit gerungenen Händen fort, „Frevel hier und dort und blutdürstige Rache. Aber ist Ihnen unmöglich, ein Unrecht zu verhindern, so besteht doch Ihre Pflicht zu sorgen, daß es nicht größer werde und daß seine Folgen nicht auf Anderer Haupt sinken, nur auf das Ihre. Und Alles in mir ruft: Sie selbst müssen thun, wo nicht, was Recht ist, doch was am wenigsten Unrecht ist."

Der Prinz nickte mit dem Kopfe und saß wieder schweigend. „Ich darf keinem von meiner Umgebung etwas sagen," begann er endlich, „am wenigsten dem dort," er wies auf den Kammerherrn. „Wenn ich verhindern soll, daß ein Anderer an meiner Statt den Streit aussicht, so muß das in den nächsten Stunden geschehen. Wissen Sie jemand, der mir dabei helfen würde?"

„Meinem Mann verbietet sein Amt in dieser Sache etwas für Ew. Hoheit zu thun. Der Doctor aber."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Unser Student," rief Ilse, „er ist Ew. Hoheit

aufrichtig ergeben, er ist ein Landsmann und fühlt großen Kummer über die Sache."

Der Prinz überlegte. „Wollen Sie mir Ihren Diener für einige Stunden dieses Abends erlauben, sobald Sie seiner nicht mehr bedürfen?"

Isle rief Gabriel, der am Tische beschäftigt war, in das Zimmer und sagte zu ihm: „Thun Sie, was Se. Hoheit aufträgt.“ Der Prinz trat an das Fenster und sprach leise mit dem Diener.

„Verlassen sich Ew. Hoheit ganz auf mich," sagte Gabriel und ging zu seinen Tassen zurück.

Der Prinz trat zu Frau Isle, welche unbeweglich da saß und auf das Buch starrte. „Ich habe die Köpfe angesehen," sagte er ruhiger, als er noch heut Abend gewesen war, „und ich habe gefunden, was ich suchte. Ich danke Ihnen."

Isle erhob sich und kehrte mit ihm zur Gesellschaft zurück.

Die Gäste hatten sich entfernt und Isle saß allein in ihrem Zimmer. Was hatte sie gethan! Vertraute eines Mannes bei blutigem Beginnen, geheime Verrätherin bei geschlossener That! Sie, ein Weib, war Verblündete eines Fremden, sie, die Gattin des Mannes, der jetzt ein Wächter des Gesetzes sein sollte, war Helferin bei einem Verbrechen geworden. Welcher finstere Geist hatte ihr die Sinne bethört, als sie vertraulich der Rede des Andern antwortete und flüsternd mit ihm verhandelte, was sie dem eigenen Mann nicht zu gestehen wagte?

Nein, der sie verlockt hatte, ein Fremder war er nicht. Seit ihrer Kindheit hatte sie mit innigem Antheil von ihm gehört, er war der künftige Gebieter ihrer Heimath, einst Herr über Leben und Tod auf dem Felsen, von dem sie hinabgestiegen war in die Fremde. Seit er zuerst vor sie trat, so rührend in seiner freudlosen Jugend, in der weichen Hilflosigkeit seines Standes, hatte sie zärtlich um ihn gesorgt, und was er ihr erwiesen hatte seit demselben Tage, war ein liebenswerthes, lauterer Gemüth. Jetzt faßte sie bebende Angst auch um ihn. Sie hatte ihn in sein Schicksal getrieben, sie trug die Schuld eines Beginuens, das seinem Stande für ungeheuer galt. Wenn ihm zum Unheil wurde, was sie gerathen, wenn der Gegner den armen schwachen Jüngling bis zum Tode traf, wie wollte sie das ertragen in ihrem Gewissen?

Sie sprang auf und wieder rang sie die Hände. Der Gatte rief ihren Namen, sie fuhr zusammen, denn sie fühlte sich in einer Schuld gegen ihn. Und wieder frug sie bange: „Welcher böse Geist hat mich verwirrt? Bin ich nicht mehr, die ich war? Wehe mir, ich habe mich nicht gehalten, wie einer Christin geziemt, nicht als eine bescheidene Frau, die den Schrein ihrer Seele öffnen soll nur vor Einem. Dennoch aber,“ rief sie ihr Haupt erhebend, „wenn er wieder vor mir stände und noch einmal früge, ob er als Mann handeln soll, oder als ein Schwächling, ich würde ihm wieder dasselbe sagen und inuner wieder. Der Herr schütze mich!“

Als Krüger in das Schlafgemach trat, den Prinzen auszukleiden, gab ihm dieser in kurzem Ton Aufträge, welche den Lakaien höchlich befremdeten. Da er aber dadurch seine vertraute Stellung befestigt sah, versprach er Gehorsam und Schweigen. Er löschte die Lampen und ging auf seinen Posten. Nach einer Stunde führte er den Studenten, welcher von Gabriel abgeliefert wurde, durch eine Seitenthür in das Schlafzimmer des Prinzen. Dort fand eine leise Unterredung statt, deren Folge war, daß der Student in großer Aufregung aus dem Hause eilte und dem harrenden Gabriel den Auftrag gab, zu früher Morgenstunde eine Droschke an die nächste Straßenecke zu bestellen.

In dem Saale eines abgelegenen Kaffeehauses vor der Stadt war beim ersten Morgenlicht eine ernste Gesellschaft versammelt, die Blüthe der Corps und Verbindungen, erprobte Gefellen von verwegendem Aussehen, für jedes Studentenherz ein gewaltiger Anblick; heut sollten nach einander mehrere von den vielen Blutverträgen jenes Abends ausgeführt werden. Das erste Geschäft sollte der Studentenehre des Erbprinzen gelten. Die Kämpfer waren ausgezogen und in ihre Fechtertracht gekleidet; Jeder stand mit seinem Secundanten und Zeugen in einer Ecke des Saales, der Doctor — es war der alte Tentone von der Geige — hatte in einem Winkel seinen Apparat ausgebreitet und sah mit grimmigem Behagen auf die bevorstehende Arbeit, welche ihm neue lehrreiche Kuren versprach. Aber die Armi-

nen waren auffällig, noch einmal traten ihre Secundanten vor den Unparteiischen und erhoben Beschwerde, daß der Prinz nicht gegenwärtig sei, um wenigstens durch seine Anwesenheit den Vertreter zu bestätigen. Sie forderten deßhalb, daß die bevorstehende Affaire nicht für ihn gerechnet werde, sondern als persönlicher Kampf der beiden Studenten, welche mit einander in mehrfache zarte Beziehungen getreten waren. Da die Markomannen kein gutes Gewissen hatten, denn sie hatten bei den Verhandlungen diesen Punkt zweideutig zu umgehen gewußt, machten sie jetzt den Vorschlag, daß der Prinz nachträglich mit dem Arminen oder dessen Secundanten am dritten Ort zusammenkommen solle, damit zwischen beiden die gebräuchliche Veröhnung stattfinde.

Noch wurde darum gehandelt, mit Erbitterung, aber in kurzen Worten, wie der Zwang dieser Stunde gebot, da pochte der Fuchs, welcher die Wache an der Treppe hatte, — es war ein junger Armine — zweimal an die Thür. Alle standen unbeweglich. Nur die Secundanten rafften die Schläger zusammen und warfen sie in eine finstere Kammer, und unser Student, der als Zeuge seinem Stammgenossen noch seidene Stränge über die Pulsadern der Hand legte, sprang schnell an die Thür und öffnete. Eine kleine Gestalt im Mantel und runden Hut trat herein, es war der Erbprinz. Er nahm den Hut ab, sein Gesicht sah etwas bleicher aus als gewöhnlich, aber er begann mit ruhiger

Haltung: „Ich bin heimlich hergekommen; ich bitte die Anwesenden mir zu erlauben, daß ich mir selbst Genugthuung hole, und ich bitte Sie Nachsicht mit mir zu haben, wenn ich mich in dem Brauch ungeübt zeige, denn es ist das erste Mal, daß ich mich versuche.“

Es entstand eine Stille, so tief, daß man das leise Schwirren des Rappiers hörte, welches in eine Ecke geschleudert war, alle Anwesenden empfanden, daß dies ein wackeres Thun war. Nur Beppo, der Markomanne, stand bestürzt und begann: „Schon deine Gegenwart genügt, die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, ich bestehe darauf, daß nicht umgeworfen wird, was beschlossen ist,“ und leiser fügte er hinzu: „Ich beschwöre Ew. Hoheit, nicht das Unnöthige zu thun, es ladet uns allen eine Verantwortung auf, die wir nicht übernehmen dürfen.“

Der Prinz erwiderte fest: „Du hast dein Versprechen erfüllt, ich werde dir für den Willen ebenso dankbar sein, als für die That. Aber ich bin entschlossen.“ Und er zog seinen Rock aus und sagte: „Legt mir die Binden an.“

Der Secundant des Arminen wandte sich zum Unparteiischen. „Ich bitte, den Gegner zur Eile zu mahnen, wir sind nicht hier, um Artigkeiten zu wechseln; will sich der Prinz selbst Genugthuung holen, wir sind bereit.“ Die Markomannen rüsteten den Prinzen, und man darf den tapfern Gesellen das Zeugniß nicht versagen, sie thaten es mit so inniger Ehrerbietung und ängstlicher Sorgfalt, als ob sie in der That Krieger

des Volksstammes wären, dessen Namen sie trugen, und ihr junges Königskind zum tödtlichen Einzelkampfe stellen sollten.

Der Prinz trat auf den Kreidestrich, seinem Secundanten, einem harten Balafre, zitterte die Waffe in der Hand, als er sich neben ihm auslegte. „Gebunden — Los!“ Die Klingen sausten in der Luft. Der Prinz hielt sich nicht schlecht, eine lange Gewöhnung, sich vorsichtig zu beherrschen, kam ihm zu gut, er vermied, gefährliche Blößen zu geben, und sein Secundant zog sich eine herbe Warnung des Unparteiischen zu, weil er ohne Rücksicht auf seine eigenen Glieder im Bereich des feindlichen Stahles lag. Der Armine war an Kraft und Kunst weit überlegen, aber er gestand später seinen nächsten Freunden, es sei ihm doch störend gewesen, das Fürstenkind leibhaftig im Bereich seines Schlägers zu sehen. Nach dem vierten Gange strömte das Blut von Ufs breiter Wacke auf das Hemd. Sein Secundant forderte Fortsetzung des Kampfes, der Unparteiische erklärte den Streit für beendet. Der Prinz stand still auf seinem Platz, jetzt entfiel der Schläger seiner Hand, und ein leises Zittern bewegte die Finger, aber sein Mund lächelte, und es war ein guter Ausdruck in den frohen Zügen. Ein Knabe hatte durch die ernste Viertelstunde das Selbstgefühl eines Mannes gewonnen. Bevor der Prinz sich zu seinem Gegner wandte, fiel er dem Markomannen um den Hals und sagte: „Jetzt kann ich dir von Herzen danken.“ Der Unparteiische

führte ihn zum Gegner, der unwillig vor dem Doctor stand, und doch auch ein Rächeln nicht unterdrücken konnte, das ihm weh genug that, und beide reichten einander die Hände. Nun traten auch die Arminen grüßend zu dem Prinzen, während der Unparteiische in den Saal rief: „Zweiter Fall.“

Aber der Prinz, der seinen Mantel wieder umgethan hatte, ging zu dem Leiter des Zweikampfes und begann: „Ich kann nicht fortgehen ohne eine große Bitte auszusprechen. Ich bin unglücklicher Weise die Veranlassung des peinlichen Vorfalles gewesen, welcher jetzt die Studentenschaft entzweit, ich weiß wohl, daß ich gar kein Recht habe, hier einen Wunsch zu äußern, aber es wäre mir eine freudige Erinnerung für immer, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Versöhnung und Friede beschloffen würde.“

Von seinen Markomannen hätte er in diesem Augenblick das Schwerste fordern dürfen, aber auch die Andern standen unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Erlebnisses. Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, sogar der Unparteiische rief mit lauter Stimme: „Der Prinz hat ein gutes Wort gesprochen.“ Die düstern Blicke Einzelner wurden nicht beachtet, die Secundanten und Senioren beriethen in der Mitte des Saales, das Resultat war, daß die schwebenden Forderungen zunächst zwischen den Anwesenden ausgeglichen und eine allgemeine Versöhnung eingeleitet wurde.

Der Prinz verließ, von den Markomannen umdrängt, das Haus und sprang in den Wagen, Krüger öffnete ihm die Thür des Schlafzimmers. Der Kammerherr war über die lange Ruhe seines jungen Herrn grade an diesem Morgen sehr verwundert; als er nach der Meldung des Kammerlafaien zum Frühstück eintrat, fand er seinen Prinzen behaglich am Tisch sitzen. Nachdem Krüger hinausgegangen war, begann der Prinz: „Das Duell ist abgemacht, Weidegg, ich habe mich selbst geschlagen.“ Der Kammerherr stand erschrocken auf. „Ich sage Ihnen das, weil es Ihnen doch kein Geheimniß bleiben würde. Ich hoffe, der Streit unter den Studenten wird damit abgemacht sein. Sprechen Sie mir nichts dagegen, und regen Sie sich selbst nicht auf, ich habe gethan, was ich für Recht hielt, oder doch für das kleinste Unrecht, und ich bin froher als ich seit langer Zeit war.“

Die Häupter der Markomannen hatten von den übrigen Anwesenden das Wort erbeten, daß die einzelnen Vorgänge dieses Morgens nicht verbreitet werden sollten, und man muß annehmen, daß Jedermann sein Wort gehalten habe. Dennoch flog durch Universität und Stadt blickschnell die Kunde, daß der Prinz selbst durch wackeres Verhalten die Händel ausgeglichen habe. Und der Kammerherr erkannte aus frohen Andeutungen der Markomannen und aus den freundlichen Grüßen, welche sein junger Herr auf der Straße erhielt, noch mehr aber aus der veränderten Haltung des Prinzen

selbst, daß das heimliche Duell doch eine gute Seite gehabt hatte, und das versöhnte ihn ein wenig mit dem ärgerlichen Ereigniß.

Als der Prinz einige Zeit darauf das Haus des Rectors betrat, wurde er in das Arbeitszimmer geführt und Werner begrüßte ihn lächelnd. „Ich war genöthigt, meiner Regierung über die letzten Vorfälle zu berichten und, gemäß der übereinstimmenden Aussage der vorgeladenen Studenten beizufügen, daß Ew. Hoheit Dazwischentreten wesentlich dazu beigetragen hat, den Frieden wieder herzustellen. Mir ist der Auftrag geworden, Ihnen dafür warme Anerkennung der akademischen Behörde auszusprechen. Persönlich erlaube ich mir dem Wunsch Worte zu geben, daß Alles, was Ew. Hoheit in diesen Tagen erlebt, Ihnen immer eine angenehme und fruchtbare Erinnerung sein möge.“

Als der Prinz sich vor Frau Ilse verneigte, sagte er leise: „Es ist Alles gut gegangen, ich danke.“ Ilse sah stolz auf ihren jungen Herrn, und doch war die lange Unsicherheit der letzten Tage nicht ganz von ihr genommen, und sie war dem Prinzen gegenüber stiller als gewöhnlich.

Alles gestört.

Der Frühling flog lustig durch das Land. Die Blüthensträucher und die Beete der Gärten prangten stolz in den Farben ihrer Verbindung, in diesem Jahre sangen wirklich Staare in den Kästen des Herrn Hahn, und auf der Waldwiese vor dem Garten des Herrn Hummel freuten sich Hahnenfuß und wildeer Lauch der feuchten Wärme. Den akademischen Bürgern wurde es eine behagliche Zeit, die Händel des Winters waren abgethan, die Bedelle zogen um zehn Uhr das Nachtcamisol an, und die Vorlesungen der Herren Professoren liefen gemüthlich nebeneinander hin wie Mühlräder bei hohem Stande des Wassers.

Auch der Rector genoß die Ruhe, und sie war ihm zu gönnen, denn Ilse sah besorgt, daß seine Wange hagerer war als sonst, und daß am Abend zuweilen eine Ermüdung über ihn kam, die er früher nicht gekannt. „Er sollte auf einige Monate sein Arbeitszimmer verlassen,“ rieth der Arzt, „das würde ihm wieder für Jahre die Spannung geben, jedem Gelehrten thut zwei, drei Mal im Leben solche Erfrischung Noth, eine Reise wäre die beste Cur.“

Felix lachte dazu, aber die Hausfrau bewahrte den Rath in treuem Gemüth und suchte unterdeß den Gatten so oft als möglich von seinen Büchern in das Freie zu entführen. Auch heut zog sie ihn am Arm durch Wald und grüne Wiesen. Sie wies ihm Schmetterlinge, die über den Feldblumen flatterten, und Vögelschwärme, welche in der warmen Luft dahinzogen. „Jetzt ist die Zeit deiner Unruhe, von der du mir einst erzählt hast, fühlst du nichts davon?“

„Ja,“ sagte der Professor, „und wenn du mit mir ziehen willst, so machen wir wenigstens in Gedanken eine gemeinsame Reise in die Ferne.“

„Du willst mich mitnehmen?“ rief Alse erfreut. „Ich bin wie ein Murrelthier, ich kenne nur die Höhle, aus welcher mein Herr mich geholt, und den Deckel des Kastens, in dem er mich füttert. Darf ich wünschen, so fordere ich mir Eisberge, welche hoch über die Wolken ragen, und Abgründe, die steil ins Unermeßliche fallen. Aber aus den Bergen steige ich hinab zu Delbaum und Orange, seit Jahren habe ich von den Menschen gehört, welche dort gelebt haben, euch allen lacht das Herz, so oft ihr von dem blauen Meer und der Herrlichkeit alter Städte redet. Das möchte ich sehen, deine Worte dazu hören und die Freude fühlen, die du beim Wiedersehn von allem hast, was dir dort lieb geworden ist.“

„Gut,“ versetzte der Professor, „also die Alpen, dann bis Neapel. Ich habe nur zuerst einige Wochen in Florenz für den Tacitus zu arbeiten.“

„Hui,“ dachte Ilse, „da ist der Codex wieder.“

Sie saßen unter der großen Eiche nieder, einem Riesen des Mittelalters, der das neue Baumgeschlecht im Stadtwald überragte, wie die Ruppel Sanct Peters die Dächer und Thürme der heiligen Stadt. Und unter dem hohen Laubgewölbe, zu dem Ilse gern die Schritte lenkte, machten sie lustige Reisepläne zu Pinien und Cactushecken.

Als sie aus dem Gehölz in eine nahe Lichtung traten, sahen sie unter den Wiesenblumen die Livree eines Lakaien, sie erkannten den Prinzen mit seinem Begleiter, neben ihnen einen Wirth aus dem nächsten Dorfe. Die Herren traten grüßend heran. „Hier wird ein Anschlag gegen einige Stunden Ihrer Muße gemacht,“ rief der Kammerherr dem Professor zu, und der Prinz begann: „Ich habe den Wunsch, einige Herren und Damen von der Universität ins Freie zu bitten, da ich hier doch nicht die Freude haben kann, sie in eigenem Hause zu sehen. Es soll keine große Gesellschaft sein, und so ländlich als möglich. Wir haben an diesen Platz gedacht, weil die gnädige Frau ihn öfter gerühmt hat. Und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir noch mit gutem Rath aushelfen wollen, wie die Sache am besten einzurichten ist.“

„Wenn Ew. Hoheit den Frauen eine Freude machen will, so laden Sie auch die Kinder ein. Ist es zugleich ein Kinderfest, so sind Hoheit sicher, daß es Allen eine gute Erinnerung hinterläßt.“

Das wurde angenommen. Es erschienen zierliche Einladungen, durch welche Rector und Decane und die Herren Professoren, mit denen der Prinz persönlich bekannt war, nebst ihren Familien für ein Fest im Freien geworben wurden. Der Gedanke fand bei Großen und Kleinen Beifall, und unter den Bekannten der Frau Professorin regte sich frohe Erwartung.

Auch Laura hatte eine Einladung erhalten, und ihre Freude war groß. Als sich aber am Abend ergab, daß der Doctor nicht eingeladen war, wurde sie unwillig.

„Mir fällt nicht ein, seinen Anwalt zu machen,“ sagte sie zu Ilse, „doch er ist genau in meiner Lage: wenn man mich um deinetwillen eingeladen hat, so mußte man deines Mannes wegen auch ihn auffordern. Daß man dies veräuht hat, ist eine Taktlosigkeit oder etwas Schlimmeres. Und da er nicht gebeten ist, bin ich entschlossen, auch nicht zu gehen. Denn Fritz Hahn mag sonst sein wie er will, eine Nichtachtung hat er von diesen vornehmen Leuten nicht verdient.“

Vergebens suchte ihr Ilse auseinander zu setzen, daß der Doctor dem Prinzen, von dem doch die Einladung ausgehe, keinen Besuch gemacht. Laura blieb eigenmächtig und versetzte: „Du bist ein bereiteter Bertheidiger deines Prinzen und in den Gebräuchen vornehmer Leute besser bewandert, als ich dir zugetraut hätte. Ich aber werde zum Feste schulkrauk, darauf verlaß dich. Wenn nicht anging, den drüben zu laden, so geht es bei mir auch nicht an. Sage aber dem Doctor nichts davon, damit

Fritzchen sich nicht etwa einbildet, ich thäte es ihm zu Liebe, es ist nicht Freundschaft für ihn, sondern Bosheit gegen die Hofherrn.“

An einem Sonntag fuhr zuerst ein großer Fourgon mit Krüger und einem Koch in die Nähe der großen Eiche, Equipagen des Prinzen holten die Herren und Damen, ein Omnibus mit Guirlanden und Kränzen verziert lud die Kinder der Familien zusammen. Auf der Wiese war ein Zelt errichtet, seitwärts durch Gebüsch verdeckt eine Breterhütte mit improvisirtem Kochheerd; eine Musikbande saß versteckt im Walde und empfing die ankommenden Familien. Der Prinz und sein Kammerherr begrüßten an der Waldecke und geleiteten zum Mittelpunkt des grünen Festraums, wo ein ungeheures Werkstück höchster Bäckerkunst den Leuchtturm bildete, in dessen Nähe man sich vor Anker legte. Bald verrieth Geflirr der Tassen, daß man sich der unvermeidlichen Vorbereitung zu gemüthvoller deutscher Fröhlichkeit hingab. Im Anfang waren die Geladenen feierlich, das Ungewöhnliche des arrangirten Festes verursachte Erwägung. Als aber Raschke seine Rockschöße faßte und sich im Grase lagerte, als die anderen Herren ihm folgten und dargebotene Cigarren anzündeten, bekam die Wiese ein theokritisches Aussehen. Da saß der Rector auf dem Rasen, die Beine wie eine Türke zusammen geschlagen, daneben der Consistorialrath auf einem Stuhle und etwas entfernt auf einem abgeschlagenen Baumstamm der immer noch

feindliche Struvelius, mit seinem starrenden Haar und der schweigsamen Weise, dem kummervollen Geist der alten Weide ähnlich. Abseits von ihnen aber thronte auf einem alten Ameisenhaufen, über den er sein Taschentuch gebreitet hatte, Magister Knips, er hielt seinen runden Hut ehrerbietig unter dem Arm und stand auf, so oft der Prinz in seine Nähe trat. Unterdeß war der Prinz bemüht, die Damen zu unterhalten, seit den letzten Vorfällen des Winters war er ohnedies Liebling der Frauen, heut eroberte er vollends durch verlegene Anmuth die Herzen der Mütter und Töchter. Er sprach verbindlich mit jeder Einzelnen, winkte den Lakaien, wo es fehlte, war um alles besorgt und lachte über sich selbst, wenn er nicht Bescheid wußte. Alse und er arbeiteten im stillen Einverständniß einander in die Hände, der Frauenvelt Liebenswürdiges zu erweisen, Alse, gehoben von dem Gedanken, daß ihr Prinz den Leuten so gut gefalle, und der Prinz im Herzen selig über die kleine gemeinſame Arbeit, die er mit der Frau Rectorin besorgte.

Noch nie hatte er sich ihr so vertraulich nahe gefühlt, als heut. Er sah nur sie, er dachte nur an sie. Im Geschwirr der Redenden, unter den Klängen der Musik lauschte er auf jedes Wort aus ihrem Munde. So oft er zu ihr trat, empfand er das warme Leben der schönen Frau wie einen wonnigen Zauber. Sie faßte nach einem Baumblatt, ihr Spitzenärmel streifte sein Gesicht, und von der Berührung des feinen Ge-

webes röthete sich ihm die Wange. Ihre Hand ruhte einen Augenblick auf der seinen, als sie ihm einen bunten Käfer darbot, und er fühlte den flüchtigen Druck wie einen Schlag im Herzen. „Der Käfer weiß Ew. Hoheit Zukunft. Sie dürfen ihn fragen: Liebes Marienvögelein, wie lange werd' ich lustig sein? ein Jahr, zwei Jahr und so fort, bis er entfliegt.“ Der Prinz begann den Spruch, aber er war noch nicht bis zum ersten Jahr gekommen, als der Käfer davonsflog. „Das gilt nicht Ihnen,“ tröstete Ilse lachend, „der Kleine war noch böse auf mich.“ „Lieber will ich das Unglück tragen,“ versetzte leise der Prinz, „als daß es Ihnen naht.“ Da nun Ilse, betroffen durch den innigen Klang seiner Worte, sich zu den Frauen wendete, hob er verstohlen das Tuch auf, welches ihr von der Schulter geglitten war, und drückte es hinter dem Baum an seine Lippen.

Lauter wurde die junge Welt, als aus der Hütte hinter dem Busch zwei Männer heraustraten mit rothem Rock und Trommel und die Jugend zu einem Bogelschießen einluden. Der Kammerherr nahm die Aufsicht über die Knaben, Ilse über die Mädchen, Jäger und Sakai halsen bei den Armbrüsten, die Bolzen knallten ohne Aufhören gegen den Leib der aufgerichteten Vögel, denn das Treffen war bequem gemacht, und wer nicht grade schoß, konnte Preise bewundern, welche auf zwei Tischen ausgestellt waren. Es ging Alles schnell, wie bei einem Hoffest schicklich ist, die Sakaien durchwander-

ten unaufhörlich die Gesellschaft mit jeder denkbaren Erfrischung, die Splitter der Vögel fielen wie Hagel, und der Prinz vertheilte die Preise an die Kinder, die ihn umdrängten. Bertha Masche wurde Schützenkönigin, ein kleiner Consistorialrath ihr Mitregent. Tauchzend zogen die Kinder mit ihren Geißen hinter den Trommlern her bis zu einer langen Tafel, wo ihnen eine Mahlzeit bereitet war. Sie mußten nieder sitzen, in der Mitte König und Königin. Jäger und Lakaien trugen die Gänge eines langen Soupers auf. Der Kammerherr hätte nichts Besseres erfinden können, die Eltern zu verbinden, auch die Väter traten hinter die Stühle und freuten sich innig, wie die Kleinen aus den Krystallgläsern unschädlichen Wein tranken und selig aus rosigten Gesichtern die gemalten Teller und silbernen Aufsätze der Tafel anstauten. Bald wurden sie lustig, zuletzt erhob sich sogar der kleine Consistorialrath und brachte die Gesundheit des Prinzen aus, alle Kinder schriegen Hoch, die Trommler trommelten, die Musik fiel ein und die Eltern umstanden dankend den Festgeber. Ilse aber brachte eine Schärpe getragen, welche die Frauen von Feldblumen geflochten hatten, und bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm die Schärpe anzulegen. Er stand unter den frohen Menschen selbst gehoben durch die harmlose Freude, welche die Andern erfüllte, und durch die achtungsvolle Neigung, welche ihn aus allen Augen ansah. Mit stummem Dank blickte er zu Ilse herüber und ohne

Veranlassung wurden ihm die Augen feucht. Und wieder schrien die Kinder ihr Hoch und die Trommler wirbelten.

Da sprengte ein Reiter in fremder Livree aus dem Walde heran, der Kammerherr trat bestürzt zu dem Prinzen und überreichte ihm einen Brief mit schwarzem Siegel. Der Prinz eilte in das Zelt, der Kammerherr folgte ihm.

Der junge Herr hatte bei Feldblumen kein Glück. Die Festfreude war dahin, die Gesellschaft stand theilnehmend und unsicher in Gruppen um das Zelt. Endlich trat der Kammerherr heraus; während er sich an den Rector wandte und die Anwesenden ihn umdrängten, sah Ilse den Prinzen an ihrer Seite, tiefe Trauer im Angesicht. „Ich bitte Sie mich bei den Damen zu entschuldigen, wenn ich mich sogleich entferne. Der Gemahl meiner Schwester ist nach kurzer Krankheit gestorben, und meine arme Schwester ist sehr unglücklich geworden.“ Der Schmerz zuckte in seinem Gesicht, als er fortfuhr: „Ich selbst habe meinen Schwager wenig gekannt, aber er war gegen meine Schwester sehr gut, und sie fühlte sich bei ihm glücklicher als je in ihrem Leben. Sie schreibt mir in Verzweiflung, und das Unglück ist für sie ganz unsäglich. Wie die Verhältnisse sind, wird sie an ihrem jetzigen Wohnort nicht bleiben dürfen, ich sehe voraus, daß sie wieder zu uns zurückkehren muß. Das ist unser bitteres Schicksal, nirgend ruhig bleiben, immer wieder gewaltsam herausgerissen

werden. Und ich weiß, mich wird ein ähnliches Unglück treffen. Ich fühle mich jetzt hier wohl, Ihnen darf ich das gestehen, auch mir macht dieser Todesfall Vieles unsicher, ich ahne, er wird auch mich von hier fortziehen. Ich reise morgen auf einige Tage zu meiner Schwester, denken Sie mit Theilnahme meiner.“ Er verneigte sich und trat in das Zelt zurück, in den nächsten Minuten rollte sein Wagen der Stadt zu.

Ilse eilte zu ihrem Gatten, dem vom Kammerherrn die Bitte ausgesprochen war, bei der Gesellschaft seine Stelle zu vertreten. Man beschloß sogleich aufzubrechen. Die Kinder wurden in die Wagen gesetzt, die Erwachsenen kehrten in ernstem Gespräch zur Stadt zurück.

Unterdeß saß die schulfranke Laura in ihrem Stübchen und stöberte unter den alten Lieberdrucken. Nach jener Begegnung im Dorfgarten war sie mit Schrecken zu der Erkenntniß gekommen, daß die Tage ängstlicher Sorge um den Doctor ihren Schatz sehr vermindert hatten, wohl ein Duzend — und nicht der schlechtesten — war leidenschaftlich hinübergeschleudert, die Schnüre, an welchen sie das Sammlerherz drüben festhielt, drohten dünn zu werden. Deshalb war das Trinklied für längere Zeit die letzte Spende geblieben. Heut aber, wo Fritz eine Behandlung erfahren hatte, welche ihr mehr Kummer machte als ihm selbst, mußte sie auf einen kleinen Trost für ihn denken.

Ein schwerer Tritt auf der Treppe störte die Wahl. Laura hatte kaum Zeit ihren Schatz in die geheime

Schublade zu werfen, als schon die schwere Hand des Herrn Hummel auf die Klinke drückte. Das war ein seltener Besuch und Laura empfing ihn mit der Ahnung, daß er auch heut nicht ohne ernste Veranlassung erfolge. Herr Hummel trat dicht vor seine Tochter und betrachtete sie sorgfältig, als wäre sie eine neue pariser Erfindung. „Du hast also Kopfschmerz und konntest die Einladung nicht annehmen? Das bin ich an meiner Tochter nicht gewöhnt. Bei deiner Mutter kann ich nicht verhindern, daß ihr Gefühl zuweilen in das Gehirn steigt, von deinem Kopf fordere ich, daß er unter allen Umständen frei bleibe. Weshalb bist du also der Einladung nicht gefolgt?“

„Es wäre mir ein unerträglicher Zwang gewesen,“ sagte Laura.

„Ich verstehe,“ versetzte Herr Hummel. „Ich bin nicht sehr für Fürsten, ich bin auch nicht gegen sie. Ich kann nicht finden, daß sie einen größeren Kopf haben als andere Leute, und ich bin deshalb veranlaßt, sie als einfache Kunden der bürgerlichen Gesellschaft zu betrachten, welche nicht immer Numero eins weder sind noch tragen. Jedoch, wenn dich ein Prinz mit andern anständigen Personen zu einem ehrbaren Sommervergnügen einladet, und du dich weigerst, so frage ich als Vater nach dem Grund, und zwischen dir und mir soll jetzt von Kopfschmerz keine Rede sein.“

Laura erkannte an dem unwirschigen Blick des Vaters, daß er noch Anderes im Schilde führte. „Wenn du die

Wahrheit wissen willst, ich mache dir kein Geheimniß daraus. Ich bin nicht meiner selbst wegen eingeladen, denn was liegt den Leuten an mir, sondern als Tischinventarium unserer Hausgenossen."

"Das wußtest du doch auch, als die Einladung ankam, und damals fuhrst du vor Freude in die Höhe."

"Mir ist der Gedanke erst nachher gekommen."

"Als du erfuhrt, daß der Doctor von drüben nicht geladen war," sagte Hummel. "Deine Mutter ist eine sehr brave Frau, vor der ich alle Hochachtung habe, aber ihr begegnet zuweilen, das man ihr ein Geheimniß abschrauben kann. Wenn du also etwas spintirirst, was weder die Welt noch dein Vater erfahren soll, so wird es klug sein, das Niemandem anzuvertrauen, weder in unserm Hause noch in einem andern."

"Gut also," rief Laura entschlossen, "wenn du es gemerkt hast, so höre es noch einmal von mir. Ich bin ein Bürgerkind wie Fritz Hahn drüben, er ist öfter als ich mit den Herren vom Hofe zusammengetroffen; daß man auf ihn keine Rücksicht nahm, hat mir klar gemacht, daß man meinesgleichen als eine überflüssige Zugabe betrachtet."

"Also der drüben ist deinesgleichen?" frug Herr Hummel, "das grade war es, was ich dir ausreden wollte. Ich möchte nicht, daß du deine Gefühle nach den Wettergläsern von dort drüben einrichtest. Ich möchte nicht, daß Hahn junior auf den Gedanken käme, einmal einen Schwibbogen über die Gasse zu bauen, und in Schlaf-

schuhen von einem Haus in das andere zu wandeln. Der Gedanke gefällt mir nicht. Ich will dir nur einen Grund anführen, der mit meinem alten Jorn gar nichts zu thun hat. Er ist seines Vaters Sohn, und er hat keine rechte Courage für das Leben. Wer aushalten kann, Jahr für Jahr in dem Strohnest zu sitzen und Bücher aufzuklappen, der wäre, wenn ich mich als Mädchen betrachte, nicht mein Mann. Es ist möglich, daß er sehr gelehrt ist und grade die Dinge weiß, um die sich andere Menschen wenig kümmern, ich habe aber noch nicht gehört, daß er sich dadurch etwas Ordentliches verdient hat. Deshalb, wenn geschehen könnte, was nicht geschehen wird, so lange das Grundstück drüben ein Hühnerhof ist, wenn ich Heinrich Hummel zugeben wollte, daß mein einziges Kind vor der weißen Muse Strümpfe strickt, so wäre dies für mein Kind selbst ein Unglück. Denn du bist meine Tochter. Du bist innerlich eben so sehr ein Dickkopf wie ich von außen, und wenn du unter solche schwachherzige Leute geräthst, wirst du sie jämmerlich unterbuttern, und du selbst wirst darüber unglücklich werden. Deshalb also bin ich der Meinung, daß dein Kopfschmerz eine Narrheit war, und ich wünsche nie wieder von Leiden dieser Art zu hören. Guten Tag, Fräulein Hummel.“ Er schritt zur Thür hinaus und brummte auf der Treppe: „Blühe, liebes Weibchen, das ich selbst erzog.“

Laura saß am Schreibtisch und stützte das schwere Haupt mit beiden Händen. Das war ein fürchterlicher

Auftritt, die Reden des gewaltthätigen Vaters rissen ihr die Seele wund. Aber in seiner höhnenenden Betrachtung des Nachbarnsohnes war doch eine Wahrheit, die ihr selbst schon wie eine feindliche Spinne über die bunten Blätter ihrer Theilnahme gekrochen war. Er mußte hinaus in die Welt. Unten die Freunde dachten daran in die Ferne zu ziehen, ach, sie selbst war ein armer Vogel, der vergebens aufplatterte, weil die Fessel am Fuß zurückhielt. Er aber konnte sich lösen. Sie verlor ihn aus der Nähe, sie verlor ihn vielleicht für immer, aber das durfte sie nicht hindern, ihm die Wahrheit zu sagen. Hastig fuhr sie unter die alten Druckblätter, mit Mühe fand sie ein Reiselied, welches allerdings nicht recht auf den Doctor paßte, insofern es die Gefühle eines recht lüderlichen Landstreichers aussprach. Das Lied war schlimm, aber es gab nichts Besseres, unsre Vorfahren fanden, sofern sie sich nicht grade der Wegelagererei befleißigten, geringes Vergnügen auf der Landstraße. Der Brief mußte das Beste thun. Sie schrieb also: „Die Sommervögel fliegen, auch die sehnstüchtigen Träume der Menschen suchen die Ferne. Zürnen Sie nicht, wenn der Absender Sie bittet, etwas von der Stimmung dieses losen Liedes in Ihr eigenes Leben aufzunehmen. Für Sie ist die Heimath zu eng, Ihr Werth wird hier nicht erkannt, wie Sie verdienen. Sie selbst entbehren in dem stillen Hause der Eltern die Erfahrungen, welche der Mann gewinnt, wenn er sich durch eigene Tüchtigkeit ein neues Leben formt. Wohl weiß ich, daß Ihre

höchste Aufgabe immer sein wird, durch Schriftwerke Ihre Wissenschaft zu fördern. Das vermögen Sie überall zu thun. Aber Sie sollten doch nicht verschmähen, auch im persönlichen Verkehr auf Jüngere lehrend zu wirken und sich selbst an den Kämpfen Ihrer Zeit thätig zu betheiligen. Auf, Herr Doctor, auch Ihnen singt hier der unbekannte Vogel sein Wanderlied. Mit Schmerz werden die Zurückbleibenden Sie missen."

Zu derselben Stunde saß Gabriel in seiner Kammer und bürstete die letzten Stäubchen von dem Festgewand, das er über den Stuhl gebreitet hatte, zu seinen Füßen leckte sich der rothe Hund die Pfote und ließ zuweilen leises Geknurr hören, das fast wie ein Seufzer klang. Gabriel betrachtete unzufrieden den Hund. „Schöner bist du im letzten Winter nicht geworden und besser auch nicht. Dein tückisches Dasein ist nur auf deine Schüssel und die Beine der Vorübergehenden gerichtet. Ich wüßte nicht, daß einmal ein Hund der Menschheit so verhaßt gewesen wäre, wie du, und kein Hund hat diesen Haß so verdient. Deine einzige Freude ist zu verachten, was wohlauständig ist. Denn was ist dir der liebste Festtag? wenn es geregnet hat und die Pfützen auf dem Wege stehen und ein Sonnenblick die Leute verführt in den Wald zu spazieren. Dann lauerst du auf der Stein-
 treppe, und kommt ein junges Mädchen vor deine Augen in recht hellem Sommerkleide, dann springst du mit einem Satz vor ihr in die Pfütze wie ein Frosch, daß ihr Kleid bis an den Hals bespritzt wird, und ich eine

Droschke holen muß, worin die Person nach Hause fährt. Was hat dir gestern der fliegende Cigarrenhändler gethan? Sein Kasten stand auf einer Bank am Garten des Herrn Hummel, und das Geschäft versprach gut zu werden wegen der Mücken im Thale, aber da wurdest du Bösewicht hämisch. Der Cigarrenmann tritt zwei Schritt von seinem Kasten zu einem Bekannten, du springst gegen das Butterbrot, das auf dem Kasten liegt, dabei mit allen vier Beinen auf das Glas; die Glasscheiben brechen, die Splitter mischen sich mit den Cigarren, du trampelst Glas und Stinkadorea zu einem Brei und fährst in das Haus zurück. Du hast es durchgesetzt, Scheusal, dein Herr hat den Cigarrenmann angefahren, als dieser gegen dich klagte, und der Mann hat seinen Kram aufgepackt und ist mit einem Fluch von unserm Hause weggezogen. Auf welchem Nachtwegen bist du seitdem dahingefahren? Kein Auge hat dich gesehen.“ Er beugte sich zu dem Hunde nieder. „Also diesmal ist dir's wirklich ins Fleisch gegangen, es ist mir lieb zu merken, daß du nicht nur Andern schaden kannst, sondern auch dir selbst.“ Gabriel sah nach der Pfote und zog einen Glassplitter heraus. Der Hund blickte ihn winselnd an.

„Wenn ich nur wüßte,“ fuhr Gabriel kopfschüttelnd fort, „was der Hund an mir findet. Sind es die Knöchel oder weiß er einen schlechten Streich von mir, der ihm Spaß macht? Er haßt alle Welt, knurrt auch gegen seinen Hauswirth, nur zu mir kommt er auf Be-

such und benimmt sich wie ein guter Kamerad. Und noch verrückter ist er zu meinem Rector. Ich glaube nicht, daß Magnificenz viel von dem Leben Speihahns weiß. So oft dieser Unhold aber meinen Professor sieht, guckt er ihn aus seinem Haargebüsch schlau an und thut sein Aeußerstes, er wedelt mit der Quaste. Und wenn der Herr nach der Universität geht, läuft er hinter ihm her wie ein Lamm hinter seiner Mutter. Wie kommt er dazu, seine schwarze Seele grade auf meinen Gelehrten zu richten? Was will er von unserer Wissenschaft? Sie glauben doch nicht an dich, Junker Speiteufel.“ Er sah sich mißtrauisch um und fuhr schnell in seinen Rock. Im Sonntagsstaat trat er vor die Hausthür. Bei Hahns war Niemand zu Hause, denn Dorchens Gesicht sah aus dem Fenster der Putzstube. Sie lächelte und nickte, Gabriel faßte ein Herz und schritt in den feindlichen Hausflur. Die Zimmerthür öffnete sich, Dorchchen knixte auf der Schwelle und Gabriel begann die Thür in der Hand feierlich: „Wenn ich an diesem schönen Tag das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen auszugehen, so würde er mir noch angenehmer.“

Dorchchen erwiderte, an der Schürze zupfend: „Ich muß als Hausunke hier sitzen, aber das darf ja Sie nicht hindern.“

„Es fehlt mir dann die Heiterkeit,“ versetzte Gabriel mit einer Verbeugung, „denn ich muß doch immer an Sie denken, und da ich Sie jetzt selbst vor mir habe, ist mir das viel lieber, als das bloße Denken im

Freien. Wenn Sie mich also ein wenig hier dulden wollen —“

„Treten Sie doch näher, Herr Gabriel.“

„Nur auf die Thürschwelle,“ sagte Gabriel eintretend und hielt die offene Thür in der Hand. „Ich wollte Ihnen nur bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich die Nummer, von welcher Sie neulich geträumt haben, bei keinem Collecteur finden konnte, ich habe jedoch eine andere genommen, und ich habe sie von einem kleinen Betteljungen ziehen lassen, weil das Glück bringt. Es würde mich erfreuen, wenn Sie diese Nummer mit mir zusammen spielen wollten. Es ist viel, denn es ist ein ganzes Achtel.“

„Aber das wird ja keine gute Vorbedeutung, Gabriel,“ erwiderte Dorchchen in artiger Verlegenheit.

„Warum nicht, Fräulein? es war ein richtiger Betteljunge.“

„Nein, ich meine, wenn zwei zusammenspielen, die einander lieb haben.“

„Liebes Dorchchen,“ rief Gabriel näher tretend und faßte nach ihrer Hand.

Ein dumpfes Gegurgel unterbrach das Gespräch. Dorchchen fuhr erschrocken von ihm fort. „Das war wie ein Geist,“ rief sie.

„Dies ist unmöglich,“ tröstete Gabriel, „erstens bei Tage, zweitens in einem neuen Hause und drittens ist es mit Geistern überhaupt so so. Es war nur auf der Straße.“

„Mir ist ein rechter Trost, daß Sie hier sind,“ rief das furchtsame Dorchchen. „Allein sein in einem großen Hause ist immer schreckhaft.“

„Und zu zweien in einem kleinen ist immer lustig,“ rief Gabriel unternehmend, „ach, Dorchchen, wenn wir daran denken dürften.“

Wieder hörte man leises Gefrächz. „Es ist doch etwas hier,“ rief Dorchchen, „ich fürchte mich.“ Sie sprang von ihm weg in die Mitte der Stube. Gabriel ergriff eine Elle und suchte unter den Meubeln. „Also du bist's wieder,“ rief er zornig und fuhr mit der Elle unter das Sopha. In einem Satz und Schrei sprang Speihahn hervor und auf den nächsten Stuhl, vom Stuhle auf den Pfeilertisch, worauf die Stuhluhr stand, er schleuderte die Uhr herunter, stürzte mit einem unförmlichen Sprunge nach und fuhr durch den Thürriegel ins Freie.

Es war die Stuhluhr, es war das Hochzeitsgeschenk, Herr Hahn zog sie jeden Abend auf, bevor er zu Bett ging; sie hatte zwei Marmorsäulen mit vergoldeten Kränchen, das Uebrige war von amerikanischem Holz und stellte einen Triumphbogen vor. Jetzt lag das Kleinod in Trümmern, die Säulen gebrochen, das Holz zerborsten, das Zifferblatt zersplittert, in dem offenen Werke wirbelte ein einziges Rad mit fürchterlicher Schnelligkeit, alles Uebrige war regungslos und todt. Dorchchen stand entsetzt vor den Scherben und rang die Hände. „Das Scheusal,“ seufzte Gabriel, bemühte sich vergebens

um das verwüstete Kunstwerk, und suchte mit nicht besserem Erfolg sein armes Mädchen zu trösten, welche vor den Schrecken der nächsten Stunde zitterte.

„Mir hat geahnt, daß heut etwas passiren würde,“ rief Herr Hahn nach der Heimkehr, „ich hatte gestern zum ersten Mal vergessen, die Uhr aufzuziehen. Aber jetzt ist meine Geduld zu Ende und es soll ein Krieg mit dem drüben werden auf Leben und Tod.“ Drohend trat er auf das schluchzende Mädchen zu. „Bezeuge die Wahrheit,“ rief er, „das Gericht wird dein Zeugniß fordern, suche deine Rettung nicht in Heuchelei und Lüge. War er es, oder warst du es?“ Dorchon berichtete noch einmal dramatisch die ganze Missethat Speihahns, sie rückte an dem Sopha, als könnte sie den Hund leibhaftig hervorholen, sie gab die geöffnete Thür weinend zu und erklärte Gabriels Anwesenheit aus einer Anfrage, die er gethan. „Unglückliche,“ rief der zornige Hausherr, „ich sehe deine Verlegenheit, du warst es selbst, dein Gewissen peinigt dich. Wie kannst du beweisen, daß er unter dem Sopha war? Von deiner Seele fordere ich handgreiflichen Beweis.“

„Hier ist er,“ rief Dorchon, immer noch schluchzend und wies in tragischer Stellung mit der Hand auf den Boden.

Und ein Beweis war unter dem Sopha unverkennbar, obgleich nicht gut handgreiflich, der Hund hatte zurückgelassen, was seinen Namen so sicher bestätigte, als hätte er sein Petschaft auf den Boden gedrückt.

Jetzt gab auch Frau Hahn zornig den Befehl, welcher einer Hausfrau vor solchem Grenel ziemte.

„Untersteht euch nicht,“ rief Herr Hahn wieder, „hinweg mit Lappen und Tüchern, dies bleibt.“

„Aber Andreas,“ rief seine Frau.

„Dies bleibt, sage ich, es muß recognoscirt und viduirt werden. Holt sogleich Rothe und seine Frau, und wen ihr von sicheren Zeugen auf der Straße findet.“

Die Zeugen kamen und umstanden empört die Stätte des Verbrechens. Herr Hahn aber eilte an seinen Schreibtisch und schrieb einen kräftigen Brief an Herrn Hummel, worin er die Unthat berichtete, die Zeugen nannte, und drohend Schadenersatz forderte. Diesen Brief trug Rothe mit einem Bret, worauf die Trümmer der Uhr lagen, zu Herrn Hummel hinüber.

Hummel las bedächtig den Brief und warf ihn auf den Tisch. „Ich lasse Ihrem Herrn zu dem neuen Sommervergnügen gratuliren,“ sagte er kalt. „Tragen Sie diesen Präsentirteller sogleich wieder zurück, ich habe auf solchen Unsinn keine Antwort. Man mag thun, was man nicht lassen kann.“

Am nächsten Tage erhob wieder eine gerichtliche Klage ihr Medusenhaupt zwischen den beiden Häusern. Diesmal war auch Frau Hahn tief empört, und als sie am nächsten Tage Laura auf der Straße begegnete, wandte sie ihr gutmüthiges Gesicht zur Seite, die Tochter der Feinde nicht zu grüßen.

Laura aber erhielt die Antwort des Doctors auf

ihren Brief. Ein hübsches Gedicht rühmte das Glück des Elternhauses und als beste Freude des Nachbarn Töchterlein, welche der Dichter im Garten unter ihren Blumen sah, so oft er über den hohen Zaun blickte. Dann las sie folgende Worte: „Die Mahnung, welche so herzlich aus Ihren Zeilen spricht, hat auch in mir geklungen. Ich weiß, was meinem Leben fehlt. Meine Wissenschaft macht mir überhaupt unmöglich, in größeren Kreisen Anerkennung zu finden, welche die Freunde eines Gelehrten ihm zuweilen eifriger fordern, als er selbst; sie erschwert mir auch eine akademische Laufbahn, für welche ich jetzt auf einen zufälligen Ruf aus der Fremde angewiesen bin. Mit diesen Erwägungen werde ich leicht fertig. Aber die Beschaffenheit meiner Arbeiten nimmt mir auch alle Hoffnung, daß jemals äußere Erfolge das Hinderniß bewältigen werden, welches sich gegen die geheimen Wünsche meiner Seele aufgethürmt hat. Ich habe Stunden, wo selbst der große Gedanke seine Heilskraft verliert, daß Entbehren und Entsagen eine unerläßliche Bedingung für das Priesteramt ist, welches ich zu verwalten habe.“

„Armer Fritz!“ rief Laura, „ärmer noch ich selbst. Sein Priesteramt! — Weshalb muß er entbehren, weil er Sanscrit treibt? Nicht Muth fehlt diesen Gelehrten, wie der Vater schmäh't, aber die Leidenschaft. Sie sind selbst staublos und blutlos wie die alten Götter, von denen sie schreiben. Das knistert einmal in ihrem Leben und giebt einen Funken, und man hofft auf eine

mächtige Feuerflamme, aber sogleich ist wieder Alles gedämpft und durch kluge Erkenntniß zerdrückt." Sie sprang auf. „Ha, könnte ich den Fritz beim Haar packen und hineinwerfen in das wildeste Getümmel, wo er sich blutig durchschlägt, dem Vater trotzt und etwas Großes auf's Spiel setzt, um zu gewinnen, was er, wie er leise klagt, für sich begehrt. Fluch dieser stillen, klaren, gelehrten Luft, sie macht langweilig die in ihr athmen! Ihre stärkste Regung ist ein schmerzliches Achselzucken über uns andere Sterbliche oder über sich selbst." So zürnte die leidenschaftliche Laura in ihrer Dachstube, und wieder wurde ihr Papier von bittern Thränen befeuchtet, als sie in dem heroischen Vers Beruhigung suchte und die fremden Götter des Doctors ermahnte gegen die Lücke Speihahns zu Felde zu ziehen.

Leuchtender Indra und ihr, glanzvolle Gewalten des Aethers,
Welche dem Erdengeschlecht jemals segnend genahet,

Eilt zur Rettung herbei, denn arg umdrängt uns das Unheil.

Schwarze Gestalten der Nacht füllen den friedlichen Hof,

Scheiden vom Kinde den Vater; und breit auf der Schwelle
gelagert,

Amurret bethörenden Fluch töckisch der grenliche Mops.

Der Friede blieb gestört, nicht nur den Nachbarn der Parkstraße, auch dem jungen Herrn, an dessen Fest die Verwirrung eingebrochen war. Der Prinz wurde einige Wochen in der Fremde aufgehalten, nach seiner Rückkehr lebte er in der stillen Zurückgezogenheit, welche ihm durch die Trauer auferlegt war. Die Vorträge

auf seinem Zimmer wurden wieder aufgenommen, aber sein Platz an Ilse's Theetisch blieb leer.

Am Tage der akademischen Preisvertheilung brachte die Studentenschaft ihrem Rector einen großen Fackelzug. Durch die alten Straßen wogte der flammende Schein, die Fanfare tönte, kräftiger Männergesang brauste dahin, Giebel und Erker leuchteten in buntem Glanz, die Präsiden schwenkten lustig ihre Waffen, die Fackelträger spritzten die Funken gegen das andrängende Volk der Straßen. Der Zug wand sich in die Gasse am Thal, er hielt vor dem Hause des Herrn Hummel, wieder Musik und Gesang, eine Deputation betrat feierlich die Hausschwelle. Hummel sah stolz auf den langen Strom rothen Lichtes, welcher heransluthete und sich an der Masse seines Baues brach. Die ganze Ehre galt nur seinem Hause, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß Dampf und Rohe sich gleich vertheilten und das feindliche Dachgejins verklärten.

Oben beim Rector waren einige der nächsten Freunde versammelt, er empfing in seinem Zimmer die Führer der Studentenschaft zu Rede und Gegenrede. Während die Anwesenden nahe traten, die feierlichen Worte anzuhören, öffnete sich leise die Thür von Ilse's Zimmer; der Prinz trat ein. Ilse eilte ihm entgegen, er aber begann ohne Gruß: „Ich komme heut Ihnen Lebewohl zu sagen. Was ich ahnte, ist eingetroffen, ich habe den Befehl erhalten, zu meinem Vater zurückzukehren. Morgen werde ich mit meinem Begleiter

von dem Herrn Rector und Ihnen förmlichen Abschied nehmen, ich wollte Sie vorher auf einen Augenblick sehen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, habe ich keine Worte für das, was mich hertrieb. Ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit. Ich bitte Sie, mich nicht zu vergessen. Sie sind es, die mir diese Stadt lieb gemacht hat. Sie machen mir schwer von hier zu scheiden.“ Er sprach die Worte so leise, daß sie nur wie ein Hauch in Ilse's Ohr drangen, und er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern verließ das Zimmer so schnell wie er eingetreten war.

Draußen auf dem freien Platz an der Parkwiese warfen die Studenten ihre Fackeln zu einem großen Haufen, hoch fuhr die rothe Lohe in die Luft, der Dampf ballte sich bleigrau um die Wipfel der Bäume, er rollte an den Häusern entlang, drang durch die geöffneten Fenster und beengte den Athem. Niedriger wurde die Flamme, aus den verkohlten Bränden stieg dünner Rauch. Es war ein schnelles lustiges Roth, ein flüchtiges Feuer, verglommen, zerweht, nur Rauch und Asche blieben zurück. Aber Ilse stand noch immer am Fenster und sah traurig auf die leere Stelle.

Vor dem Drama.

„Er war ein Tyrann,“ rief Laura, „und sie hatte Recht, ihm nicht zu gehorchen.“

„Er that in harter Weise seine Pflicht, und sie ebenso die ihre,“ versetzte Ilse.

„Er war ein querköpfiger engherziger Bursch, der zuletzt gedemüthigt wurde, sie aber eine edle Heldin, die alles wegwarf, was ihr auf Erden lieb war, um mit großem Herzen die höchste Pflicht zu üben,“ rief Laura.

„Er hat gehandelt in dem Zwange seines Charakters, wie sie nach dem ihren. Sie war stärker als er und ging siegreich in den Tod, ihn zerbrach das Gewicht seines Thuns, da er lebte,“ entgegnete Ilse.

Die Charactere, über welche die Frauen sprachen, waren Antigone und Kreon.

Der Professor hatte an einem Herbstabend die Tragödien des Sophokles auf den Tisch seiner Frau gelegt. „Es ist Zeit, daß du die schönste Dichterkraft des Alterthums in ihren Werken verstehen lernst.“ Er las vor und erklärte. In den stillen Frieden des deutschen Hau-

ies schwebten die hohen Gebilde der attischen Bühne. Ise hörte Fluch und herzerschütternde Klage um sich her, sie sah ein dunkles Verhängniß einbrechen über Menschen von höchstem Adel der Empfindung und ehernem Willen, sie fühlte den Sturm der Leidenschaft durch gewaltige Seelen toben, und hörte zwischen dem Schrei der Rache und Verzweiflung weich die Accorde rührenden Gefühls in unwiderstehlichem Zauber ertönen.

Wohl war für Ise die Zeit gekommen, wo sie Gestalt und Schicksal starker Menschen mit vollem Verständniß in sich aufzunehmen vermochte.

Nicht immer liegt das Sonnenlicht auf dem Pfade des Menschen, in täuschender Nebelnacht sucht er seine Richtung nicht mit dem Auge allein, er lauscht dann auch auf geheime Stimmen in seiner Brust. Aus dem Kampf entgegengesetzter Pflichten, aus dem Drange der Leidenschaft rettet den Menschen nicht zumeist der kluge Gedanke, nicht würdiges Lehrwort, ihn befreit oder wirft in die Tiefe ein kurzer Entschluß, der wie eine Naturnothwendigkeit aus dem Innern bricht, und doch hervorgebracht wird durch den Zwang des ganzen frühern Lebens, durch alles, was der Mensch weiß und glaubt, gedacht, gesitten und gethan hat. Was in der finstern Stunde treibt zum guten Ziel oder in das Verderben, das nennen die Leute Charakter, und wie der Wanderer den Weg sucht durch Hindernisse und Schrecken, das nennt der Zuschauer vor der Bühne dramatische Bewegung.

Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern

der Nacht dahingegangen ist und ernsthaft auf die geheime Mahnung seines Innern gelauscht hat, nur der versteht völlig, wie Andern zu Mithras war, die in ähnlicher Lage den Ausweg aus beengendem Irrsal suchten und sich Heil oder Verderben fanden.

Auch um Ihes Haupt waren in einzelnen Stunden flüchtige Schreckbilder dahingefahren, auch sie hatte gebangt, ob sie auf rechtem Wege war.

Die siebente Tragödie des Griechen war gelesen, die kühnste Darstellung herber Leidenschaft und blutiger Rache. Ihe saß noch stumm und erschrocken über den fürchterlichen Ausbruch des Hasses aus dem Herzen der Elektra. Da begann der Gatte, um ihr befreiende Gedanken herbeizurufen: „Jetzt hast du alles gehört, was uns von Kunst und Gewalt eines wunderbaren Dichtergeistes geblieben ist. Du aber sollst mir berichten, welcher unter seinen Charakteren dich am meisten gefesselt hat.“

„Meinst du, wo mich die Gewalt seiner Poesie am meisten ergriffen hat, so ist mir immer die neueste Gestalt die größte gewesen, und heute ist es das ungeheure Bild der Elektra. Fragst du aber, welche Gestalt mir am meisten wohlgethan hat, —“

„Die sanfte Ismene,“ unterbrach lächelnd der Professor. Ihe schüttelte das Haupt. „Nein, der mir am besten gefällt, ist der wackere Sohn des Achill. Erst will er dem listigen Anschlag des Genossen nachgeben und einem Unglücklichen Gewalt anthun, aber nach längerem Kampf

siegt die edle Natur. Er erkennt, daß er ein Unrecht begehen will, und ermannt sich.“

Der Professor machte das Buch zu und sah seine Frau erstaunt an. „Denn sieh,“ fuhr Ilse fort, „grade in den größten Gestalten deines Griechen ist eine Starrheit, die mich erschreckt. Allen fehlt etwas, um Menschen zu sein wie wir, sie zweifeln nicht wie wir, sie ringen nicht, ob sie recht thun, ihre Größe ist, unverrückt etwas Fürchterliches zu wollen, oder den harten Nacken gegen ein furchtbares Schicksal zu stemmen. Wir aber fordern von dem starken Menschen, daß er zwar gewaltig thut, was er nach seinem Wesen thun muß, Gutes oder Arges, aber unsern vollen menschlichen Antheil gewinnt er doch nur dann, wenn wir die Sicherheit haben, daß es in seinem Innern grade so arbeitet, wie vielleicht in uns selbst.“

„Wie vielleicht in uns selbst?“ frug der Professor ernst und legte das Buch weg. „Woher kommt dir diese Erkenntniß? Ilse, hast du ein Geheimniß vor deinem Mann?“

Ilse erhob sich und sah betroffen nach ihm hinüber.

Doch der Professor fuhr heiter fort: „Ich will dir erst sagen, weshalb ich frage und was ich von dir wissen möchte. Als ich dich heimführte aus Hof und Flur, da warst du trotz deinem innigen deutschen Empfinden nach mancher Rücksicht eine Gestalt, wie wir uns Mausikaa und Frau Penelope behaglich in ihrer

Umgebung ausmalen. Unbefangen nahmst du die Bilder der Welt in dich auf, du standest sicher und stark in festumgrenztem Kreis von Rechten und Pflichten; mit kindlichem Vertrauen holtest du von der Sitte deines Kreises und aus heiligen Sprüchen die Richtschnur für Urtheil und Handeln. Deine Liebe zu mir, die Berührung mit anders geformten Seelen, der Einblick in ein neues Gebiet des Wissens erweckten in deinem Innern leidenschaftliche Klänge, die Unsicherheit kam und der Zweifel, neue Gedanken arbeiteten heftig gegen alte Vorstellungen, die Forderungen deines gegenwärtigen Lebens gegen den Inhalt deiner Mädchenjahre. Du warst durch Monate unglücklicher als ich wußte. Jetzt aber bist du in einer Zeit, wo ich mich deiner frühlichen Ruhe und deines Gedeihens freute, zu einem Verständniß des Menschen vorgeedrungen, das mich überrascht. Oft habe ich in den letzten Abenden mit heimlicher Freude gesehen, wie warm deine Theilnahme und wie mild dein Urtheil die Charaktere des Dramas begriff. Ich hatte erwartet, daß das Herbe und Ungeheure ihres Schicksals dich zuweilen abstoßen würde, und daß du behend sein würdest in Zuneigung und Abneigung, du aber hast dein Mitgefühl den dunklen Gestalten gegönnt wie den hellen, als wenn deine Seele selbst unter der Ahnung gequält hätte, daß sich im eigenen Leben Gutes in Böses verkehren kann und Segen in Fluch, und als wenn du in dir selbst erfahren hättest, daß der Mensch nicht nur dem äußern Sittengesetz zu folgen hat, wie

erhaben sein Ursprung sei, sondern daß in Stunden der Noth noch ein anderes Gebot dazu kommen müsse, welches aus der Tiefe der Menschenbrust heraufgeholt wird. Solche Einsicht aber wird dem Menschen wohl nur in Stunden der eigenen Gefahr. Es ist unwahrscheinlich, daß du dazu gekommen bist ohne Erfahrungen, die mir fremd geblieben sind. Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen, ich weiß, wie sicher ich deiner bin, aber ist dir's Recht, so gieb mir Auskunft, wie ist dir die feine Empfindung für die geheimen Kämpfe solcher Menschen aufgegangen, welche ein tragisches Schicksal fortreißt?"

Me fasste ihn an der Hand und zog ihn in ihr Zimmer. „Auf dieser Stelle war's," rief sie. „Ein Fremder frug mich, ob er sich tödtlicher Gefahr aussetzen solle um seiner Ehre willen, oder ob er einen Anderen der Gefahr preisgeben dürfe. Ich hatte ihm ein Recht zu solcher Frage gegeben, denn ich hatte schon früher zu ihm mit größerer Offenheit über sein Leben gesprochen, als für eine vorsichtige Frau klug war. Ich stand und rang gegen die Frage, die er mir stellte, aber ich konnte die Antwort nicht verweigern, und, Felix, alles gesagt, ich wollte auch nicht. Ich gab einen Rath, der ihm ein blutiges Ende hätte bereiten können, ich gab den Rath heimlich, und ich war verstrickt in ein Verhängniß, aus dem ich mich nicht zu lösen wußte. Ich sah mich um nach dir, ich durfte dir nichts sagen, du wärest entweder untreu gegen deine Amtspflicht geworden, oder du

hättest das Ehrgefühl eines Andern für immer schädigen müssen; ich frug unsere heilige Lehre, sie rief mir nur zu, daß mein Rath sündhaft sei. Ich war unglücklich, Felix, daß ich in diese Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir versagen mußtest und unsere Lehre mich nicht heraushob. Aber ich habe in dieser Sache gerathen, wie mir um's Herz war. Es ist nicht mein Verdienst, daß alles besser geworden ist, als ich ängstlich geforgt. Seitdem weiß ich, Felix, was Gewissenskampf ist. Und du kennst das einzige Geheimniß, das ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, so urtheile mild, denn, bei allem was mir heilig ist, ich konnte nicht anders."

„Und der Prinz?" frug der Gatte leise.

„Er ist ein gutes freundliches Herz, ein unerzogener Mann, ich aber bin dein Weib. Ihm gegenüber war kein Zweifel und kein Kampf."

„Ich weiß genug, du ernsthaftes, ehrbares Weib," sagte der Professor, „ich kann jetzt dir gegenüber meine Bücher zusammenpacken. Wenig gilt die Lehre, und sei sie noch so gut, gegen das Leben. Ein thörigtes Studentenduell, in dem du unsichtbarer Beirath warst, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgesetzt hätten. Sei gutes Muths, Frau Ilse von Bielfstein, wie uns auch das Schicksal noch zausen mag, ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirst du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu sor-

gen. Denn was auch uns Menschen auf Erden störe und aufrege, wer sein eigenes Wesen einmal soweit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimschrift anderer Seelen zu lesen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Versuchungen der Welt."

Was der deutsche Gelehrte sagte, der jetzt sein Weib so sicher in die Arme schloß, war nicht übel, nur schade, daß wir deshalb noch keine Sicherheit haben die Geheimnisse anderer Seelen zu durchschauen, weil wir etwas von der Arbeit unserer eigenen belauscht haben; und schade, daß die größte Kenntniß fremder Seelenschrift nicht Schutzwehr wird gegen den Sturm der eigenen Leidenschaften.

Der Kammerherr, welcher als Hofmarschall des Erbprinzen fungirte, hatte beim Fürsten Vortrag über Angelegenheiten des Dienstes. Es galt unter Anderem den Kammerlakaien Krüger von der Buttermaschine in die Ehren, und was nicht weniger wichtig war, in den vollen Gehalt eines erbprinzlichen Kammerdieners zu befördern. Wider Erwarten war der Fürst bereit auf die Vorschläge einzugehen, und der Kammerherr wollte bereits, der gnädigen Laune des Herrn froh, seinen Rückzug nehmen, als der Fürst ihm den Abgang durch die gütige Bemerkung hemmte: „Ihre Schwester Malwine sah leidend aus; sie tanzt doch nicht zu viel? Hüthen Sie ihre zarte Gesundheit, nichts ist für solche Constitution schädlicher als eine frühe Heirath. Ich wün-

sehen ihr freundliches Gesicht noch lange am Hofe zu sehen."

Nun war aber Fräulein Malwine mit einem Officier des Fürsten in der Stille verlobt, der Hof und die Stadt wußten es, die Verlobten aber waren arm, und zu ihrer Verbindung eine Erlaubniß des Fürsten nöthig. Um diese zu erhalten, wurde eine günstige Stunde abgewartet. Deshalb erschrak der Kammerherr über die Worte seines Herrn, er fand darin eine geheime Drohung, und während er für die huldvolle Theilnahme dankte, war auf seinem Gesicht deutlich die Betroffenheit zu lesen.

Nachdem der Fürst durch diesen kurzen Ruck am Wirbel sein Instrument gestimmt hatte, fuhr er gleichgültig fort: „Haben Sie eine Viertelstunde Zeit, so begleiten Sie mich in das Antikencabinet.“ Der Kammerherr verneigte sich.

Durch Corridor und Säle ging es in einen entfernten Theil des Schlosses, wo im obersten Stock eine große Sammlung von alten Münzen, geschnittenen Steinen und andern kleinen Ueberresten aus griechischer und römischer Zeit aufgestellt waren. Mehrere Generationen regierender Herren hatten dazu beigetragen, den größten Theil hatte der Fürst selbst von seinen Reisen heingebracht, er selbst hatte in früheren Jahren an Aufstellung der Sachen Antheil genommen, und große Summen auf Ankauf verwandt. Allmählig war diese Liebhaberei geschwunden, seit Jahren hatte die Feder-

bürste des Conservators den Staub nur für einzelne Fremde abgewehrt, welche zufällig in die fast unbekannte Sammlung geriethen.

Deshalb folgte heut der Kammerherr seinem Herrn mit der Empfindung, daß dieser ungewöhnliche Einfall irgend etwas bedeuete, und obgleich er den sonnigen Höhen des Erdenlebens nahe stand, neigte er sich doch zu der trüben Auffassung, daß das Bevorstehende nichts Gutes sein werde. Der Fürst nickte der tiefen Verbeugung des vernachlässigten Aufsehers zu, durchschritt prüfend die lange Zimmerreihe, ließ sich einzelne Verhältnisse anschließen, nahm das geschriebene Verzeichniß zur Hand und betrachtete angelegentlich die Goldmünzen Alexander des Großen und seiner Nachfolger und eine Sammlung alter Glasgefäße und angeschliffener Glasherben, an denen die kunstvolle Arbeit der alten Glaser auffallend war. Endlich frug er nach dem Fremdenbuch, in welches die Besucher ihre Namen einzeichneten. Nachdem er den Mann durch einen Auftrag entfernt hatte, begann er zu seinem Begleiter: „Die Sammlung wird weniger gesehen, als sie verdient, ich habe längst daran gedacht, sie durch eine bessere Aufstellung und einen guten Katalog bekannt und für die Gelehrten nützlich zu machen. Sie ist eine von den kleinen Freuden meines Lebens gewesen, ich habe manches dabei gelernt, und Widriges auf Stunden vergessen. Wissen Sie Jemand, der geeignet wäre die Leitung dieser großen und dankenswerthen Arbeit zu übernehmen?“

Der Kammerherr besann sich, aber ihm fiel Niemand bei.

„Am liebsten ein Fremder,“ fuhr der Fürst fort. „Das giebt ein vorübergehendes und ungezwungenes Verhältniß, er müßte natürlich als Gelehrter und als Mensch die besten Garantien geben.“

Der Kammerherr nannte einen und den andern Sachverständigen aus anderen Residenzen; der Fürst sah ihn mit scharfem Blick an und schüttelte das Haupt. „Denken Sie darüber nach,“ ermahnte er, „vielleicht fällt Ihnen doch Jemand ein.“

Die Besichtigung ging fort, bei einem antiken Gefäß erinnerte sich der Fürst mit Interesse, wie er dazu gekommen war. Eine Römerin, eine schöne, große Gestalt, war plötzlich an ihn getreten und hatte ihm das Stück angeboten, mit so vornehmer Haltung, daß er, wie er lächelnd äußerte, von der ungewöhnlichen Weise der Frau und ihrer sonoren Stimme überrascht, mehr gezahlt hatte, als sie forderte. Dem Kammerherrn fiel noch Niemand ein.

Auf dem Rückwege nach seinen Zimmern blieb der Fürst in einem der einsamen Säle stehen und frug den Kammerherrn: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß die Scarletti schlechte Toilette macht?“ Der Kammerherr verneinte, denn die Tänzerin galt dafür in Gunst zu stehen.

„Sie trug gestern Abend an der Brust einen unförmlichen Blumenstrauß. Wem von unsrer Jugend galt diese ungeschickte Aufmerksamkeit?“

Wieder erschraf der Kammerherr, jetzt wußte er, daß ein Hagelwetter gegen seine Saaten zog. „Da Sie heut in der Stimmung sind, nichts zu wissen,“ fuhr der Fürst in scharfem Tone fort, „so bemerke ich Ihnen, daß ich ungern sehe, wenn der Erbprinz mit den Damen vom Theater irgend welche Verbindung unterhält. Er ist nicht alt genug, um solche Verhältnisse mit den nöthigen Reserven durchzumachen, und die Eitelkeit der Donnen trägt jede Gunst renomnirend zur Schau.“

Der Kammerherr betheuerte bei seiner Ehre, daß er von dieser Artigkeit des Erbprinzen nichts gewußt und daß, auch wenn die Annahme seines gnädigsten Herrn begründet sei, nichts als ein flüchtiger Einfall des Prinzen diese Scene veranlaßt habe. „Ew. Hoheit werden überzeugt sein, daß ich zu so etwas nicht die Hand biete.“

„Ich will aber auch nicht, daß Sie die Augen schließen,“ fuhr der Fürst bitter fort, „Sie haben in der Loge hinter dem Erbprinzen gestanden, und Sie müssen die kokette Adoration gesehen haben, welche ihm die Person darbrachte. Die Sendung ist wahrscheinlich durch den neuen Kammerdiener befördert. Machen Sie diesem bemerkbar, daß man in meinem Dienst nicht auf zwei Schultern trägt. Von Ihnen aber verlange ich,“ fuhr er ruhiger fort, „daß Sie Ihre Aufmerksamkeit verdoppeln. Die Gesundheit des Erbprinzen verlangt immer noch Schonung. Ich will nicht, daß er sich durch

solche Verhältnisse physisch ruinire. Er ist müßig und weich. Was beschäftigt ihn wohl jetzt?"

„Er besucht regelmäßig die kleinen Abende der Frau Prinzessin.“

„Und am Tage?" setzte der Fürst das Examen fort.

„Wie Ew. Hoheit bekannt, liebt er Musik, er spielt mit dem Concertmeister zu vier Händen.“

„Was lieft er?"

Der Kammerherr nannte einige französische Bücher. „Darf ich mir einen unterthänigen Vorschlag erlauben? Es würde Sr. Hoheit gewiß nach jeder Richtung nützlich sein, wenn Derselbe die Freude hätte etwas zu schaffen und einzurichten, vielleicht durch eine Parkanlage oder einen Bau. Ich wage anzuführen, daß sich eine ähnliche Thätigkeit junger Herren an andern Höfen als vortheilhaft bewährt hat. Vielleicht würde eines von Ew. Hoheit Schlössern für solche Beschäftigung geeignet sein.“

„Und der Erbprinz und Herr von Weidegg würden eigenen Hofhalt einrichten, und mehre Monate des Jahres fern vom Hofe ihre Villeggiatura halten," erwiderte der Fürst.

„Ich betheure, daß ich dabei nicht an mich gedacht habe," erwiderte der Kammerherr gekränkt.

„Ich verdanke es Ihnen nicht," versetzte der Fürst mit zermalnender Leutseligkeit. „Die Rücksicht auf meine Kasse verbietet mir Ihrem Vorschlag beizustimmen,

aber ich will für die Zukunft daran denken. Daß der Prinz aus seinem Universitätsjahr kein Interesse mitgebracht hat, ist mir unlieb. Hat ihm denn diese Zeit auch kein persönliches Verhältniß zurückgelassen, das eine Bereicherung seines Lebens wäre?“

„Im Kreise des Professor Werner hat er sich sehr wohl gefühlt,“ erwiderte zögernd der gute Kammerherr.

„Ich hoffe, er bewahrt seinem Lehrer eine dankbare Erinnerung.“

„Er spricht mit großer Theilnahme von ihm und seinem Hause,“ entgegnete der Kammerherr.

„Es ist gut,“ schloß der Fürst. „Die Beschäftigung durch einen Bau werde ich mir überlegen, und Sie vergessen nicht, ein wenig für meine Sammlungen zu sorgen.“

Diese neue Aufforderung brach die Kraft des Kammerherrn, noch schwieg er einige Augenblicke im inneren Kampf, während der Fürst weiter schritt, das Haupt auf ihn zugeneigt wie Jemand, der etwas Entscheidendes hören will.

„Für die Antiken wüßte ich allerdings keinen bessern vorzuschlagen, als den Professor Werner selbst,“ sprach endlich der Kammerherr.

Der Fürst blieb wieder stehen. „Sie halten ihn für geeignet?“

„Ueber seine wissenschaftliche Befähigung steht mir natürlich kein Urtheil zu,“ versetzte der Kammerherr vorsichtig.

Geärgert durch diesen feigen Versuch des Rückzuges frug der Fürst nachdrücklich: „Würde er einen solchen Auftrag annehmen?“

„Er hat dort eine angesehene Stellung und ist glücklich verheirathet, er würde sicher seine Häuslichkeit nicht für längere Zeit verlassen.“

„Vielleicht ließe sich das einrichten,“ entgegnete der Fürst. „Also Werner? Er hat mir bei flüchtiger Begegnung einen guten Eindruck gemacht. Erinnern Sie mich doch heut Abend daran, daß wegen Bielsstein etwas im Archiv nachzusehen ist.“

So bemühte sich ein Vater für das Gedeihen seines Sohnes.

Der Kammerherr erinnerte am Abend, daß wegen Bielsstein etwas im Archiv nachzusehen sei, und der Fürst war dafür dankbar. Am nächsten Morgen wurde durch das Cabinet dem Archiv und einzelnen Zweigen der Hof- und Staatsverwaltung Befehl, alle auf Schloß Bielsstein und Kloster Rossau bezüglichen Acten von einem gewissen Alter hervorzusuchen und einzusenden. Dieser Befehl veranlaßte ein starkes Aufrühren von Staub, fünf große Ledersäcke wurden mit Urkunden und alten Papieren angefüllt. Das Gesammelte wurde an den Professor gesandt; in einem Briefe sprach der Fürst seinen Dank für die Aufmerksamkeit aus, welche der Professor dem Erbprinzen erwiesen. Einer früheren Unterredung gedenkend, übersende er ihm zur Einsicht, was bei oberflächlichem Suchen über die Vergan-

genheit eines Ortes aufzufinden gewesen, an dem er Interesse nehme.

Diese Sendung bewegte zwei Forschern das Haupt zu schwerem Sinnen. Schon damals als unser Student die unsichere Nachricht über eine erhaltene Kiste in den Frieden des Hauses geschlendert hatte, waren die Freunde wieder zu der Aufzeichnung des seligen Bachhuber zurückgekehrt und hatten jedes Wort derselben noch einmal sorgfältig erwogen: — „An einer hohlen und trockenen Stelle, loco cavo et sicco.“ — Das Wort Stelle, locus, gab viel zu denken, es war darüber durchaus zu keiner Klarheit zu kommen. — „Des Hauses Bielfstein, domus Bielfsteyn!“ — Hier war der Ausdruck Haus, domus, sehr merkwürdig. Bedeutete er, daß der Codex in dem Wohnhause selbst versteckt lag, oder war das Wort Haus in der veralteten Bedeutung Rittersitz, Gut, gebraucht? Der Doctor versocht das Wohnhaus, der Professor den Rittersitz. Darauf aber kam sehr viel an. Denn wenn domus nur das Gut bedeutete, so konnte die Handschrift auch in irgend einer andern Stelle auf dem Gutsgrund verborgen sein. — „Habe ich das Alles niedergelegt, haec omnia deposui!“ — Sehr tröstlich war das Wort Alles, omnia, denn es gab Sicherheit, daß der selige Bachhuber den Codex nicht zurückgelassen hatte. Aber das Niederlegen war um so zweifelhafter. Bezeichnete das Wort, daß der Codex nur in Bielfstein deponirt, also den Bewohnern gewissermaßen übergeben und anvertraut war, oder hatte

Schreiber den Ausdruck gewählt, weil er das Einsenken, Verrammen, in die Tiefe Bergen andeuten wollte? Uns Laien im lateinischen Stil liegt freilich die Auffassung nahe, daß Bachhuber überhaupt froh war eine lateinische Vocabel zu besitzen, durch welche er das Verstecken seines Schatzes andeuten konnte. Dagegen aber sträubte sich die Empfindung der Gelehrten.

Zuletzt vereinigten sich die Freunde in der Ansicht, daß die Hausmauern trotz jener Nachricht einer fortgesetzten Beachtung werth seien. Die hohlen Stellen, welche der Doctor verzeichnet hatte, wurden gemustert, der Wandschrank in Ilse's Schlafstube schien eine nicht verächtliche Möglichkeit darzubieten. Der Professor beschloß in den nächsten Ferien wenigstens darüber Sicherheit zu erhalten. Zwar gestatteten die Geschäfte des Rectorats auch diesmal nur einen kurzen Besuch auf dem Gute, indeß vertraute der Professor auf seine sociale Stellung, welche ihm Ilse's Zimmer und den Wandschrank öffneten.

Es war ein schöner Augusttag, der Vater ritt auf den Feldern umher, Ilse saß mit Clara in häuslicher Berathung, als sich in der Küche ein Aufruhr erhob und die Wamsfell außer sich in das Wohnzimmer stürzte: „Es spukt wieder!“ Und in der That erschütterte ein lautes Pochen und Schlagen das Haus, die Mägde liefen im Flur zusammen, der Lärm kam aus dem menschenleeren Oberstock. Ilse eilte hinauf und traf, als sie die Thür ihres Zimmers aufriß, ihren Gatten in Hemds-

ärmeln, wie er mit allerlei Werkzeug des Gutsböttchers im Wandschrank arbeitete. Lachend empfing er sie und rief zur Beruhigung hinab, daß er die Bretter am Wandschrank festschlage. Das war richtig, aber er hatte sie vorher ausgebrochen. Die Handschrift lag nicht dahinter, nichts war zu sehen als ein mäßiger leerer Raum mit einigen Kalkbrocken. Nur ein Unerklärliches hatte sich gefunden, das doch gewissermaßen an den Codex erinnerte, ein kleiner blauer Tuchlappen. Wie der in die Mauer gekommen, war räthselhaft. Spätere Prüfung ergab, daß er nicht mit Indigo gefärbt, also wahrscheinlich schon vor Einführung dieser Farbe entstanden war. Ob ihn eine Maus in hausmütterlicher Sorge dort niedergelegt und deponirt hatte, zum Schmutz ihres Wochenbettes und zugleich als eßbaren Vorrath für verzweifelte Fälle, konnte nicht ermittelt werden, da gegenwärtig diesem Gesindel jede Ueberlieferung aus der Vergangenheit zu fehlen scheint, und die Thäterin selbst wahrscheinlich schon vor einigen hundert Jahren von einer Ahnfrau unserer Ragen gefressen war.

Diese Entdeckung hätte eigentlich den Freunden die Zuversicht steigern sollen. Denn es gab jetzt bereits zwei Stellen, an welchen der Schatz zuverlässig nicht war. Aber in der Natur des Menschen ist viel Unlogisches. Auch der Doctor neigte sich jetzt der Auffassung des Professors zu, daß die Handschrift vielleicht gar nicht in dem Hause selbst stecke, ja daß sie wohl gar schon einmal aus ihrem Lager entfernt sei.

So stand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürsten eintraf. Die Freunde saßen viele Stunden vor den Koffern und prüften sorglich die Akten. Für die Geschichte der Landschaft fand sich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Professor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gehefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielefeld der Fürstlichen Regierung übersandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieser anzeigte, daß er bei schwebenden gefährlichen Zeitläufen sich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in seinem Verschuß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürstlichen Lustschloß Solitude abzuliefern.

Zuverlässig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung seine verblichene Schnörkelschrift unter späten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier ist die Kiste des Studenten,“ rief der Professor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Aktenstück hin.

„Merkwürdig,“ sagte der Doctor, „es ist unmöglich, daß dies Zusammentreffen zufällig ist.“

„Die Kiste des Studenten war kein Nebelbild,“ rief der Professor seiner Frau in das Zimmer. „Hier ist die Bestätigung.“

„Wo steht die Kiste?“ frug Else neugierig.

„Das gerade ist es, was wir noch nicht wissen,“ versetzte der Professor lachend. „Hier ist eine neue

Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abspringend, aber sie kann auf kurzem Wege zu dem verschwundenen Pergament leiten.“ Die Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Altenbündel zurück. „Alte Bücher,“ rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdschloß, das Gut kam erst ein Menschenalter vor Abfassung dieses Briefes in den Besitz dieses Fürstengeschlechtes, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie selbst bei ihren kurzen Jagdbesuchen dort Bücher aufgesammelt haben.“

„Alte Bücher,“ rief auch der Professor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint sein, aber unmöglich ist nicht, daß die Truhen wenigstens Einzelnes von dem alten Klostergut enthielten. Ilse, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?“

Ilse wußte nichts von einem solchen Schlosse.

„Es trifft sich gut, daß der Fürst selbst uns eine Veranlassung giebt, darüber Näheres zu erkunden.“

„Ach ihr armen Männer,“ klagte Ilse in der Thür, „jetzt seid ihr viel schlechter dran als früher; so lange der Schatz noch in unserm Hause lag, hielt wenigstens der Vater gute Wache, jetzt ist er in einem Kasten in die weite Welt gefahren, und sogar von dem Hause, in welches er getragen sein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen.“

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deshalb doch verdächtig,“ tröstete der Gatte.

Der Professor sandte den Inhalt der Kiste an das fürstliche Cabinet zurück, sprach in einem Briefe an den

Fürsten seinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unsichere Spur ihm den Wunsch nahe lege, die Erlaubniß zu persönlichen Nachforschungen zu erhalten.

Dieser Brief hatte für beide Theile die ersehnte Folge. Der Fürst erhielt die Genugthuung, welche für irdische Hoheit werthvoll ist, daß er eine Gunst zu gewähren schien, während er selbst eine suchte.

Der Professor aber war freudig überrascht, als umgehend ein Cabinetschreiben des Fürsten eintraf, in welchem dem Professor jede Förderung bei seinen Untersuchungen verheißen und daran ein Vorschlag geknüpft wurde. Der Fürst wünsche die Prüfung seines Antikencabinetts durch eine wissenschaftliche Autorität, und der Fürst würde Niemandem lieber diese Thätigkeit anvertrauen, als dem Professor. Er wisse wohl, wie werthvoll für Andere die Thätigkeit des Gelehrten sei, er hoffe aber, die Sammlung würde auch ihm wichtig genug erscheinen, um einige Wochen darauf zu wenden.

Zugleich schrieb der Kammerherr im Auftrage seines gnädigsten Herrn. Der Fürst werde sich freuen, den Professor für die Zeit seines Besuches in der Residenz gastlich aufzunehmen. Ein Gartenpavillon, der im ersten Frühjahr wohl bewohnbar sei, werde ihm zur Disposition gestellt. Das Quartier sei geräumig genug, um außerdem noch seine Familie aufzunehmen, und es sei ihm befohlen hervorzuheben, daß der Professor mit Gemahlin und Dienerschaft darin vollkommen Raum finde, da der Fürst nicht wünsche, daß der Gelehrte seine

bequeme Häuslichkeit unterdeß ganz entbehre. Die ersten Wochen des Frühjahrs dürften für beide Theile die bequemste Zeit sein. Er, der Kammerherr, freute sich darauf, seiner Landsmännin in der Residenz die Honneurs zu machen.

Der Professor eilte mit beflügeltem Schritt zu seiner Frau und legte den Brief in ihren Schooß. „Hier lies, was unsere Reise in die Ferne gefährdet, es beansprucht einen Theil der besten Reisezeit. Aber ich muß diese Einladung annehmen, denn jede Aussicht, auch die entfernteste, der Handschrift habhaft zu werden, zwingt mich, Alles einzusetzen, was der Mensch einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willst du mit mir auf die Jagd ausziehen? Du siehst, die artigen Leute haben für Alles gesorgt.“

„Ich ein Gast unseres Landesherrn!“ rief Ilse, in den Brief sehend, „nie hätte ich mir solche Ehre träumen lassen. Was wird der Vater dazu sagen! — Das ist für dich eine sehr ehrenvolle Einladung,“ fuhr sie ernst fort, „und du mußt sie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, ist es doch am besten, ich bleibe hier.“

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erste Mal.“

„So schicke mich unterdeß zum Vater,“ sagte Ilse.

„Ist das nicht dasselbe?“ frug der Professor.

„Was soll ich unter den fremden Menschen?“ fuhr Ilse ängstlich fort.

„Thorheit,“ rief der Professor, „hast du einen Grund, nicht mitzugehen?“ und er sah ihr unruhig in das Angesicht.

„Nicht daß ich einen sagen könnte,“ erwiderte Ilse.

„Dann also entschließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrscheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gasthof einer fremden Stadt sehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rücksicht befreit diese Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweisen einer Entschädigung. Wir bleiben dort, so lange ich unumgänglich nöthig bin, dann geht's doch nach dem Süden, so weit wir kommen. Es ist zuletzt nur Aufschub der Reise von wenigen Wochen.“

Als die zustimmende Antwort des Professors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarschalls dem Fürsten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon so bequem als möglich eingerichtet wird. Servirt wir im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Professor angiebt.“

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe gestellt werden?“ frug der Hofmarschall.

„Das ist selbstverständlich,“ sagte der Fürst, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hofstafel eingeladen.“

„Aber die Frau Professorin?“ frug der Hofmarschall.

„Ah,“ sagte der Fürst, „die Frau, es ist wahr, sie kommt mit.“

„Also,“ fuhr der Hofmarschall fort, „zwei Converts im Pavillon, zwei Logenplätze, ein Sakai ohne Livree.“

„Das genügt,“ entschied der Fürst, „das Weitere wird sich finden. Wenn die Frau Professorin unsern Damen einen Besuch macht, so werden diese, wie ich annehme, die Artigkeit erwidern. Im Uebrigen wollen wir der Prinzessin nicht vorgreifen.“

„Was soll das mit der Fremden?“ frug der Hofmarschall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie kennen ja die Leute.“

„Wie man sich in fremder Stadt kennen lernt,“ versetzte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?“

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürsten geschrieben. Der Professor ist ein angesehener Gelehrter von Ruf und durchaus Gentleman.“

„Aber was soll die Frau hier?“

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Er war wohl nicht ohne die Frau zu haben,“ versetzte er vorsichtig.

„Und doch lag dem Fürsten an ihr.“

„Ist Ihnen das aufgefallen?“ frug der Kammerherr, „ich habe nichts davon bemerkt.“

„Er that als ob sie ihm sehr gleichgültig sei. Und sie ist gewissermaßen ein Landeskind.“

„Sie wissen, daß der Fürst der letzte wäre, welcher die Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es ist kein Grund zur Sorge.“

„In jedem Fall muß die Prinzessin sogleich ihre

Position nehmen. Diese Frau Professorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit."

"Ich glaube, sie ist ebenfalls eine Frau von Charakter," versetzte der Kammerherr.

Der Professor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilse traf die Vorbereitungen zur Reise mit einem feierlichen Ernst, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie sollte jetzt mit ihrem Gatten in die Nähe des Fürsten kommen, den sie aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel schwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater gesprochen hatte, und daß sie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie suchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zusammen, aber sein Wesen blieb ihr undeutlich, und sie frug sich ängstlich, wie wird er sein gegen Felix und mich? Ist er ein Kreon, oder ein Odysseus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und sie setzte sich aus diesen Gestalten ein Bild zusammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reise unentbehrlich waren, zusammensuchte, stand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Professor sich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handschrift zu suchen, und doch war ihm diese Einladung des Hofes nicht recht. Der schnelle Aufbruch aus wohlbefestigtem Leben ängstigte ihn und er sah zuweilen prüfend auf Frau Ilse.

Laura saß am letzten Abend neben Ilse und lehnte

sich weinend an ihre Schulter. „Mir ist, als stünde mir Großes bevor,“ sagte Ilse, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlasse ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trozkopf mich zuweilen geängstigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beste Rath rather bleiben, auch wenn ihr euch wenig seht.“

„Ich verliere ihn zugleich mit dir,“ rief Laura unter Thränen, „Alles entschwindet, was meinem Leben Freude gewesen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, sind die Blüthen mit der Wurzel ausgerissen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entsagung, und der arme Fritz, der ohne dies mit stiller Resignation umherläuft, wird jetzt ganz in seiner Einsiedelei verkommen.“

Sogar Gabriel, der die Reisenden nach der Residenz begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des Vaters erwarten sollte, war in diesen Tagen aufgereggt und verschwand öfter während der Dunkelstunde im Hause des Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein schönes Kunstblatt nach Hause, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Aussehen durch aufgelebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterschrift: Brachthahn aus Madagascar. Gabriel schrieb dazu mit sauberer steifer Handschrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod“ und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüster hören, und ein Taschentuch sehen, welches über zwei betrübt Augen gewischt wurde.

„Es soll keine Anspielung sein auf den Namen dieses Hauses,“ sagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppfenster seine Strahlen auf zwei traurige Gesichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geschrieben habe. Denn Scheiden muß sein, aber es ist schwer.“ Der ehrliche Junge fuhr nach seinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taschentuch weg, — sie hatte das ihre vergessen — und weinte sehr hinein. „Es ist nicht auf lange,“ sagte Gabriel in seinem Schmerze tröstend. „Aleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich.“

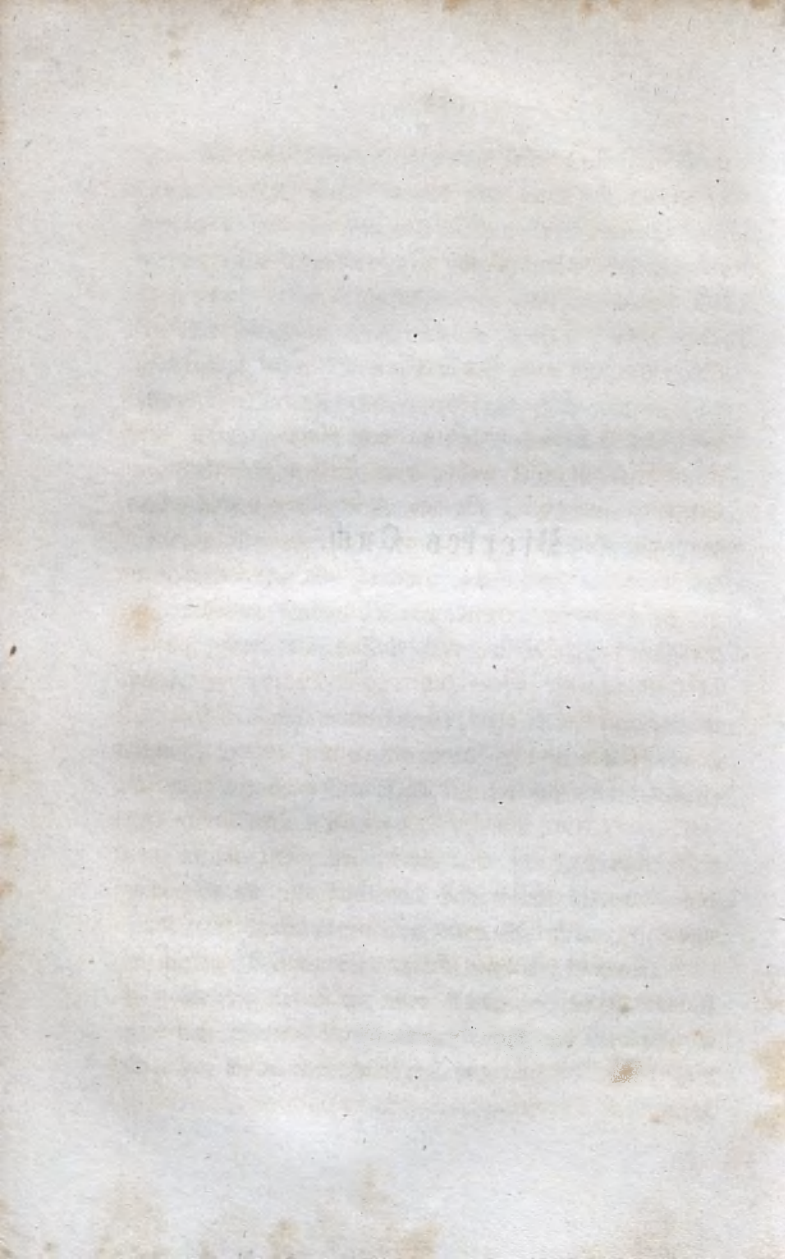
„Immer,“ rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht.“

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, sprechen wir weiter, wie es mit uns werden soll, und ich hoffe, es soll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, soll mein Andenken sein.“

„Lassen Sie mir's,“ bat Dorchen schluchzend. „Ich will's Ihnen nur sagen, ich habe Wolle gekauft und ich sticke eine Briefftasche. Die sollen Sie tragen, und wenn ich ihnen schreibe, thun Sie meine Briefe hinein.“

Gabriel sah trotz seinem Kummer sehr glücklich aus und der Mond blickte spöttisch herab auf die Küsse und Gelübde, welche gewechselt wurden.

Viertes Buch.



1.

Der Fürst.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürstlichen Schlosses umgaben. Er sah gleichgültig auf die Farbenpracht der ersten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchsichtiger Schleier um die Aeste schwebte, heut war er noch schweigsamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm seine Weise pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenstaub auf seinen Hut streuten, klapperte er mit der Vorgnette. „Wer pfeift dort?“ frug er endlich, aus seiner Apathie erwachend. Der Kammerherr sagte ihm, daß es eine Amsel sei. Der Prinz suchte den schwarzen Vogel mit den Gläsern und frug dabei nachlässig: „Was tragen die Leute vor uns?“

„Es sind Stühle für den Pavillon,“ versetzte der Kammerherr, „er wird dem Professor Werner eingerichtet. Das Haus ist jetzt selten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigste Herr zuweilen selbst auf einige Tage.“

„Ich erinnere mich nie darin gewesen zu sein.“

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?“

„Wir können vorbeigehen.“

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür stand der Hofmarschall, welcher grade zum Rechten sehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehn. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegennem Zopfstil, um Thür und Fenster muschelartige Arabesken und dicke Guirlanden von steinernen Blumen, welche von kleinen wassersüchtigen Engeln an Bändern gehalten wurden, die Bänder waren wie aus Elefantenteuleder geschnitten, die Genien sahen aus, als wären sie aus schwarzem Sumpf gekrochen und eben erst in der Sonne getrocknet. Unter dem jungen Laub stand der finstere Bau wie eine große Komode, in welcher alle gewelkten Blumen, die der Garten je getragen, und alle Moosbärte, die der Gärtner je von den Bäumen gekrazt, für spätere Geschlechter aufbewahrt werden.

„Es ist ein plummes Haus,“ sagte der Prinz.

„Grade das düstere Aussehen hat dem gnädigsten Herrn immer wohlgefallen,“ versetzte der Hofmarschall. „Wollen Ew. Hoheit nicht das Innere ansehen?“ Langsam ging der Prinz die Stufen hinauf und durchschritt die Zimmerreihe. Noch war der Modergeruch in den langverschlossenen Räumen nicht durch das Räucherwerk gebändigt, in allen Kaminen flammten die Scheite, aber die Wärme, welche sie verbreiteten, kämpfte noch gegen

die feuchte Luft. Die Einrichtung der Zimmer war durchaus regelrecht und vollständig. Schwere Portieren und Vorhänge mit großen Quasten und geschweifte Meublen mit vieler Vergoldung und weißen Kappen zur Schonung der seidenen Ueberzüge, Spiegel mit breiten Barokrahmen, um die Kamine Laubgewinde aus grauem Marmor, darüber geschnörkelte Vasen und Nippesfiguren aus gemaltem Porcellan. Im Boudoir stand auf einer Marmorconsole unter Glasglocke eine große Uhr, über dem Zifferblatt goß eine nackte vergoldete Nymphe aus ihrer Urne Wasser, welches zu gelbem Eis gefroren war. Alles war reich staffirt, aber die ganze Einrichtung, Meubel, Porcellan, Wände sahen aus, als hätte nie ein Auge mit Freude darauf geruht, nie eine sorgliche Hausfrau sich des Besitzes gefreut. Die Uhr war einst ein Geburtstagsgeschenk für den regierenden Herrn von einem gleichgültigen Verwandten gewesen, sie war flüchtig betrachtet beim Kauf und eben so freudelos beim Empfange, die Uhr war jetzt mit einer Nummer eingetragen worden in die große Liste, sie hatte sich in den ersten Jahren bemüht, durch Ticken ihr Zimmer behaglich zu machen, die Glasglocke hatte immer den Schall gedämpft, die Uhr hatte endlich die unnützen Versuche aufgegeben und beharrte darauf, die zwölfte Stunde zu zeigen. Jetzt, wo der Kastellan sie von Neuem aufgezo- gen, tickte sie noch müde und abgespannt, aber man sah ihr den Wunsch an, auch diese Anstrengung zu be- enden. Es waren vornehme Allerweltsachen, sie hatten

zuerst in den großen Gesellschaftsräumen gestanden, welche bei Hoffesten geöffnet werden, sie hatten aufgehört, modern zu sein und waren in Seitenzimmer gebracht worden. Jetzt war ihre Bestimmung, im Verzeichniß fortgeführt zu werden von einer Generation auf die andere und alljährlich einmal gezählt, ob sie noch vorhanden waren. So lebten sie ein unsterbliches Dasein, geschont und nicht gebraucht, bewahrt und nicht beachtet, und dabei sollten sie immer höher hinauf gefördert werden aus den Cavalierstuben in die Zimmer der Unterbeamten, zuletzt nach langer Ruhe auf den Boden.

„Es ist feucht und kalt hier,“ sagte der Prinz an den Wänden umherblickend, und beeilte sich wieder in's Freie zu kommen.

„Wie gefällt Ew. Hoheit die Einrichtung?“ frug der Hofmarschall.

„Sie geht an,“ versetzte der Prinz, „bis auf die Bilder.“

„Einige sind freilich etwas frei,“ gab der Marschall zu.

„Meinem Vater wird lieb sein, wenn Sie diese bei Seite stellen. Wann wird Herr Professor Werner erwartet?“

„Heut gegen Abend,“ versetzte der Kammerherr. „Haben Hoheit vielleicht den Wunsch, den Gast nach seiner Ankunft zu empfangen oder selbst zu begrüßen?“

„Fragen Sie deshalb an,“ erwiderte der Prinz.

Als der Prinz mit seinem Begleiter die Treppe zu

seinen Zimmern im Schlosse hinaufstieg, begann der Kammerherr: „Die Frau Professorin hat sich früher einmal über die Blumen gefreut, welche Ew. Hoheit ihr sandten, darf ich dem Hofgärtner den Auftrag geben, die Zimmer damit zu versehen?“

„Thun Sie, was Ihnen passend dünkt,“ versetzte der Erbprinz kalt. Er trat in seine Wohnung, sah hinter sich, ob er allein war, und ging mit schnellen Schritten zu dem Fenster, von welchem er über den geschorenen Rasenplatz und die blühenden Bosquets auf den Pavillon sehen konnte. Er starrte lange zum Fenster hinaus, dann nahm er ein Buch vom Tisch und setzte sich in die Sophaecke, zu lesen, aber er legte das Buch wieder auf den Tisch, ging hastig auf und ab und sah auf seine Uhr.

Die Hofstafel war vorüber. Die Damen warfen einen halben Blick hinter sich, ob ihr Hintergrund der Abschiedsverbengung günstig sei, die Herren faßten die Hüte unter den Arm, der Hofmarschall trat in die Nähe der Thür und hielt mit gefälligem Anstand seinen Stock unter dem Goldknopf, sichere Anzeichen, daß die höchsten Herrschaften an den Aufbruch dachten. Die Prinzeß, welche noch in Trauer war, kreuzte den Weg des Bruders: „Wann kommen sie? Ich bin neugierig,“ frug sie leise.

„Sie sind vielleicht schon da,“ antwortete dieser vor sich niedersehend.

„Ich fahre heut zum ersten Mal in's Theater,“

fuhr die Prinzessin fort, „kannst du, so komm in die Loge.“

Der Prinz nickte. Dem Marschall kam eine Meldung, er trug sie dem Fürsten. „Dein Lehrer, Professor Werner, ist angekommen,“ sagte der Fürst laut zum Sohne, „du wirst den Wunsch haben, ihn zu begrüßen.“ Er neigte sich gegen den Hof, die jungen Herrschaften schwebten hinter ihm aus dem Saale.

Der Kammerherr eilte dem Pavillon zu, ruhiger folgte der Hofmarschall. Eine fürstliche Equipage hatte die Reisenden von der letzten Station abgeholt, die Bäume des Parkes, die Anlagen und die erleuchteten Fenster des Residenzschlosses flogen an den Reisenden vorüber. Der Pavillon war nicht mehr ein unförmlicher Bau, wie heut am Tage vor dem rücksichtslosen Strahl der Sonne und den gleichgültigen Augen der Hofherren. Der Mond beschien die Front, er übermalte mit schimmerndem Firniß die Mauern, versilberte die Backen der Engel und die dicken Tulpenblätter ihrer Guirlande, und hob von der hellen Wandfläche die Schatten der vorspringenden Gesimse kräftig ab. Aus der geöffneten Thür drang Kerzenglanz, Lakaien in reich galonirter Livree hielten die schweren Armleuchter. Der Haushofmeister, ein freundlicher Mann in Frack und Kniehosen, stand im Hausflur und begrüßte die Ankommenden mit verbindlichen Worten. Hinter den Lakaien stieg Ilse am Arm des Gatten über den Teppich der Stufen, und als der

Diener die Portiere zurückschlug und die Zimmerreihe im Kerzenglanz strahlte, unterdrückte sie mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens. Der Haushofmeister führte durch die Zimmer und erklärte kurz ihre Bedeutung, Ilse erkannte mit schnellem Blick, wie stattlich und bequem auch die Nebenräume waren. Bewundernd stand sie vor der Blumenfülle, die in Vasen und Schalen aufgestellt war, sie dachte, ob ihr kleiner Prinz diese zarte Aufmerksamkeit gehabt, und war einen Augenblick enttäuscht, als der Beamte erklärte, der Herr Kammerherr habe dies gesandt. Während ihr ein artiges Mädchen vorgeführt wurde, das ausschließlich für ihren Dienst bestimmt war, stand Gabriel noch im Vorzimmer und überlegte, wohin er sich und sein Kistzeug tragen solle, damit die Stiefeln des Herrn Professors morgen früh dem Glanz des Hauses keine Schande machten, bis auch ihn einer der Lakaien in seine höhere Behausung einführte und kameradschaftlich auf die Laterne einer Restauration aufmerksam machte, die für ruhige Stunden vorzüglich gelegen sei.

Noch ging Ilse wie betäubt von der Herrlichkeit durch die Gemächer und prüfte grade den Verschuß der Fenster, um frische Luft einzulassen, denn der starke Geruch der Hyacinthen bedrohte mit Kopfschmerz, da kam der Kammerherr und hinter ihm der Hofmarschall, auch ein artiger Herr von sehr feinem Wesen, und beide sprachen ihre Freude aus, den Professor und seine Gemahlin hier zu begrüßen, sie erboten sich zu jedem guten

Dienst und erklärten an den Fenstern die Lage des Pavillons. Plötzlich riß der Sakai die Flügelthüren auf: „Des Erbprinzen Hoheit.“

Der junge Herr trat langsam über die Schwelle, er verneigte sich stumm vor Ilse und bot dem Professor die Hand: „Mein Vater trug mir auf, Ihnen seine Freude auszusprechen, daß Sie seinen Wunsch erfüllt haben,“ und zu Ilse gewandt, fuhr er fort: „Wöchte Ihnen die Wohnung so bequem sein, daß Sie Ihr Quartier an der Waldwiese nicht zu sehr vermissen.“

Ilse sah mit inniger Freude auf ihren Prinzen: er war, wie ihr schien, noch ein wenig gewachsen, seine Haltung war immer gedrückt, aber die Wangen waren doch etwas geröthet, es ging ihm nicht schlecht, das war wohl zu sehen. Auch der kleine Bart war stärker und stand ihm gut.

Sie erwiderte: „Ich wage mich noch kaum umzudrehen, es ist wie in einem Feenschloß, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Geist aus der Wand springen wird und fragen: befehlen Sie vielleicht, durch die Luft zu fahren? vier Schwäne halten mit einem goldenen Wagen am Fenster; man braucht auch keinen Stuhl, um hinein zu steigen, denn die Fenster reichen ja bis auf den Fußboden. — Die Parkstraße sendet ihre Huldigungen, und für die Sendung, welche mir der Herr Kammerherr unter die letzten Christbäumchen machte, sage ich Ew. Hoheit noch von Herzen Dank.“

Der Professor trat zum Prinzen, nannte ihm die

Namen einiger Collegen, welche sich ihm zu geneigtem Andenken empfehlen ließen, und bat, dem Fürsten seinen Dank für die gastliche Aufnahme auszusprechen, bis ihm selbst die Ehre werde, sich dem hohen Herrn vorzustellen. Alles kränzelte sich in runden und zierlichen Schnörkeln, die Lampen und silbernen Armleuchter glänzten, die Hyacinthen sendeten aus allen Glöckchen süßen Wohlgeruch, die geschlossenen Vorhänge gaben den Zimmern ein trauliches Aussehen, und an der gemalten Decke hielt ein fliegender Amor ein rothes Mohnbüschel über die Häupter der Gäste.

„Heut überlassen wir Sie der Ruhe, Sie müssen ermüdet sein,“ schloß der Prinz den Besuch, und der Kammerherr versprach morgen bei guter Stunde dem Professor mitzutheilen, wann der Fürst ihn empfangen werde. Kaum hatten die Herren sich entfernt, als ein Diener meldete, daß das Diner im Nebenzimmer servirt sei. „Setzt zum Abend?“ wandte Ilse schüchtern ein.

„Das hilft nichts,“ versetzte der Professor, „du hast den ersten Schritt gethan, erweise auch ferner deine Tapferkeit.“ Er bot ihr in dieser ritterlichen Luft den Arm, der Mann mit den Treffen führte in das Nebenzimmer und rückte die Stühle des reichgeschmückten Tisches. Die Gänge wollten kein Ende nehmen, trotz Ilse's Protest schnurrte das volle Diner ab, und sie sagte endlich: „Ich lasse mir Alles gefallen, diesen Geistern gegenüber hilft kein Sträuben, wer in einem Fürstenschlosse lebt, muß auch seine Dreistigkeit haben.“

Als die Mahlzeit endlich abgetragen und Ilse auch ihrer Sorge um Gabriel enthoben war, begann sie sogleich sich geschäftig einzurichten. Während sie auspackte und in Schränke und Schubkästen legen ließ, sagte sie heimlich zum Gatten: „Das ist ein sehr schöner Willkommen, Felix, und ich habe jetzt ein rechtes Vertrauen, daß alles gut gehen wird.“

„Hast du denn je daran gezweifelt?“ frug der Professor.

Ilse antwortete: „Ich habe eine heimliche Angst gehabt bis zu dieser Stunde, weiß selbst nicht warum, jetzt aber ist sie verschwunden, denn die Menschen sind hier alle freundlich und sehen gutherzig aus.“

Der Prinz ging durch die Anlagen dem Schlosse zu. Hinter ihm unterhielten sich die beiden Cavalieri.

„Das ist ja eine exquisite Erscheinung,“ sagte der Hofmarschall, „eine Schönheit ersten Ranges, darin ist Racc.“

„Es ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Frau,“ versetzte der Kammerherr laut.

„Das haben Sie mir schon einmal gesagt,“ erwiderte der Hofmarschall, „ich gratulire Ihnen nachträglich zu dieser Bekanntschaft von der Universität.“

„Wie gefällt Ihnen der Professor?“ frug ablenkend der Kammerherr.

„Er scheint ein gescheuter Mann,“ versetzte der Hofmarschall gleichgültig. „Nun, es ist lange her, daß der Pavillon keine solche Schönheit bewahrt hat.“

Der Prinz wandte sich um, er sah beim Schein des großen Kandelabers am Schlosse, daß die Herren einen schnellen Blick miteinander austauschten.

Der Wagen des Prinzen hielt an der Treppe, er stieg ein ohne Wort und Gruß für seine Begleiter und fuhr in die Oper. Dort trat er in den Salon der fürstlichen Loge.

„Wie gefallen sich die Fremden in ihrem Pavillon?“ frug der Fürst freundlich.

„Sie sind mit Allem zufrieden,“ versetzte der Erbprinz, „aber die Räume sind feucht, und sie werden für längern Aufenthalt ungesund sein.“

„Sie waren das doch bis jetzt nicht, soviel ich mich erinnere,“ versetzte der Fürst kalt, „ich hoffe, auch du wirst dich davon überzeugen.“ Und zu dem Kammerherrn gewandt befahl er: „Morgen nach dem Frühstück wünsche ich Herrn Werner zu sprechen.“

Der Erbprinz ging in die Loge seiner Schwester und setzte sich stumm an ihre Seite.

„Wo sind die Plätze der Fremden?“ frug die Prinzessin.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Prinz. Die Prinzessin sah fragend hinter sich. „Gegenüber, die Fremdenloge,“ erklärte der Kammerherr, „aber sie haben heut wohl noch mit ihrer Einrichtung zu thun.“

„Was ist dir, Benno?“ frug die Schwester nach dem ersten Akt, „du hustest.“

„Ich habe mich ein wenig erkältet, es geht vorüber.“

Nach dem Theater zog sich der Prinz in sein Schlafzimmer zurück und klagte gegen Krüger über Kopfschmerz und rauhen Hals. Als er allein war, öffnete er das Fenster und sah über die Anlagen nach dem Pavillon, dessen Lichter wie Sterne durch die Nacht schimmerten. Der Prinz horchte, ob er einen Ton von drüben erlauschen könne. Ihm war warm, denn er nahm seine Halsbinde ab und stand lange unbeweglich am Fenster, bis die kühle Nachtlust sein Zimmer durchzogen hatte und drüben das letzte Licht erloschen war. Dann schloß er leise die Flügel und ging zu Bett.

Vorsichtig war das nicht, denn der Prinz, dessen Gesundheit ohnedies leicht zerstört wurde, fühlte sich am nächsten Morgen stark erkältet, der Leibarzt ward eilig gerufen, der Prinz mußte das Bett hüten.

Als dem Fürsten die Erkrankung des Erbprinzen gemeldet wurde, gerieth er in sehr üble Laune. „Grade jetzt!“ rief er, „er hat alles Unglück eines kränklichen Menschen.“ Noch als der Professor gemeldet wurde, war die Weise, in welcher der Fürst die Meldung annahm, so kalt und wegwerfend, daß der Kammerherr um die nächste Stunde des Professors besorgt wurde. Indeß übten die lange Gewöhnung sich huldreich darzustellen und die sichere Haltung des Professors besänftigenden Einfluß, nach wenigen einleitenden Worten ver setzte der Fürst die Unterhaltung nach Italien, es fand sich, daß der Professor in Briefwechsel mit einem vornehmen Römer von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit stand,

den der Fürst zu seinen näheren Bekannten zählte, und daß er in Italien auch in den Kreisen gelebt, welche dem Fürsten bei seiner letzten Reise wohlgethan hatten. Dadurch wurde der Professor dem Fürsten allmählig in ganz anderes Licht gestellt, er hatte ihn als ein gleichgültiges Werkzeug herzugeholt und sah jetzt in ihn einen Mann, der persönliche Achtung zu fordern hatte, weil er mit Andern bekannt war, deren Stellung der Fürst respectirte. Darauf frug der Fürst, wie es mit der verlorenen Handschrift stehe und beobachtete lächelnd den leidenschaftlichen Eifer des Professors, als dieser ihm von der neuen Spur berichtete, die er in den Akten gefunden. „Es wird gut sein, wenn Sie mir in einem Memorial den ganzen Stand der Angelegenheit auseinandersetzen, das kommt meinem Gedächtniß am besten zu Hülfe; fügen Sie bei, welche Förderung Sie von mir oder meinen Beamten irgend wünschen.“ Der Professor war dafür sehr dankbar.

„Ich lasse mir nicht nehmen, Sie selbst in das Antikenkabinet zu führen,“ fuhr der Fürst fort, „ich will dabei erfahren, wie ein Gelehrter, der volles Sachverständniß hat, die stillen Freuden eines übel unterrichteten Sammlers ansieht.“

Die Thüren flogen auseinander, der Gelehrte betrat an der Seite des Fürsten die weiten Säle. „Wir gehn zuerst flüchtig durch die Zimmer, damit ich Ihnen kurz Inhalt und Anordnung vorführe,“ sagte der Fürst. Er berichtete, der Professor blickte auf eine Fülle von

hübschen und lehrreichen Ueberresten des Alterthums, auf Vieles, was ihm ganz neu war. Bald überließ der Erklärer den Gelehrten seinem eigenen Auge. Und jetzt gab dieser die Erläuterung; hier eine Inschrift, die wahrscheinlich noch Niemand abgeschrieben hatte, dort ein Thongefäß mit sehr interessantem Bilde, dort eine Statuette, merkwürdige Variation eines berühmten antiken Bildwerks, hier die unbekannte Münze eines römischen Geschlechts mit einem Familienwappen, dort wieder eine lange Reihe von Amuletten mit räthselhaften Zeichen. Es war dem Fürsten Freude, Unscheinbares als bedeutend zu erkennen und jeden Augenblick über Werth und Namen neue Aufschlüsse zu erhalten, der Professor aber hatte den Tact lange Erklärungen zu vermeiden. Er selbst blickte mit frischer Freude auf die Sammlung. Grade war für ihn eine Zeit gekommen, wo er nicht durch größere Arbeiten beschäftigt, eine heitere Empfänglichkeit für Eindrücke mitbrachte, und bei jedem Schritt empfand, wie reizvoll die neuen Anschauungen waren, welche er erhielt. Denn sehr Vieles stand hier, was zu näherer Untersuchung lockte. Von dem schönen Behagen, welches er darüber fühlte, ging etwas auf den Fürsten über. Seine Fragen und die Antworten des Professors nahmen kein Ende, bei vielen Stücken freute den Fürsten zu erzählen, wie er dazu gekommen, und der Professor wußte ihn immer mit kleinen Geschichten ähnlicher Funde zu neuem Berichte zu veranlassen. So vergingen einige Stunden, ohne daß der Fürst Ermüdung merkte,

und er war höchlich erstantt, als ihm die Meldung wurde, daß die Stunde des Diners nahe sei. „Das ist nicht möglich,“ rief er, „Sie verstehen die schwerste aller Künste, die Zeit vergessen zu machen. Ich erwarte Sie bei Tafel, morgen sehen Sie, ungestört durch mein Dazwischenreden, die Sammlung noch einmal an, dann gönnen Sie mir auch darüber schriftlichen Bericht, was die Aufstellung zu wünschen läßt, und wie zu machen ist, daß das Beachtungswerthe auch der Wissenschaft zu gute kommt.“

Bei Tafel — es war Niemand anwesend als einige Cavaliere, denen der Professor nach dem Rath des Kammerherrn schon am Morgen seinen Besuch gemacht — wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Der Fürst erzählte viel von Italien und verfehlte nicht im leisen Anschlag auch die persönlichen Beziehungen des Professors zu Bekannten des Fürsten durchklingen zu lassen, damit sein Hof über den Mann, der ihm gefiel, unterrichtet werde. Es war eine hübsche rollende Unterhaltung, und ehe der Fürst die Gesellschaft verließ, wandte er sich noch einmal zum Professor und sagte: „Ich wünsche lebhaft, daß Sie sich bei uns wohl fühlen, ich hoffe auf mehr als einen Tag, der für mich so anmuthig wird, als der heutige.“

Auch dem Professor war der Tag eine rechte Erfrischung gewesen, und in gehobener Stimmung sagte er beim Herausgehen zu dem Obersthofmeister: „Des Fürsten Hoheit versteht gut, Wohlthuendes zu sagen.“

Der Obersthofmeister neigte artig das weiße Haupt: „Das ist Beruf der Fürsten.“

„Wohl,“ fuhr der Professor freudig fort, „aber so warmes Eingehen auf Einzelheiten bei einem ziemlich entlegenen Gebiete wissenschaftlicher Forschung war mehr, als ich vorausgesetzt habe.“ Der Obersthofmeister machte eine höfliche Bewegung, welche andeuten sollte, daß er nicht gesonnen sei, zu widersprechen, ließ sich einen altfränkischen kleinen Mantel umhängen, neigte sich schweigend gegen die Herren, welche in ähnlicher Thätigkeit begriffen waren, und stieg in seinen Wagen.

Der Fürst war an Geist und Bildung der Mehrzahl seiner Standesgenossen überlegen. Er hatte viel von der Elasticität seiner Jugend in das höhere Mannesalter gerettet, sein körperliches Befinden war vortrefflich und er pflegte seine Gesundheit sorgfältig, er durfte sich im Nothfall noch Anstrengungen zumuthen, welche einem jüngeren Mann hart gewesen wären. Als junger Herr hatte er sich den Wallungen der damals modischen Poesie mit offener Empfindung hingeegeben, höher und freier fühlen als andere Menschen war ihm eine willkommene Lehre gewesen. Er hatte damals in Briefwechsel mit namhaften Gelehrten und Künstlern gestanden, erzählte gern, wie er einem hervorragenden Geist da und dort näher getreten war, und eine berühmte Sängerin

bewahrte noch in alten Tagen ein besonders kostbares Armiband, das er ihr einst auf der Bühne in leidenschaftlichem Enthusiasmus selbst um den Arm gelegt hatte. Aber seine Jugend- und Manneszeit war in eine schwache kränkliche Periode unserer Entwicklung gefallen. In den Jahren, wo ein fremder Eroberer die deutschen Fürsten behandelt hatte, wie die große Mehrzahl derselben verdiente, hatte auch er, noch ein Jüngling, sich vor dem Fremden gebeugt und den Sinkenden zu rechter Zeit verlassen, um sich die Aussicht auf sein Land zu retten. Seitdem hatte er über verkümmerte Menschen geherrscht, denn er hatte sein Gebiet in einer Zeit großer Erschöpfung übernommen, er hatte wenig darin gefunden, was er zu ehren und zu scheuen gezwungen war, selten ein Recht, das von festen Männern gegen ihn geltend gemacht wurde, keine öffentliche Meinung, welche stark genug war, seinen Uebergriffen die geschlossene Faust eines einmüthigen Entschlusses entgegen zu halten. Sein Land wurde durch die Beamten regiert, die Beamtenstellen immer wieder vermehrt, über jeden verlorenen Schlüssel einer Dorffirche wurde ein Aktenbündel angelegt, er ließ dies weitläufige Formenwesen, in dem die Bevölkerung wie erstarrt dahinlebte, ruhig gewähren, und sorgte nur dafür, daß die Beamten, wo einmal sein persönliches Interesse in das Spiel kam, gefügige Diener waren, welche ihm Geld schafften und ein vergangenes Unrecht ihres Herrn behend der Deffentlichkeit entzogen.

Er selbst war, wo er mit seinem Volk in Verbindung trat, leutselig und von bester Laune, machte den Bittenden leicht, ihm zu nahen, hörte gefällig alle Klagen und schob theilnehmend die Schuld auf die Beamten. Er war nicht unpopulär; zuweilen murrten Unzufriedene über die hohen Steuern und über kostspielige Ausgaben ihres Fürsten, hier und da drang eine Anekdote aus seinem Privatleben in die Deffentlichkeit, aber die neue Zeit, welche sich auch in seinem Lande regte, kämpfte nur schwach in unbehülflichen Anläufen gegen das System seiner Regierung. Und obgleich er als Regent keine Neigung zeigte, Uebelstände aus eigenem Willen zu bessern, erschien er den Fernstehenden doch als ein humaner, persönlich gutherziger Mann. Er hatte für Jeden einen freundlichen Gruß, ein gnädiges Wort bereit, er wußte viel von den Privatverhältnissen seiner Unterthanen und erwies den Einzelnen bei Gelegenheit seine persönliche Theilnahme; er liebte die Kinder, denn er blieb bisweilen auf der Straße vor hübschen Knaben und Mädchen stehen und frug nach ihren Eltern, veranstaltete alljährlich den Schulkindern seiner Residenz ein Fest, erschien selbst dabei, lachte und freute sich über ihre Spiele.

Sein Hof war in vieler Beziehung ein Muster von Ordnung und gefälligem Schein. Auch gegen seine Umgebung blieb er der vornehme Mann, und erreichte, was für einen Fürsten das Schwerste ist, daß die, welche ihn täglich umkreisten, fast immer ein

Gefühl seiner Ueberlegenheit hatten. Er war nie Militär gewesen, er enthielt sich nicht sarkastischer Bemerkungen über die kriegerischen Passionen anderer Fürstendynastien, und sein Hof blieb lange Zeit frei von der militärischen Umgebung, welche an Nachbarhöfen den Dienst der alten Chargen in den Hintergrund drängte und Uebelstände der früheren Hofordnung mit neuen vertauschte, welche nicht geringer waren. Allmählig freilich machte auch er der Mode einige Zugeständnisse, auch seine Adjutanten wurden einflußreiche Mitglieder des Hofhaltes. Der Dienst bei ihm galt nicht für bequem, und er war trotz seiner Ruhe von den Herren seines Hofhaltes gefürchtet. Denn es gab Stunden, wo, wie es schien, sein gehaltenes Wesen nicht nur mit Härte versehen war, sondern mit einer ganz fremdartigen Zuthat, in solchen Augenblicken fiel ein cynischer Scherz oder ein brüskes herausforderndes Urtheil von seinen Lippen und er verlor jede Rücksicht auf Stimmung und Ansprüche seiner Umgebung. Aber Cavaliere und Adjutanten ertrugen die geheimen Dornen ihrer Stellung ohne die laute Kritik, welche sonst wohl von der Umgebung souveräner Herren ausgeht. Denn der Fürst verstand es, sie vor Fremden zu heben. Er hielt streng auf Etikette, auch zu ihren Gunsten, vertrat geschickt ihr Interesse bei den Courtoisiegeschenken, bei Orden und Brillanten, welche fremde Herrschaften seinem Hofe zu machen verbunden waren; er muthete ihnen nie zu, was gegen die Würde ihres Amtes war. Und er wußte

Fremden gegenüber sich und seinen Hoffstaat stets würdig zu behaupten.

Seine Gemahlin war früh gestorben, der bleichen zarten Dame bewahrten die Bewohner der Residenz immer noch ein dankbares Andenken. Man erzählte, daß die Ehe keine glückliche gewesen sei, doch die Trauer des Fürsten nach dem Verlust war heftig und dauernd, er sprach noch immer mit großer Zärtlichkeit von der Geschiedenen, und heftete selbst alljährlich am Todestage einen Kranz an ihr Grabgewölbe.

Er hatte zwei Kinder. Das älteste, die Prinzessin, war nach dem Tode des Gemahls an den Hof zurückgekehrt, und der Fürst behandelte sie vor den Augen des Hofes und des Volkes mit besonderer Rücksicht. Dem Hofprediger hatte er ihretwegen sein ganzes Herz aufgeschlossen. „Ich sähe sie gern auf's Neue vermählt, sie hat das Recht, Ansprüche an das Leben zu machen, das Herz ist warm, die Natur kräftig, und meinen Erfahrungen nach hat ein langer Wittwenstand für eine Fürstin viele Uebelstände. Aber ich fürchte, sie wird widerstreben. Ich bin gegen dies Kind vielleicht immer ein schwacher Vater gewesen. Sie wissen, hochwürdiger Herr, wie sehr sie immer mein Liebling war.“ Darauf hatte der fromme Herr mit gefalteten Händen ausgerufen: „Ich weiß es, und ich weiß, wie warm das Herz der durchlauchtigsten Prinzessin an ihrem geliebten Vater hängt.“ Auch das Volk merkte, daß der Fürst ein guter Vater war. An jedem Geburtstage der Tochter wurde

großes Hoffest befohlen, und als der Fürst einst in dieser Zeit auf Reisen gewesen war, erschien er doch wider Erwarten am Abend des Geburtstages in der Loge der Prinzessin, küßte noch in Reisekleidern die hohe Dame vor allem Volk auf die Stirn und sagte, daß er seine Rückkehr beeilt habe, um ihr zum Feste seinen Glückwunsch zu bringen. Auch sonst versäumte er keine Gelegenheit, ihr kleine Artigkeiten zu erweisen, die bei jedem Vater den Eindruck liebenswürdiger Ritterlichkeit machen, beim regierenden Herrn doppelt werthvoll sind. Vor jedem Ball sandte er selbst der Tochter einen Blumenstrauß, und jedesmal ließ er sich denselben vorher durch den Hofgärtner in das Schloß bringen, um ihn anzusehen. Er hatte gern, wenn distinguirte Reisende auch vor den Gemächern der Prinzessin ihre Ankunft melboten, und achtete genau darauf, ob sie sich während ihrer Tournee durch den Saal auch gut unterhielt. Die Nebensterne irdischer Hoheit haben bei ihrem Umkreisen in der Gesellschaft auf die Bewegungen der Hauptsonne geheime Rücksicht zu nehmen, die Prinzessin vergaß wohl einmal vor einem interessanten Gast diese Rücksicht, dann verzögerte er um ihretwillen seinen Aufbruch, sah lächelnd nach ihr hin und hatte einen bequemen stehenden Cavalier noch etwas Scherzhaftes zu fragen. Der Hof wußte freilich, daß in solchen Augenblicken die Scherze herber Natur waren, und man beeiferte sich dann gar nicht in seiner Nähe zu stehen. Denn trotz der großen Mühe, welche sich der Fürst gab, sein Verhältniß zur Prinzessin

gut darzustellen, behauptete man doch, daß er sie in der Stille mit Abneigung betrachte. Wohl ist einem Fürsten möglich, seiner täglichen Umgebung in wichtigen Dingen undurchdringlich zu bleiben, aber es ist fast unmöglich, sie dauernd zu täuschen.

Anders war die Stellung des Vaters zum Sohn. Dieser war als ein kränklicher schüchterner Knabe durch die herrische Weise, in welcher der Vater seine Erziehung überwachte, noch unsicherer geworden. Der Knabe hatte kein Talent gehabt, sich wirkungsvoll darzustellen, noch jetzt wurde ihm schwer, in der Unterredung mit Fremden seine Schüchternheit zu überwinden. Wenn ihm die Liste der Eingeladenen überreicht wurde, und er überlegte, was er mit den Einzelnen sprechen sollte, so fielen ihm selten geschente Fragen ein, und was er dann etwa vorbrachte, kam noch so ungeschickt heraus, daß man deutlich merkte, er hatte den Kram einstudirt. Selbst dem Hofe gegenüber war der Prinz schweigsam und theilnahmslos, Damen und Herren waren deshalb geneigt anzunehmen, daß er ein wenig bête sei. Der Vater behandelte ihn mit Nichtachtung, und dem Sohne gegenüber klang seine Stimme zuweilen kurz und hart, als wenn es sich nicht der Mühe lohne, die Geringschätzung zu verbergen.

Darin aber that man dem Fürsten Unrecht. Ein regierender Herr sieht in dem Sohn leicht den jüngern Rivalen. Der Sohn wird sein Nachfolger, er ist dazu da, schon in der nächsten Generation seinen

Vater vor aller Welt zu widerlegen, seine Einrichtungen unzustossen, die Unzufriedenen und Gegner zu versöhnen. Es ist unvermeidlich, daß ihm einmal, wenn er Herr geworden, der Blick auf Vielem haftet, was unter der früheren Regierung nicht gut gewesen ist, daß ihm Alles zugetragen wird, was sein Vater im Geheimen gefehlt und gesündigt hat. Das war auch für den Fürsten Grund genug, den Erbprinzen fremd und kalt zu behandeln. Jetzt war er ein Nichts, ein machtloser Slave, der jeden Thaler nur durch die Gnade des Vaters erhielt, einst sollte er Alles sein. Aber der Sohn war in seinen Augen unbedeutend, wie willenlos bewegte er sich in vorgeschriebenem Gleise, er hatte nie getrozt, war mit Allem zufrieden, hatte sich schweigend und ehrerbietig jedem Befehle gefügt, es war nicht anzunehmen, daß er in Wahrheit selbst regieren würde, er konnte den Vater schwerlich in Schatten stellen. So kam zu der ruhigen Nichtachtung, welche in der Seele des Vaters lebte, allmählig ein kühles, fast mitleidiges Wohlwollen. Die furchtsame Unterwürfigkeit des Prinzen war dem Fürsten sehr bequem, es wurde ihm behaglich, das schwache Rohr, welches die Zukunft seiner Familie tragen sollte, für das Leben mit den Stützen zu versehen, welche der Fürst zu geben verstand. Ihm gegenüber gab er sich wie er war, was er etwa für ihn that, geschah mit der Empfindung, daß er nicht sich, sondern einem Andern Gutes erwies.

Und grade jetzt, wo der Fürst sich bemüht hatte,

dem Erbprinzen eine Freude zu machen, wurde dieser krank!

Else ging mit Gabriel durch die Zimmer und versuchte die Einrichtung nach ihres Herzens Wunsch zu stimmen, sie rückte über den Tischen, prüfte den Zug an den Vorhängen und betrachtete mißtrauisch die Malerei der Porzellanvasen. „Kaufen Sie in der Stadt einen Lampenschleier, den hängen wir über die große Uhr.“

„Es ist ohnedies noch eine andere da, welche sich nicht weigert, zu gehen,“ versetzte Gabriel. „Auch hört man die Uhr vom Schlosse, aber sie schlägt so traurig, daß man die Geduld darüber verliert. Mich wundert, daß in dieser schönen Einrichtung Eines fehlt, und das ist eine Uhr mit dem Rufuf. Der würde sehr passen, er macht Leben, wenn er seine Thür öffnet und tiefe Complimente schneidet, ist es ganz wie bei Hofe. Denn höflich sind sie hier, wenn auch das Gemüth hinterlistig ist. Dem Lakaien traue ich nicht, er fragt mich zu sehr aus. Wie wär's, wenn man den abschaffte? Ich bin doch allein im Stande, mit dem Mädchen diese Wirthschaft zu besorgen. Gefocht kann nicht werden, es ist gar keine Küche da, man muß wegen jedem Topf warmen Wassers hinübergehen unter die Weißjacken, die im Keller wie Geister durcheinander wirthschaften.“

„Da hilft nun nichts,“ entschied Else, „wir müssen uns in die Ordnung gewöhnen, Hoffahrt will Noth leiden, Geheimnisse haben wir nicht und ich weiß, Sie werden vorsichtig sein.“

„Die Gärtner haben auch einen Tisch und Stühle vor das Haus gestellt und Blumen darum,“ sagte Gabriel, „darf ich die Arbeit hinunter tragen? Die Sonne scheint warm.“

Use trat vor das Haus, neben der Thür war ein Raum durch aufgestellte Topfgewächse abgegrenzt, ein traulicher Platz im warmen Mittagslicht, man überjah aus dem grünen Versteck die Wege und den geschorenen Rasenteppich bis zu den Mauern des Schlosses. Use saß auf dem Gartenstuhl nieder, hielt ihre Stickerie in den Händen und blickte hinüber auf den großen Steinpallast, der sich mit seinem Thurm und neuen Seitengebäuden einige hundert Schritt von ihr erhob. Dort wohnten die Großen der Erde, denen sie plötzlich so nahe gekommen war. Sie zählte die Reihe der Fenster und dachte, daß viel mehr als hundert Stuben und Säle darin sein müßten, alle stattlich und vornehm eingerichtet, und sie überlegte, wie viel Menschen wohl dazu gehörten, ein solches Gebäude zu füllen, damit es nicht leer und öde aussehe. Der Tritt eines Mannes störte ihre Gedanken. Ein Herr in gesezten Jahren ging auf dem Kiesweg, er näherte sich, es war der Fürst. Use stand erschrocken auf, der Fürst trat langsam auf sie zu. „Madame Werner?“ frug er, seinen Hut berührend. Use verneigte sich tief, ihr pochte das Herz, unvorbereitet stand sie dem Manne gegenüber, der ihr in der ganzen Mädchenzeit als der höchste Mensch auf Erden gegolten hatte. Wenn sie ihn einmal gesehen, war es

immer nur in vornehmerem Vorüberschreiten gewesen, und doch hatten ihre Gedanken seit den Jahren, wo sie ihn mit Krone und Scepter eines Kartenkönigs schmückte, in scheuer Ehrfurcht an ihm gehangen. Oft, wenn sie den Erbprinzen ansah, hatte sie versucht, sich vorzustellen, wie sein Vater sein müsse; was sie etwa über ihn gehört, hatte nicht geholfen, ihr die Bangigkeit zu vermindern.

Der Fürst sah mit Wohlgefallen auf das schöne Weib vor ihm, welches in stummer Betroffenheit den schmeichelhaftesten Gruß entgegenbrachte. „Sie sind mir nicht fremd,“ begann er, „und Sie haben Ursache, mit den Jahren zufrieden zu sein, welche seit meiner Fahrt über den Hof Ihres Vaters vergangen sind. Versuchen Sie jetzt, wie sich's bei uns lebt. Auch wir freuen uns des Frühlings, und ich sehe, die Sonne blickt freundlich auf den Platz, wo Sie sich ansiedeln.“ Er setzte sich auf einen Gartenstuhl, indem er auf einen andern wies. „Lassen Sie sich in Ihrer Arbeit nicht stören, ich bin ein Spaziergänger, der einen Ihrer Stühle erbittet, wenige Minuten zu rasten.“

„Die Arbeit lag in müßiger Hand,“ antwortete Ilse, „ich sah hinüber nach dem Schloß und überdachte, wie groß der Haushalt sein muß, der so viel Raum fordert.“

„Es ist ein alter Bau,“ bemerkte der Fürst, „manches Jahrhundert hat gearbeitet, ihn zu vergrößern, und doch will nach der Meinung meiner Beamten der Raum

immer noch nicht reichen. Man breitet sich leicht anspruchsvoll aus. Aber grade dann erfreut es wieder einmal, sich ganz in's Enge zu ziehen, ich selbst habe sonst diesen Pavillon bewohnt, allein, mit wenigen zuverlässigen Dienern. Solche Einsamkeit that wohl."

"Das kann ich mir denken," versetzte Ilse theilnehmend. „Uns kleinen Leuten aber ist neu, ein so großes Wesen so prächtig eingefaßt zu sehen. Schloß und Hofhalt stehen unter den blühenden Bäumen, wie ein großer Edelstein im Golde. Mir ist's von Herzen lieb, daß ich Ew. Hoheit Haus und Leben jetzt so in der Nähe erblicke, man hat doch einen Anhalt und weiß, wie man sich die Umgebung des gnädigsten Landesherrn denken soll."

"Sie betrachten sich also noch als Kind des Landes," sagte der Fürst lächelnd.

"Das ist natürlich," antwortete Ilse. „Von klein auf habe ich von Ew. Hoheit als unserm Oberherrn gehört, so oft ich in die Zeitung sah, fand ich Ew. Hoheit Namen unter den Befehlen, überall habe ich Ew. Hoheit Bild gesehen, und seit ich in die Kirche ging, habe ich für Ew. Hoheit Glück und Gesundheit gebetet. Das giebt ein Verhältniß, es ist freilich einseitig, denn Ew. Hoheit können sich nicht um uns Alle kümmern, wir aber denken und sorgen viel um den Landesherrn."

"Und besprechen ihn auch zuweilen unzufrieden," versetzte der Fürst in guter Laune.

"Wie's grade kommt, gnädigster Fürst," versetzte

Alse ehrlich, „man spricht auch von seinen Nachbarn nicht immer das Beste. Zuletzt in Ernst und Noth kommt doch das gute Herz zum Vorschein. Eben so ist es mit dem Landesherrn, Jeder macht sich von ihm ein Bild nach seinem Wissen und Meinen, hofft auf ihn und zürnt mit ihm, zuletzt denkt er doch daran, daß sein Fürst und er zu einander gehören.“

„Es wäre zu wünschen, daß so billiger Sinn sich an jedem Unterthan erwiese,“ entgegnete der Fürst. „Aber die Treue wankt, die persönliche Zuneigung schwindet.“

„Viele wissen auch zu wenig von ihrem Landesherrn,“ entschuldigte Alse, „wie soll man ihm gut werden, wenn man wenig von ihm sieht? Denn das Sehen thut viel; wir um Kossau haben selten die Ehre, unsern Fürsten mit Augen zu erblicken.“

„Die Gefinnung jener Gegend wird mir als unzuverlässig geschildert,“ versetzte der Fürst.

„Wir sitzen im Winkel, aber wir haben auch unser Herz. Ew. Hoheit erinnern sich kaum noch an die Mädchen von Kossau, welche Ew. Hoheit vor siebenzehn Jahren an der Ehrenpforte empfingen. Es waren ihrer zwanzig, mehr hatte die kleine Stadt nicht aufgebracht. Sie trugen aber alle die Landesfarben an Nieder und Rock, die Kleider mußten sie sich natürlich selbst kaufen. Eine der Mädchen war blutarm, sie war aber hübsch und sollte nicht wegbleiben, da nähte sie wochenlang vorher in der Nacht, sich das Geld zum

Kleide zu schaffen. Noch in ihrer letzten Krankheit, denn sie ist jung gestorben, bat sie, man möchte ihr im Sarge dasselbe Kleid anziehen, denn der Tag war ihre größte Freude und Ehre gewesen. Ew. Hoheit aber konnten sich damals gar nicht aufhalten, fuhren schnell durch die Ehrenpforte und haben vielleicht die Mädchen nicht einmal gesehen."

Während Ilse sprach, warf sie verstohlen Semmelkrumen zur Seite. Der Fürst sah auf ihre Hand. Ilse entschuldigte sich. „Der Fink ruft seinem gnädigsten Landesherrn zu: „Gieb, gieb.“ Die kleinen Brodecker hier sind gut gezähmt."

„Sie werden wahrscheinlich von der Dienerschaft gefüttert," sagte der Fürst.

„Die Thiere zu lieben ist auch unsere Landesart," rief Ilse, „und zahme Vögel stehen einem Herrschloß gut, denn hier soll Alles ein fröhliches Zutrauen haben."

Dem Fürsten fiel der Handschuh zur Erde, die loyale Ilse bückte sich eilig darnach, der Herr sah einen Augenblick sinnend auf Ilses Kopf und Büste. Er stand langsam auf. „Ich hoffe, Madame, daß auch Sie unter die Fröhlichen gehören, welche gutes Vertrauen zu dem Besitzer dieses Grundstücks haben. Als Hauswirth, der sich nach dem Befinden seiner neuen Miether erkundigt hat, wünsche ich Ihnen, daß Sie hier auch selbst etwas von dem Behagen empfinden mögen, welches Sie Andern mitzutheilen wissen." Er grüßte

artig zu Ihes ehrfurchtsvoller Verneigung und ging dem Schlosse zu.

Dort erwartete ihn der Kammerherr, über das Befinden des Erbprinzen zu berichten: „Se. Hoheit ist leider noch genöthigt, das Bett zu hüten.“

„Er soll sich ruhig pflegen,“ versetzte der Fürst gnädig, „und das Zimmer ja nicht zu früh verlassen.“

Im Pavillon.

Die prächtigen Irisfarben, womit Ilse in den ersten Tagen ihren neuen Aufenthalt geschmückt hatte, verblichen allmählig. Wie an Stelle des Haushofmeisters und der empfangenden Sakaien jetzt ein einzelner Diener in dunklem Rock neben Gabriel trat, so kleidete sich auch alles Andere, was Ilse umgab, Wohnung und Menschen, in die bescheidenen Farben gewöhnlicher Erdentage. Das war in der Ordnung und Ilse sagte das selbst ihrem Gatten. Nur Eines war ihr nicht recht, daß sie von ihrem Felix jetzt mehr getrennt war, als in der Stadt. Den Morgen und einen Theil des Nachmittags arbeitete er im Antikensabinet, viele Stunden auch für seine eigenen Zwecke im Archiv und unter den Akten des Marschallamtes, deren einsames Zimmer ihm bereitwillig geöffnet wurde; kam er nach Hause, so hatte er zuweilen Eile, sich zur fürstlichen Tafel umzukleiden, und Ilse speiste allein. Wie gewandt der fremde Diener die große Zahl der Schüsseln auftrug, ihr war die einsame Mahlzeit ungewohnt und traurig. Nur die Mehrzahl der Abende verging ihr in neuer Unterhaltung,

dann hielt ein fürstlicher Wagen vor dem Pavillon und entführte sie mit ihrem Gatten in das Theater. Als sie zum ersten Mal die geschlossene Loge nahe der Bühne betrat, freute sie sich des bequemen Platzes, der ihr erlaubte, ungestört durch das Publikum der Vorstellung zu folgen. Wenn sie sich in ihrer Loge zurücklehnte, sah sie nichts von dem Zuschauerraum, nur den Sitz des Fürsten gegenüber. Das Theater war sehr stattlich, Dekorationen und Kostüme viel reicher, als sie in der Universitätsstadt gesehen hatte, bei der Oper einige gute Sänger. Hingerissen von der Aufführung merkte sie nicht, wie neugierig das Publikum nach ihr hinsah, daß auch der Fürst sein Augenglas oft auf sie richtete. Bald kam sie zu der Ansicht, daß das Theater noch das beste Vergnügen der Residenz sei, und der Gatte hielt darauf, daß sie diese Zerstreuung nicht entbehrte, obgleich er selbst vielleicht vorgezogen hätte, über seinen Büchern zu bleiben oder ein Alfenbündel des Archivs zu durchsuchen. In den Zwischenakten sah Else dann neugierig hinunter auf die Menschen, die ihr alle fremd waren, und sagte zu Felix: „Hier ist doch die einzige Gelegenheit, wo ich noch Frauen in meiner Nähe habe.“

Demn in den Tagesstunden fühlte sie die Einsamkeit. Der Vater hatte einen Geschäftsfreund in der Stadt, sie war gleich am ersten Tage hingegangen, aber in der Familie des kleinen Kaufmanns fand sie Niemand, der ihr zusagte; sie war nach Anweisung des Kammerherrn mit Felix bei den Damen des Hofes um-

hergefahren ihren Besuch zu machen, in den meisten Häusern war Niemand zu Hause gewesen und sie hatte Karten abgegeben. Spärlich kamen die Gegenbesuche, und es traf sich immer, daß Ilse, wenn sie einmal in die Stadt oder den Schloßgarten gegangen war, bei der Heimkehr die Karte einer Dame auf dem Tisch fand. Das war ihr gar nicht lieb, denn sie wollte doch wissen, wie sich mit den Frauen hier umgehen ließ. Zwar einige Herren des Hofes stellten sich in den Morgenstunden ein, der Kammerherr und der Hofmarschall, aber auch die Besuche des Kammerherrn wurden kürzer, er sah gedrückt aus, und sprach fast nur von der anhaltenden Unpäßlichkeit des Erbprinzen.

Sehr begierig war Ilse, die Prinzessin kennen zu lernen. Am zweiten Tage nach der Ankunft brachte der Kammerherr die Kunde, daß Ihre Hoheit Herrn und Madame Werner zu festgesetzter Stunde sehen wolle. Ilse stand neben dem Gatten unter Seide und Vergoldung eines fürstlichen Zimmers, die Thür flog auf, eine junge Dame in Halbtrauer schwebte herein. Ilse erkannte auf den ersten Blick die Schwester des Erbprinzen, eine feine zierliche Gestalt, dieselben Augen, nur kecker und glänzender, um den feinen Mund ein reizendes Lächeln. Die Prinzessin neigte gegen sie ernst das kleine Haupt, sprach einige artige Worte zu ihr und wandte sich dann zu Felix, mit dem sie sogleich in lebhaftes Gespräch kam. Ilse sah mit Bewunderung auf die leichten Bewegungen, auf den Tact, mit welchem

die Prinzess Freundliches zu sagen wußte, sie merkte bald, daß aus der schönen Hülle ein lebhafter Geist hervorblickte, den Antworten des Gatten folgten blickschnell gescheute Einfälle der erlauchten Dame. Zum Schluß wandte sich die Prinzessin wieder an Alse und sagte, wie sehr ihr Bruder bedaure, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie hier zu sehen. Worte und Ton waren sehr gütig, und doch lag etwas von Stolz und fürstlicher Würde darin, was Alse weh that. Als der Professor bei der Rückfahrt mit Wärme von der lebenswürdigen Dame sprach und ausrief: „Das ist ein ungewöhnlich klarer Geist, wie ihr Aussehen ist auch ihre innere Arbeit von elfenhafter Anmuth,“ da schwieg Alse still, sie fühlte, daß der Gatte Recht hatte, aber ihr war, als hätte die Prinzessin sie ausgeschlossen von der Annäherung, welche sie ihrem Felix gestattete.

In dieser Stimmung war ihr eine Aufmerksamkeit überraschend und werthvoll. Seit jener Unterredung mit dem Fürsten überbrachte ihr der Hofgärtner jeden Morgen zu derselben Stunde eine Schüssel der prächtigsten Blumen im Auftrage des hohen Herrn. Dabei blieb es nicht, wenige Tage darauf kam der Fürst wieder heran, als Alse vor der Thür saß. Er frug, ob ein leiser Windzug nicht rathsam mache, in das Haus zu treten; sie geleitete ihn in die Zimmer, er saß dort nieder, forschte angelegentlich, wie sie sich unterhalte, ob sie Bekannte in der Stadt gefunden, und war so gütig um ihr Wohlbefinden bemüht, daß Alse dem Gatten nach seiner Heim-

kehr sagte: „Wie trügerisch ist doch die Ansicht, die man sich über fremde Menschen bildet. Als ich hierher kam, dachte ich mir den Herrn als einen recht hinterhaltigen Mann, und er ist so freundlich und sieht aus wie ein recht guter Hausvater. Nun — Strenge mag bei der großen Wirthschaft hier wohl manchmal nöthig sein.“

Das kurze Ansprechen des Fürsten wiederholte sich. Beim nächsten Mal traf er den Professor neben seiner Gattin. Diesmal war der Fürst ernster als sonst. „Wie waren Sie mit dem Erbprinzen zufrieden?“ frug er den Professor.

„Die Vortragenden rühmten seinen Fleiß, unter den Studenten hatte er Popularität gewonnen, man sah ihn allgemein mit Bedauern scheiden.“

Der Fürst horchte auf das Wort Popularität. „Wie hat der Prinz verstanden sich diese zu erwerben?“

„Er hat Redlichkeit und entschiedenen Willen bewiesen, man hatte Zutrauen zu seinem Charakter.“

Der Fürst sah prüfend auf den Professor und erkannte aus der ruhigen Haltung, daß dies nicht unwahre Höflichkeit war.

„Die Zuneigung der Studenten hat sich auch beim Abgange des jungen Herrn durch ein feierliches Ständchen bewiesen,“ fiel Ilse ein.

„Ich weiß,“ versetzte der Fürst, „ich nahm an, daß Weidegg dabei etwas reichlich das Seine gethan habe.“

„Es war freier Wille und warme Empfindung der Studentenschaft,“ versicherte der Gelehrte.

Der Fürst schwieg.

„Auch uns Frauen ist der junge Herr lieb geworden,“ setzte Ilse das Lob fort, „und in unserm Hause sahen wir traurig den Stuhl leer, auf dem Se. Hoheit an unsern Thecabenden gegessen hatte.“

Immer noch schwieg der Fürst, endlich begann er in herbem Ton: „Was Sie mir sagen, überrascht mich. Ich darf Sie als Lehrer des Prinzen betrachten und zu Ihnen offener sprechen als gegen meine Umgebung. Der Prinz ist eine schwache Natur, und ich habe kein Vertrauen zu seiner Zukunft.“

„Bei uns machte er den Eindruck, daß hinter schlichter Zurückhaltung doch Anlage zu einem wackern und charakterfesten Wesen vorhanden sei,“ versetzte der Professor ehrerbietig.

Ilse dachte, daß jetzt der Augenblick sei, dem Prinzen etwas Gutes durchzusetzen. „Wenn ich wagen darf, vor Ew. Hoheit auszusprechen, was auch mein Gatte denkt, der Prinz wünschte sich nähere Kenntniß der Landwirthschaft; da ich auch vom Lande bin, so werden Ew. Hoheit mir verzeihen, wenn ich diese Schule unserem theueren jungen Herrn am liebsten gönnen würde.“

„Auf dem Gut Ihres Vaters?“ frug der Fürst kurz. „Wo es auch sei,“ versetzte Ilse arglos.

„Mir selbst hat er nie etwas von solchen Wünschen gesagt,“ schloß der Fürst sich erhebend. „In jedem Falle bin ich Ihnen für den Antheil dankbar, den Sie an seiner Zukunft nehmen.“

Er entfernte sich mit gehaltenem Gruß zu den Geschäften des Tages. Der Tag wurde hart für Alle, welche mit ihm zu thun hatten. Er ritt mit seinem Adjutanten weit hinaus in eine hügelige Waldlandschaft, wo seine Soldaten nach einem Nachtmarsch Felddienst übten. Sonst kümmerte er sich wenig um militärische Einzelheiten, heut hegte er die Leute und seine Adjutanten durch plötzliche Aenderungen der Disposition weit umher. Als die Soldaten ermattet heimzogen, besichtigte er noch ein entferntes Gestüt und eine Waldpflanzung, und strich stundenlang auf rauhen Bergwegen einher. Niemand machte es ihm zu Dank, nur Tadel und bittere Bemerkungen fielen von seinen Lippen. Am Abend war Hofconcert, todtmüde stand der Adjutant im Saale und zählte die Minuten bis zu seinem Rückzuge. Da forderte ihn der Fürst, als er den Hof entließ, noch in sein Arbeitszimmer. Hier setzte sich der Fürst auf einen Lehnstuhl in die Nähe des Kamins und sah in die Flamme, legte zuweilen ein Scheit an, hielt den silbernen Griff des Feuerhakens in der Hand, und schlug nach längern Pausen mit dem eisernen Haken an die metallene Einfassung des Feuerrahmens. Unterdeß stand der Adjutant einige Schritte hinter ihm, eine Stunde, zwei Stunden, einer Ohnmacht nah, erst mitten in der Nacht erhob sich der Fürst und sagte: „Sie werden müde sein, ich will Sie nicht länger aufhalten.“ Er sprach das mit sanftem Tone, aber in seinen Augen glitzerte ein unheimlicher Schein, und der

Adjutant gestand später seinen nächsten Freunden, er werde den Blick nicht vergessen, so lange er lebe.

„Zum dritten Mal hat der Fürst den Pavillon besucht,“ berichtete der Kammerherr dem Erbprinzen, welcher mit verhülltem Hals in seinem Zimmer saß. Der Erbprinz sah auf das Buch nieder, das er vor sich hingelegt hatte. „Fühlen sich die Gäste wohl in ihrer Umgebung?“

„Von Frau Professorin möchte ich das nicht behaupten, ich fürchte, sie geräth hier in eine schwierige Lage. Die auffallende Auszeichnung, welche des Fürsten Hoheit ihr zu Theil werden läßt, und gewisse alte Erinnerungen, welche sich an den Pavillon knüpfen —“

Der Prinz stand auf und sah den Kammerherrn so finster an, daß dieser verstummte.

„Der Fürst war heut sehr ungnädig,“ fuhr der Kammerherr gedrückt fort. „Als ich über Ew. Hoheit Befinden berichtete, fand ich eine Aufnahme, welche nicht ermunthigend war.“

Der Erbprinz trat an das Fenster. „Die Luft ist mild, Weidegg, ich will versuchen, morgen auszugehen.“

Der Kammerherr war sehr unsicher, welche Aufnahme dieser Entschluß des Erbprinzen finden werde, er entfernte sich schweigend.

Als der Prinz allein war, riß er den Shawl von seiner Brust und warf ihn in eine Ecke. „Thor, der ich war, ich wollte sie vor dem Geschwätz bewahren und habe Schlimmeres herbeigeführt. Ich selbst sitze hier in

der Kartause und der Fürst macht ihr an meiner Statt seine Besuche. Es war ein feiges Mittel. Vermag ich nicht abzuwenden, was über die Arme heraufzieht, so will auch ich meine Rolle in dem Stück spielen, das hier beginnt.“

Als der Prinz am nächsten Morgen bei seinem Vater eintrat, begann dieser mit ruhiger Kälte: „Ich höre von Fremden, daß du dir Einblick in eine Landwirthschaft ersieht hast. Der Wunsch ist verständig. Ich will daran denken, wie du Gelegenheit erhältst, diese Kenntnisse irgendwo auf dem Lande zu erwerben. Das wird auch für deine Gesundheit vortheilhaft sein und deiner Neigung zu poetischem Stillleben entsprechen.“

„Ich werde thun, was mein lieber Vater mir befehlt,“ antwortete der Erbprinz und verließ das Zimmer.

Der Fürst sah ihm nach und murmelte: „Kein anderer Laut in seiner Kehle als feige Ergebung, stets dieselbe unterwürfige Geduld. Ihm zückte keine Miene, keine Wimper, als ich das Unwillkommene befahl. Ist möglich, daß dieser schlaffe Knabe in der Verstellung ein Meister ist, der mich und uns Alle hintergeht?“

Wenn Ilse trotz der Auszeichnung, welche der Fürst ihr zu Theil werden ließ, doch etwas von den dunklen Schatten ahnte, welche über dem Pavillon lagen, weit anders war die Stimmung ihres Vatters. Er lebte bereits mitten in kleinen reizvollen Untersuchungen, zu denen ihm das Antikenkabinet Veranlassung gab, und

die Poesie seines ernsten Geistes arbeitete geschäftig, ihn den Aufenthalt in der Residenz mit glänzendem Schein zu umziehen. Er war ein Jäger, der reine Vergnügen athmend mit leichtem Schritt auf seinem Jagdgrund schreitet, während um ihn der Sonnenstrahl Moosgrund und Haidekraut vergoldet. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen, wo in den Bereich seiner Hand kam, was er seit Jahren geträumt hatte. Zwar die neue Spur der Handschrift blieb undeutlich. Was aus jenen Truhen geworden war, die in dem alten Briefe erwähnt wurden, war noch nicht zu ermitteln. In der Bibliothek des Fürsten, in einer Büchersammlung der Stadt fanden sich weder Handschriften noch andere Bücher, welche aus der Habe des Klosters Rossau eingereicht sein konnten. Er hatte die Bekanntschaft mit dem Oberjägermeister erneuert, auch dieser wußte keinen Raum zu nennen, wo altes Jagdgeräth aufbewahrt werde. Er durchlief alte Verzeichnisse des Marschallamtes, nirgend waren die Kisten zu erkennen. Aber befremdlicher blieb, daß der Name eines fürstlichen Schlosses Solitude auch in der Residenz ganz unbekannt war, kein Druckwerk, kein altes Papier enthielt den Namen. Wenn auch durch einen Brand in der Hofkanzlei viele Acten vernichtet waren, aus dem Erhaltenen mußte sich doch eine Kunde auffinden lassen. Doch das Schloß war, wie aus einer alten Sage, verschwunden und versunken; auch außerhalb des fürstlichen Gebietes, in angrenzender Landschaft haftete nirgend dieser Name. Offenbar war er wenig

bekannt und bald mit einem andern vertauscht worden. Wie seltsam aber auch dieser Umstand war, durch die Nachricht des Studenten hatte jener alte Brief des Beamten eine Bedeutung gewonnen, die dem Suchenden guten Erfolg wahrscheinlich machte. Denn erst vor wenig Jahren hatte Jemand, der von dem Werth solcher Nachrichten nichts wußte, die Kiste von Rossau gesehen, sie war nicht mehr ein täuschendes Bild aus ferner Vergangenheit, jeden Tag konnte ein glücklicher Zufall darauf führen. Vorläufig nur ein Zufall. Aber wenn der Professor auf das Schieferdach des fürstlichen Schlosses blickte und die großen Treppen hinaufstieg, kam ihm immer die frohe Ahnung, daß er jetzt seinem Funde nahe sei. Mit Hilfe des Kastellans hatte er bereits den ganzen Schloßboden durchsucht, er war unter den mächtigen Balkenlagen des alten Baues herumgeklettert wie ein Marder, und hatte alte Dachkammern geöffnet, deren Schlüsselbart vielleicht seit einem Menschenalter nicht im Schlosse gedreht war. Er hatte nichts gefunden. Aber es gab noch andere Häuser des Fürsten in der Stadt und Umgegend, und sein Entschluß stand fest, in der Stille eines nach dem andern zu durchsuchen.

In dieser Zeit treibender Unruhe, wo die Phantasie stets neue Aussichten öffnete, war ihm der Verkehr mit gefälligen Menschen sehr erfreulich. Er selbst innerlich angeregt, zeigte sich als guter Gesellschafter und beobachtete mit heiterem Antheil das Treiben seiner Umgebung. Der Fürst zeichnete ihn auffallend

aus, die Cavaliere waren zuvorkommend, er schritt sicher und ohne Ansprüche neben ihnen dahin.

Der Kammerherr berichtete dem Professor, wie gut er der Prinzessin gefallen habe, und Felix freute sich, daß an einem Vormittage auch sie mit ihrer Hofdame das Antikenkabinet besuchte und um seine Führung bat. Als die Prinzessin sich dankend entfernte, bat sie ihn noch, ihr Bücher anzuweisen, aus denen sie sich selbst ein wenig über den Theil des antiken Lebens unterrichten könne, dessen Trümmer er ihr gewiesen, sie erzählte ihm von einer antiken Vase, die sie besitze, und forderte ihn auf, diese bei ihr anzusehn.

Jetzt stand der Gelehrte neben der Prinzessin vor der aufgestellten Vase. Er erklärte ihr den Inhalt des Bildes und erzählte Einiges über altgriechische Töpferarbeit. Die Prinzessin führte ihn in ein anderes Zimmer und wies ihm werthvolle Handzeichnungen; „damit Sie Alles sehen, was ich von Kunstfachen besitze.“ Während er diese ansah, begann sie plötzlich: „Sie haben jetzt etwas von uns kennen gelernt, wie sind Sie mit uns zufrieden?“

„Man ist mir sehr freundlich entgegengekommen,“ erwiderte der Professor, „das thut dem Selbstgefühl wohl, mir macht Freude ein Tagesleben zu sehn, das von dem meines Kreises abweicht, und Menschen, welche anders geformt sind.“

„Und worin finden Sie uns anders geformt?“ frug die Prinzessin angelegentlich.

„Die Gewöhnung, sich in jedem Augenlick schicklich

darzustellen und unter Andern seine Stellung zu behaupten, giebt den Personen eine leichte Sicherheit, welche sehr wohlthuend wirkt."

„Das wäre ein Vorzug, den wir mit jedem erträglichen Schauspieler theilen," versetzte die Prinzessin.

„In jedem Fall ist es Vorthail, immer dieselbe Rolle zu spielen."

„Sie meinen, es ist deshalb keine Kunst, wenn wir Virtuosität erwerben und unsere Sache besser machen," fiel die Prinzessin lächelnd ein, „aber darin liegt auch eine Gefahr, wir werden von klein so sehr daran gewöhnt, uns angemessen zu erweisen, daß unsere Aufrichtigkeit zuweilen in Gefahr kommt, wir beobachten die Wirkung unserer Worte, und wir denken leicht mehr an die gute Wirkung als den wahrhaften Inhalt der Reden. Ich selbst, während ich mit Ihnen spreche, bemerke mit Vergnügen, wie ich Ihnen gefalle, ich bin auch nichts weiter als eine arme Prinzessin. Aber wenn Ihnen an uns die Virtuosität im Präsentiren der eigenen Person gefällt, uns zieht ebensosehr ein Wesen an, das sicher in sich ruht, ohne auf äußere Darstellung zu achten, und wir finden vielleicht Mängel in der Form, einen kräftigen Ausdruck und dergleichen grade interessant, immer vorausgesetzt, daß man uns nicht verlegt, denn darin sind wir empfindlich. Denn wer uns auf die Dauer gefallen will, der thut gut, unsere Ansprüche jeden Augenblick zu schonen. Ich will nicht, daß Sie mich so behandeln," unterbrach sie sich, „aber ich denke dabei doch an Sie. Gestern hörte

ich, wie Sie dem Fürsten gradezu widersprachen. Bitte, schonen Sie unsere Schwäche, ich möchte, daß Sie sich recht lange bei uns gefielen."

Der Professor verneigte sich. „Wenn ich im Widerspruch wärmer wurde als nöthig war, so bin ich einer Versuchung unterlegen, welche Männern meines Berufes gefährlich wird. Disputiren ist die Schwäche der Gelehrten."

„Gut, wir rechnen mit unseren Eigenheiten gegen einander ab. Sie aber sind in der glücklichen Lage, stets frischweg anzugreifen, wir immer in der entgegengesetzten, uns vorsichtig zu vertheidigen. Die große Sorge, welche uns von Jugend auf jeden Augenblick am Kleide zieht, ist die, daß wir uns nichts vergeben. Bei Ihnen streitet man sich wahrscheinlich selten um den Vorrang, ich fürchte, auch Ihnen ist sehr gleichgültig, welche Stufe Sie in unserer Rangordnung einnehmen, uns ist dergleichen große Angelegenheit, nicht nur unserm Hofstaat, noch mehr uns selbst. Viele von uns sind Tage lang unglücklich, weil sie nicht bei Tafel den Platz erhalten, den sie beanspruchen. Mancher Besuch unterbleibt deshalb, alte Verbindungen werden abgebrochen, und es giebt allerlei unfreundliches Gezänk hinter der Scene. Treten wir einmal klugen Leuten von Ihrer Art gegenüber, dann lachen wir wohl selbst über die Schwäche, aber wenige sind frei davon. Auch ich habe schon um meinen Platz bei der Tafel gekämpft und mit dem Fächer Wind gemacht," setzte sie mit muthwilliger Offenheit hinzu.

„Niemand mag sich in jedem Augenblick von den Anschauungen seiner Umgebung frei erhalten,“ versetzte artig der Professor. „Vor hundert Jahren war im Leben des Bürgers derselbe peinliche Eifer um Rang und gesellige Bevorzugung. Bei uns ist das anders geworden, seit unser Leben einen stärkern geistigen Inhalt erhielt. In Zukunft wird man auch bei Hof über dergleichen als veralteten Trödelkram lächeln.“

Die Prinzess hob drohend den kleinen Finger. „Herr Werner, das sprach wieder der Gelehrte, verbindlich war das nicht. Wir bewegen uns nicht so sehr im Nachtrabe der Mode und guten Lebensart, daß wir hinter den Menschen zurückgeblieben sind, von denen wir uns gesellschaftlich abschließen.“

„Vielleicht grade deshalb,“ sagte der Professor, „weil man sich abschließt. Der wärmste Herzschlag unserer Nation war von je in der Mitte zwischen oben und unten, von da aus verbreiten sich Bildung und neue Ideen allmählig zu den Fürsten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und Schwächen einer Zeitbildung steigen in der Regel ein halbes Menschenalter, nachdem die Gebildeten in der Mitte des Volkes darunter gelitten haben, auf die Throne, sie erlangen dort erst Geltung, wenn sie im Volke durch neue Zeitrichtung bereits überwunden sind. Auch deshalb wird es zuweilen schwer, daß sich Fürst und Volk in ernsten Dingen verstehen.“

„O wie haben Sie recht,“ rief die Prinzessin und trat näher an ihn. „Das ist Verhängniß der Fürsten,

unser aller Unglück, daß die tüchtigste Bildung unserer Zeit selten freundlich auf uns wirkt. Die frische Luft fehlt der Atmosphäre, in der wir leben, wir alle sind weich und stubenkrank. Was uns nahe tritt, muß sich unsern Vorurtheilen anbequemen, und wir gewöhnen uns, die Menschen nur nach der künstlichen Ordnung zu schätzen, die wir selbst für sie erdacht. Haben Sie früher einmal mit einem unserer großen Herren in Verbindung gestanden?"

„Nein,“ versetzte der Professor.

„Haben Sie auch niemals, was Sie geschrieben, einem hohen Herren übersandt?"

„Ich hatte dazu keine Veranlassung,“ versetzte der Professor.

„Dann sind Sie sogar unbekannt mit der Scala von Huldbezeugungen, welche wir den Herren Gelehrten gegenüber feststellen. Jetzt mache ich die schöne Bezeichnung über Thonvasen quitt, die ich von Ihnen erhalten, auch ich gebe Ihnen Unterricht. Setzen Sie sich mir gegenüber, Sie sind jetzt mein Scholar.“ Die Prinzess lehnte sich in dem Sessel zurück und zog ihr Gesicht in ernste Falten. „Wir nehmen an, Sie sind fromm und gut und schauen ehrerbietig nach dem Stiele des Reichsapfels hin, den wir in der Hand halten. Ihre erste Sendung kommt, ein ansehnliches Buch; der Titel wird aufgeschlagen: Ueber antike Thonvasen. — Hm hm, wer ist der Mann? Man erkundigt sich ein wenig, es ist gut, wenn bereits gedruckte

Notizen über Sie zu haben sind. Darauf anerkennende Antwort aus dem Kabinet, kurze Variation nach dem Formular Numero 1. Ihre zweite Sendung erscheint, ein hübscher Einband, ein angenehmer Eindruck, deshalb wärmere Anerkennung in verbindlichen Ausdrücken nach Formular 2. Dritte Sendung, wieder dick, der Goldschnitt ist untadelhaft, das Kabinet nimmt das Buch in die Hand und erwägt. Ist der Verfasser eine kleine Leuchte, so tritt er in das Stabium der Busennadel, ist er höherer Beachtung werth, durch bekannten Namen, oder was uns sicherer ist, durch einen Titel, so gelangt er in den Gesichtskreis des Ordens. Ein Orden hat Klassen, welche an Fremde genau nach ihrem Titel ausgetheilt werden. Aber wer beharrlich ist und nicht nachläßt, immer auf's neue zu verpflichten, der hüpfst allmählig wie der Laubfrosch in Jahreszwischenräumen nach der Höhe.“

„Ehrerbietigen Dank für die Belehrung,“ erwiderte der Professor, „es sei mir gestattet, in diesem Fall das Kabinet in Schutz zu nehmen. Was sollen die erlauchten Herren zuletzt auf gleichgültige Sendungen anders thun, zumal wenn sie in Menge einlaufen?“

„Es war nur ein gutmüthiges Beispiel,“ sagte die Prinzessin, „wie hübsch wir die Stufen zu unserer Gnade nach allen Richtungen gezimmert haben. Uebrigens sind wir bei dem, was wir den Männern schenken, nicht nur artig, sondern auch ökonomisch für uns selbst besorgt. Wer

nicht bunte Bänder zu verschenken hat, fühlt sich sehr genirt. Aber," fuhr sie in verändertem Ton fort, „in derselben Weise ist ein großer Theil unserer Thätigkeit auf eitlen Schein und leere Form gerichtet; und weil Hunderte so schwach und abhängig sind, daß sie sich dadurch anziehen lassen, meinen wir Millionen an uns fesseln zu können."

„Manch kleiner Vortheil wird damit erreicht," versetzte der Professor, „nur ein Irrthum ist in der Rechnung; wer die Menschen durch ihre Schwächen, Eitelkeit und Hoffahrt an sich bindet, der erwirbt den besten Theil ihres Lebens doch nicht; in ruhigen Zeiten ist diese beflissene Attraction unnöthig, in der Gefahr erweist sie nur die Stärke eines Strohseils."

Die Prinzess nickte eifrig mit dem Haupt. „Man weiß das auch recht gut," sagte sie vertraulich, „und man fühlt sich gar nicht wohl und sicher, trotz dem massenhaften Ausstreuen von Huld. Was ich zu Ihnen sage, würde meinen erlauchten Verwandten wie Hochverrath klingen, nur weil ich es ausspreche, nicht weil ich so denke. Halten Sie mich nicht für einen weißen Raben, es giebt Alligere als ich, die in der Stille eben so urtheilen, aber wir finden uns aus den Barrieren nicht heraus, und wir klammern uns daran, obgleich wir wissen, daß die Stütze schwach ist. Denn wie der Kolibri die Schlange, so betrachten wir das Antlitz, welches uns die neue Zeit entgegenhält, mit Schauer und hilfloser Erwartung." Sie erhob sich. „Doch ich bin ein Weib

und habe kein Recht, über diese großen Verhältnisse mitzusprechen. Wenn mir einmal bange wird, gebrauche ich das Vorrecht der Frauen, zu klagen, das habe ich Ihnen gegenüber reichlich gethan. Denn mir liegt ernstlich daran, Ihnen zu gefallen, Herr Werner. Ich wünsche, daß auch Sie mich als ein Weib betrachten, welches Besseres verdient, als gefällige Worte und höfliche Nichtigkeiten. Gönnen Sie mir recht oft die Freude, an Ihrem Urtheil das meine zu berichtigen.“

Sie hielt dem Gelehrten mit herzlichem Vertrauen die Hand entgegen. Werner beugte sich tief herab und verließ das Zimmer. Die Prinzess sah ihm fröhlich nach.

Der Professor trat warm von dem Gespräch in den Pavillon und erzählte seiner Frau den ganzen Verlauf. „Ich habe nicht für möglich gehalten,“ rief er, „daß in Frauen dieses Kreises ein so freies und hochsinniges Verständniß ihrer Stellung zu finden sei. Das Schönste war die heitere Unbefangenheit ihres Wesens, ein Liebreiz, der sich jeden Augenblick in Accent und Bewegung aussprach. Die kleine Dame hat mich bezaubert. Ich will ihr sogleich das Buch zurecht machen, das sie sich gewünscht hat.“ Er setzte sich an den Tisch, strich gedruckte Stellen an und schrieb Bemerkungen auf kleine Zettel, die er hineinlegte.

Isle saß am Fenster und sah mit großen Augen auf den Gatten. Es war kein Wunder, daß die Prinzess ihm gefiel, Isle selbst hatte mit dem Scharfsinn

einer Frau erkannt, wie fein sie zu gewinnen mußte. Hier war eine Seele, die sich unter dem Zwang ihres Hofes nach dem Verkehr mit einem freigebildeten Mann sehnte, hier war ein kräftiger Geist, der sich über die Vorurtheile seines Ranges erhob, gewandt, leicht beflügelt, mit schnellem Verstandniß. Jetzt hatte diese Frau einen Mann gefunden, zu dem sie aufsehen mußte, und sie legte mit ihrer kleinen Hand die Fesseln um seine Brust.

Es wurde dunkel im Zimmer, noch saß Felix, machte Zeichen und schrieb. Die Strahlen der Abendsonne lagen auf seinem Haupt, um Ihse schwebten die dunklen Schatten des fremden Mannes. Im Rücken des Gatten erhob sie sich von ihrem Stuhl.

„Er ist gut gegen mich,“ klang es in ihr, „er liebt mich, wie man an Jemandem hängt, den man sich gezogen und zum Vertrauten gemacht hat. Er ist nicht wie andere Männer, daß er meine Rechte hinwerfen wird an eine Fremde, er ist arglos wie ein Kind und merkt nichts von der Gefahr, die ihm und mir droht. Hüte dich, Ihse, daß du den Nachtwandler nicht weckst.“

„Ich Thörin! welches Recht habe ich zu klagen, wenn auch einer Andern seine reiche Seele zu Gute kommt? Bleibt nicht genug von dem Schatz seines Lebens noch für mich? Nein,“ rief sie, und schlang die Hände um den Hals des Gatten, „du gehörst mir und ganz will ich dich haben.“

Der Professor sah auf, sein erstaunter Blick brachte

Ilse zur Besinnung. „Verzeih,“ sagte sie tonlos, „ich war in Gedanken.“

„Was hast du, Ilse?“ frug er gutherzig, „Deine Wange ist heiß, bist du krank?“

„Es wird vorübergehen, habe Geduld mit mir.“

Der Professor verließ sein Buch und beschäftigte sich ängstlich mit seiner Frau. „Deffne das Fenster,“ bat sie leise, „die Luft in dem verschlossenen Raume legt sich schwer auf die Brust.“

Er war so herzlich um sie bemüht, daß sie wieder heiter auf ihn sah: „Es war eine thörichte Schwäche, Felix, sie ist vorüber.“

Zwei neue Gäste.

Der Professor stand mit dem Kammerherrn im Arbeitszimmer des Fürsten. Dieser hielt das Memorial in der Hand, welches Werner über das Antikencabinet verfaßt hatte. „Erst hierdurch erhalte ich ein Urtheil über den Umfang des Katalogs, welchen Sie für nöthig halten. Ich bin bereit, auf Ihre Vorschläge einzugehen, wenn Sie sich verpflichten wollen, die oberste Leitung der neuen Aufstellung und des Katalogs zu übernehmen. Können Sie uns diesen Dienst nicht erweisen, so bleibt alles wie bisher, denn nur das große Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und der Wunsch, Sie in meiner Nähe zu behalten, würde mich veranlassen, die nöthigen Opfer zu bringen. Sie sehen, ich mache das Unternehmen von dem Grade der Zuneigung abhängig, welchen Sie selbst für diese Arbeit hegen.“

Der Professor entgegnete, daß seine Anwesenheit für die erste Einrichtung wünschenswerth sein möge, und daß er bereit sei, einige Wochen darauf zu wenden. Später werde genügen, wenn er ab und zu die Fortschritte der Arbeiten prüfe.

„Damit bin ich vorläufig zufrieden,“ sagte der Fürst mit kurzem Bedacht, „unser Vertrag ist also geschlossen. Ferner aber sehe ich, daß es darauf ankommt, einen Arbeiter zu gewinnen, welcher unter Ihrer Leitung das Detail bewältigt. Der Conservator ist dafür nicht brauchbar?“

Der Professor verneinte dies.

„Und können Sie mir einen solchen Gehilfen vorschlagen?“

Der Professor müsterte in Gedanken die älteren Mitglieder seines Kränzchens.

Diesmal fiel dem Kammerherrn sogleich der geeignete Mann ein. „Würde nicht Magister Knips für diese Arbeit passen?“

„In der That,“ sagte der Professor, „Fleiß, Kenntnisse, seine ganze Persönlichkeit machen ihn vortrefflich geeignet. Ich glaube, daß er auf der Stelle zu haben wäre. Auch für seine Zuverlässigkeit gegenüber den Werthstücken könnte ich bürgen. Aber ich darf diese Verantwortung doch nicht übernehmen, ohne Ew. Hoheit mitzutheilen, daß er einmal in seinem Leben durch Mangel an Vorsicht in einen widerrwärtigen Handel verwickelt wurde, der nicht mir, aber mehreren seiner Bekannten das Vertrauen zu ihm verringert hat.“

Darauf erzählte der Professor schonend für alle Betheiligten die Geschichte von dem gefälschten Pergamentblatt des Tacitus.

Der Fürst hörte mit Interesse zu und erwog.

„Ueber den Bestand der Sammlungen erlauben die alten Verzeichnisse augenblickliche Controlle. Sie halten den Magister für unschuldig an jenem Betruge?“

„Ich halte ihn dafür,“ sagte der Gelehrte.

„Dann ersuche ich Sie, dem Mann zu schreiben.“

Wenige Tage darauf betrat Magister Knips die Residenz. Er trug Reisetasche und Hutschachtel in eine anspruchslose Herberge, hüllte seinen Leib auf der Stelle in die Gewänder, welche er selbst gegen seine Mutter Lohndienertracht nannte, und suchte den Pavillon des Professors auf. Gabriel sah die Gestalt von Weitem durch blühendes Gesträuch heranziehen, den Kopf auf der Schulter, den Hut in der Hand. Denn Knips erachtete für anständig, im Bann des fürstlichen Schlosses das Haupt entblößt zu tragen, und durchschritt wie eine wandelnde Verbeugung den vornehmen Gesichtskreis. Auch der Professor konnte ein Rächeln nicht bergen, als er den höflich zugerichteten Magister, glatt und duftend, mit zwei tiefen Verbeugungen vor sich sah. „Der Kammerherr hat Sie für diese Thätigkeit vorgeschlagen, ich habe nicht widersprochen. Denn unter der Voraussetzung, daß sie Ihnen in entsprechender Weise honorirt wird, bietet sie Gelegenheit zu einer großen Anstrengung, welche Sie vielleicht für immer aus kleiner Tagesarbeit heraushebt, und welche bei pflichtgetreuer Ausführung nicht nur Einzelne von uns, sondern die ganze Wissenschaft zu lebhaftem Dank verpflichten wird. Ihre Leistung hier mag deshalb für Ihr späteres Leben

entscheidend sein. Denken Sie jede Stunde daran, Herr Magister, daß Sie Gewissenhaftigkeit und Treue nicht nur der Wissenschaft, auch dem Eigenthum des Fürsten zu beweisen haben, welcher Sie vertrauend hierher rief."

„Hochwohlgeborner und hochverehrter Herr Professor," erwiderte Knips, „als ich Dero Brief durchgelesen hatte, war mir nicht zweifelhaft, daß Dero gütiges Wohlwollen mir Gelegenheit geben wollte, einen neuen Menschen anzuziehen. Deshalb, an die Pforte eines unbekannten Lebens tretend, flehe ich tief bewegt vor Anderem um die Fortdauer von Dero guter Meinung, welche ich in treuestem Gehorsam verdienen zu können vertraue."

„Gut also," schloß der Professor, „melden Sie sich bei dem Kammerherrn."

Schon am Tage darauf saß Knips vor einer Reihe antiker Lampen, den Frack durch Ueberziehhärmel geschützt, die Feder am Ohr, von Büchern der fürstlichen Bibliothek umgeben. Er schlug nach, verglich, schrieb auf und war rüstig in seiner Arbeit, als wenn er sein Lebtag Commis in einem Nippesgeschäft des alten Roms gewesen wäre. Der Kammerherr meldete vor der Tafel heiter dem Prinzen: „Magister Knips ist da," und der Prinz wiederholte zur Schwester: „Der weise Knips ist da." „Ah, der Magister," sagte der Fürst ebenfalls mit Laune.

In derselben Woche wurde der Fürst von dem Kammerherrn in die Sammlungen begleitet, damit Knips gelegentlich unter die Augen des Herrn gestellt werde.

Der Fürst sah neugierig auf den tiefgekrümmten Mann, dem der Angstschweiß ausbrach, und der jetzt völlig einer Maus glich, welche durch starke Bezauberung verhindert wird, in ihrem Loch zu verschwinden. Der Fürst erkannte sogleich, was er subalterne Natur nannte, und das bleiche breitgedrückte Antlitz, das zurückgezogene Kinn und die wehmüthige Miene schienen ihn zu ergötzen. Im Begriff weiter zu gehen, wies er auf den Bücherwall, aus welchem Knips emporgeschossen war: „Sie haben sich schnell heimisch gemacht, ich hoffe, daß Sie bei uns fanden, was Ihnen an Büchern unentbehrlich ist.“

„Maßlosen Wünschen entjagend,“ jammerte Knips in hohem Ton, „habe ich aus Allerhöchstdero Bibliothek vieles Brauchbare zu entleihen mir in tiefster Unterthänigkeit gestattet, Fehlendes aber mit Beihülfe verehrter Gönner aus den Bücheransammlungen meiner Vaterstadt herbeizuschaffen gewagt.“

Der Fürst ging mit kurzem Kopfnicken weiter, Magister Knips blieb in der Stellung demüthiger Hingabe stehen, bis der Fürst das Zimmer verlassen hatte, dann sank er auf den Stuhl zurück und schrieb ohne links und rechts zu sehen, an dem angefangenen Worte weiter. So oft der Fürst das Zimmer betrat und verließ, schnellte er auf und fiel zurück, durch Ehrfurcht in einen Automaten verwandelt.

„Sind Sie mit ihm zufrieden?“ frug der Fürst den Professor.

„Noch über Erwarten,“ antwortete dieser.

Der Kammerherr, froh seiner Empfehlung, erinnerte den Fürsten, daß derselbe Magister sich auch als vortrefflichen Wappenmaler erwiesen habe und merkwürdige Kenntnisse in Brauch und Festordnung der alten Höfe besitze. Als der Fürst den Saal verließ, strich sein Auge vornehm über das gesenkte Haupt des Kleinen, aber Knips konnte mit dem Erfolge dieser Vorstellung zufrieden sein, er war sehr ehrerbietig und sehr bequem für fernere Verwendung befunden.

Ihm wurde sogleich Gelegenheit, seine Brauchbarkeit in einem außerordentlichen Fall zu beweisen. Die Ordnung des Hofes war in allen Stücken musterhaft, nicht am wenigsten, wenn der Fürst eine Aufmerksamkeit zu erweisen hatte. Ein vertrauter Kabinetstath zog vor jedem Geburtstag, bei welchem der Fürst durch sein Herz zu einem Geschenk verpflichtet war, nicht weniger vor Volksfesten, welche die Stiftung eines silbernen Bechers oder andern Beweis fürstlicher Theilnahme nothwendig machten, den Tag des Festes nebst der für das Geschenk ausgesetzten Summe aus seinem Verzeichniß und sandte die Anzeige dem Kammerherrn. Denn dieser war mit dem ehrenvollen, aber schwierigen Amte bekleidet, etwas Passendes zu wählen und anzukaufen. Bei Geburtstagen der fürstlichen Familie hatte der Kammerherr aber nur Vorschläge zu machen, der Fürst entschied selbst über Geschenke und Preise. Jetzt nahte der Geburtstag der Prinzessin. Der Cavalier machte deshalb ihrer Kammerfrau einen Besuch und erkundigte sich un-

ter der Hand, was die Prinzessin sich wohl wünsche. Auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege wurde allerlei festgestellt, der Kammerherr fügte aus eigenem Antriebe moderne Kleinigkeiten bei, darunter Vorlegeblätter zu bunten Anfangsbuchstaben, welche grade damals in Album und Briefbogen gemalt wurden, denn er wußte, daß die Prinzessin dergleichen gewünscht hatte. Der Fürst wählte aus der Aiste und blieb zuletzt an den Vorlegeblättern hängen. „Diese Pariser Fabrikzeichnungen werden der Prinzessin schwerlich gefallen. Können Sie nicht gemalte Buchstaben alter Pergamente von einem Zeichner copiren lassen? Wer hat mir doch Ihren Magister Knips gerühmt? Er soll kleine Handzeichnungen sehr zierlich anfertigen.“

Der Kammerherr freute sich ehrerbietig des hohen Einfalls und suchte den Magister auf; Knips versprach, alle Buchstaben des Alphabets nach alten Handschriften zu malen, der Kammerherr besorgte unterdeß die Kapsel. Als die Arbeit des Magisters dem Fürsten vorgelegt wurde, war dieser in der That überrascht. „Das sind ja schöne alte Miniaturen,“ rief er, „wie kommen Sie dazu?“ Jeder Buchstabe stand auf altem Pergament so gemalt, daß, wer flüchtig zusah, nicht erkennen mochte, ob die Arbeit alt oder neu war.

Lange sah der Fürst auf die Blätter. „Dies ist ein staunenswerthes Talent; sorgen Sie dafür, daß der Mann nach dem Werth seiner Leistung entschädigt wird.“ Knips gerieth in ehrfurchtvolles Entzücken, als ihm der

Kammerherr die Zufriedenheit des Fürsten in glänzendem Gepräge zu erkennen gab. Dabei aber blieb es nicht. Denn kurz darauf besuchte der Fürst das Antikenkabinet in einer Stunde, wo Knips darin arbeitete. Der Fürst hielt wieder vor dem Magister an. „Ich habe mich über die Bilder gefreut,“ sagte er, „Sie besitzen eine seltene Virtuosität, Auge und Urtheil durch den Schein des Alterthums zu täuschen.“

„Allerhöchste Gnade möge verzeihen, wenn die Nachahmung wegen Kürze der Zeit nur unvollkommen ausfiel,“ erwiderte der gebeugte Knips.

„Ich bin sehr damit zufrieden,“ entgegnete der Fürst und musterte scharf Antlitz und Haltung des kleinen Mannes. Er fing an, dem Magister ein Interesse zu gönnen. „Es kann Ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, diese Kunst in lohnender Weise auszuüben.“

„Allerhöchster fürstlicher Huld blieb vorbehalten, die geringe Fertigkeit für mich werthvoll zu machen,“ versetzte Knips, „bis jetzt habe ich solche Nachbildung nur zu meinem eigenen Vergnügen geübt, oder hie und da als Scherz, um einmal Andere zu necken.“

Der Fürst lächelte und entfernte sich mit einer wohlwollenden Bewegung des Hauptes. Magister Knips war sehr brauchbar befunden.

Die Prinzessin saß an ihrem Schreibtisch, die Feder flog in der kleinen Hand, sie blickte zuweilen in ein Buch von gelehrtem Aussehen und schrieb Stellen ab, welche

ihr durch Striche bezeichnet waren. Tritte im Vorzimmer störten die Arbeit, der Erbprinz trat ein, neben ihm ein Officier in fremder Uniform. „Setzt euch, Kinder,“ rief die Princeß. „Lege deinen Sarras ab, Victor, und komm zu mir. Du bist ein hübscher Junge geworden, man sieht dir's an, daß du dich unter fremden Leuten behauptet hast.“

„Man schlägt sich durch,“ versetzte Victor achselzuckend, und stellte den Säbel vorsichtig in die Nähe, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

„Sei ruhig,“ tröstete die Princeß, „wir sind jetzt sicher, er hat Geschäfte.“

„Wenn er es gesagt hat, wollen wir uns nicht darauf verlassen,“ versetzte Victor. „Du bist ernster geworden, Siddy, auch das Zimmer ist verändert, Bücher und wieder Bücher,“ er schlug einen Titel auf. „Archäologie der Kunst. Sprich, was thust du mit dem Zeug?“

„Man schlägt sich durch,“ wiederholte Siddy achselzuckend.

„Siddy beschützt die Wissenschaft,“ erklärte der Erbprinz. „Wir haben jetzt gelehrte Theeabende, sie läßt Stücke lesen mit vertheilten Rollen. Nimm dich in Acht, du wirst auch daran müssen.“

„Ich lese nur Bösewichter,“ versetzte Victor, „und allenfalls Bediente.“

„Das Beiwerk ist mein Theil,“ sagte der Erbprinz, „das Beste, was an mich kommt, ist ein gutmüthiger Vater, der zuletzt seinen Segen giebt.“

„Er hat keinen andern Ton in seiner Kehle,“ entschuldigte die Prinzess, „als ruhigen Biedersinn, er protestirt, wenn er mehr als vier Verse hintereinander vortragen soll, dabei entsteht noch jedesmal eine Pause, in der er sich die Vorgnette zurecht rückt.“

„Sein eigentlicher Beruf ist Pastor,“ spottete Victor, „er würde seiner Gemeinde den Genuß kurzer Predigten und eines tugendhaften Wandels verschaffen.“

„Höre, wenn er darin besser sein sollte als du, so wäre das noch kein Verdienst. Victor, du stehst bei uns in dem Ruf, immer noch sehr unartige Streiche zu machen, und uns wird die Bekanntschaft mit deinen Thorheiten nicht erlassen.“

„Verleumdung,“ rief Victor. „Ich bin bei meinem Regiment übel angesehen wegen allzu schroffen Grundsätzen.“

„Dann bewahre uns der Himmel vor einem Einbruch deiner Kameraden. Mir ist recht, daß du deinen Urlaub in dieser Galeere zubringen willst, aber ich wundere mich darüber. Du bist frei, dir steht die Welt offen.“

„Ja, frei, wie eine Dohle, die aus dem Nest geworfen ist,“ versetzte Victor, „man hat doch Stunden, wo einem einfällt, daß die Garnison nicht alle Reize einer Heimath hat.“

„Und die suchst du bei uns?“ frug die Prinzessin. „Armer Vetter! — Aber du warst unterdeß in Cam-

pagne, ich gratulire. Wir hören, du hast dich brav gehalten."

"Ich hatte ein gutes Pferd," lachte Victor.

"Und du hast die große Tour bei den Verwandten gemacht?"

"Ich habe die Mysterien dreier Höfe durchgelesen," versetzte Victor. „Zuerst bei der Cousine, unschuldiger Schäferhof und reizendes Stillsleben. Der Hofmarschall trägt eine Stickerei in der Tasche, an der er unter den Damen arbeitet. Die Hofdame kommt mit ihrem Bologneser zum Diner und läßt ihn von der Küche füttern. Jede Woche werden zweimal Leute aus der Stadt auf Thee und Backwerk geladen. Wenn die Familie den Thee allein nimmt, wird um Haselnüsse gespielt. Ich glaube, sie werden im Herbst vom ganzen Hofe gesammelt. Dann ging's zum Großonkel an den Hof der sechsfüßigen Grenadiere, ich war der kleinste unter der Gesellschaft, den einen Tag waren alle als Generäle costümiert, den Tag darauf alle als Nimrods in Jagdröcken und Gamaschen; heut wird exercirt, morgen gejagt, Pulver ist der größte Consum des Hofes; auch das Ballet trägt, wie man sagt, unter dem Flor Uniformen. Endlich kam der große Hof der Tante Luise. Alle in weißen Köpfen mit Puder, hat Niemand jüngerer Haar, so sucht er es so schnell als möglich los zu werden. Abends tugendhafte Familienunterhaltung, wer medisirt, erhält am nächsten Morgen von der Fürstin eine Aufforderung zu Beiträgen für milde Stiftungen.

Prinzeß Minna frug mich, ob ich auch fleißig zur Kirche gehe, und als ich ihr sagte, daß ich wenigstens mit unserm Feldprediger regelmäßig Whist spiele, fiel ich in Verachtung; sie tanzte den ersten Contretanz mit ihrem Bruder, ich bekam erst den zweiten. Die Abendgesellschaft genau nach ihren Würden aus den vier Schachteln geholt, jede in gesonderter Aufstellung. Saal der wirklichen Geheimen, der Kammerherren, des Kleinviehes vom Hofe, und außerdem eine Vorhölle für unvermeidliches Bürgervolk, worin Banquiers und Künstler der höchsten Beachtung harren."

"Dies steife Wesen macht uns vor aller Welt lächerlich," rief der Erbprinz.

Die Prinzeß und Victor lachten über den plötzlichen Eifer. „Seit wann ist Benno roth?“ frug Victor.

„Ich höre dies von ihm zum ersten Male," sagte die Prinzeß.

„Ein Fürst soll nur Gentlemen in seine Gesellschaft laden, wer darin ist, steht dem Andern gleich," belehrte der Erbprinz.

Wieder lachten die Andern. „Wir danken für den weisen Spruch, Professor Bonbon," rief Siddy.

„In diesem Zimmer war's, wo wir dich als Eule anzogen, Bonbon, und wo du seufzend unter Siddy's Mantel sahest, als der Fürst uns überraschte."

„Und wo du Strafe erhieltest," versetzte Benno, „weil du mich armen Kerl so verunstaltet."

„Mach's ihm noch einmal," rief Siddy.

„Wie du befehlst.“ Victor nahm ein buntes Seidentuch, formte zwei Zipfel durch Knoten zu Ohrbüscheln und verhüllte den Kopf des Erbprinzen, der sich das Manöver ruhig gefallen ließ. Sein ernsthaftes Gesicht mit den dunklen Augenbrauen blickte abenteuerlich aus der Hülle heraus. „Jetzt fehlt der Federrock,“ rief Siddy, „den denken wir uns dazu. Ich bin die Wachtel und Victor macht den Hahn. Ich kenne noch die Melodie, die wir uns als Kinder erdacht haben.“

Sie flog zum Flügel und fuhr über die Tasten, der Erbprinz drehte den Theaterzettler, welchen er in der Tasche trug, zu einer spitzen Düte und stöhnte hinein: „Uhü, Uhü, Frau Wachtel, ich fresse Sie.“

Die Wachtel sang: „Pistverwit, alter Uhu, 's macht sich nit.“ Und der Hahn krächte: „Kikeriki, allerliebste Wachtel, ich liebe Sie.“

„Das ist nie wahr gewesen, Victor,“ sagte die Prinzessin unter dem Spiele.

„Wer weiß,“ entgegnete er, „Kikeriki.“

Das Concert war im besten Gange, Victor sprang auf den Teppich, schlug mit den Händen und krächte, der Erbprinz blies auf seinem Stuhle unermüdlich die Klageklänge des Uhu, Siddy bewegte ihr Köpfchen nach dem Takte, sang ihr Pistverwit und rief dazwischen: „Ihr seid lächerliche kleine Jungen.“ Da klopfte es leise, schnell fuhren Alle auf, der Säbel flog an seinen Riemen, die Wachtel war im Nu in eine vornehme Dame verwandelt.

„Des Fürsten Hoheit läßt ersuchen, Höchstdenselben allein zu erwarten,“ meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich wußte, daß er uns stören würde,“ rief Victor aufbrechend.

„Hinweg ihr Kinder,“ rief Prinzess Sidonie. „Noch einmal, mich freut's, Better, daß du wieder da bist, wir drei wollen zusammenhalten. Benno ist brav und mein einziger Trost. Vermeide, so oft der Fürst zugegen ist, dich mit mir zu beschäftigen, ich nehme dir nicht übel, wenn du dich gar nicht um mich kümmerst. Der Spion, welcher mir gesetzt wurde, ist jetzt mein Fräulein, die Lossau, jedes Wort, das du in ihrer Gegenwart sprichst, wird zugetragen. Die Herren kennst du, lustiger sind sie nicht geworden.“

„Da ist Benno's Kammerherr heraufgekommen,“ frug Victor, „der Fürst sprach heut lange mit ihm.“

„Er ist gutmüthig, aber schwach,“ bemerkte der Erbprinz, „und hängt ganz von seiner Stelle ab. Verlaß ist nicht auf ihn.“

„Sei diesmal hübsch artig, Victor,“ fuhr die Prinzessin fort, „sei ein guter Chinese, trage deinen Zopf regelrecht, und benimm dich genau nach den Privilegien des Knopfes, den du auf deiner Mütze führst. Jetzt macht fort, dort hinaus, die Treppe meiner Kammerfrau hinab.“

Prinzess Sidonie eilte dem Fürsten an die Thür des Empfangszimmers entgegen. Der Fürst durchschritt die Räume bis in ihre Arbeitsstube. Er warf einen Blick

in das aufgeschlagene Buch. „Wer hat diese Zeichen gemacht?“

„Herr Werner hat mir die wichtigsten Stellen angestrichen,“ versetzte die Prinzessin.

„Es ist mir lieb, daß du diese Gelegenheit benützeest, dich durch einen ausgezeichneten Gelehrten fördern zu lassen. Er ist, wenn man von dem doctrinären Wesen absieht, welches an diesen Meistern der Bücher hängt, ein bedeutender Mensch. Ich habe den Wunsch, ihm für seine opfervolle Thätigkeit den Aufenthalt so angenehm zu machen, als die Verhältnisse erlauben, und ich ersuche, daß du dabei das Deine thust.“

Die Prinzess verneigte sich stumm, die Finger ihrer Hand schlossen sich krampfhaft zusammen.

„Da es unmöglich ist, ihn und seine Frau dem Hofe näher zu stellen, so wünsche ich, daß du die Fremden einmal zu deinen kleinen Theeabenden einladest.“

„Mein gnädigster Vater wolle mir verzeihen, wenn ich nicht sehe, wie dies geschehen kann. Die Abendgesellschaft hat bis jetzt immer nur aus meinen Damen und den ersten Mitgliedern des Hofes bestanden.“

„So ändere das,“ sagte der Fürst kalt, „es bleibt dir unbenommen, noch einen oder den andern von unsern Beamten mit ihren Frauen herbeizuziehen.“

„Verzeihung, mein Vater, da dies bis jetzt niemals geschah, würde Jedermann bemerken, daß die Aenderung nur durch die beiden Fremden veranlaßt ist. Es muß üble Nachrede verursachen, wenn ein zufälliger Be-

ſich umzuwerfen vermag, was an dieſem Hofe bis zu dieſem Tage für erlaubt gehalten wurde.“

„Die Rückſicht auf unartiges Geſchwätz ſoll dich nicht abhalten,“ verſetzte der Fürſt gereizt.

„Mein gnädigſter Vater möge huldvoll die Rückſichten würdigen, welche mich verhindern etwas dergleichen zu thun. Es würde doch mir, der Frau, nicht ziemen, mich über Sitte und Brauch wegzufetzen, welche mein Fürſt und Vater für ſich ſelbſt bindend erachtet. Du haſt geruht, Herrn Werner bei kleiner Hoſtafel den Zutritt zu geſtatten, ihn würde auch ich, ohne ungewöhnlichen Anstoß zu erregen, an meinem Theetiſch ſehn dürfen. Die Frau dagegen iſt von meinem gnädigſten Vater niemals mit dem Hofe in Verbindung gebracht. Es würde der Tochter ſchlecht anſtehen, zu wagen, was der Vater ſelbſt nicht gethan.“

„Dieſer Grund iſt ein ſchlechter Deckmantel für böſen Willen,“ erwiederte der Fürſt, „dich hindert nichts, den Hof ganz wegzulaſſen.“

„Ich kann keine Abendgeſellſchaft, und ſei ſie noch ſo klein, ohne meine Hoſdamen laden,“ erwiederte die Prinzefſin hartnäckig, „ich darf von meinen Damen nicht fordern, an ſo rückſichtslos zuſammengeladener Geſellſchaft Theil zu nehmen.“

„Ich werde dafür ſorgen, daß Fräulein von Loſſau erſcheint,“ verſetzte der Fürſt in bitterem Tone, „ich beſtehe darauf, daß du im Uebrigen nach meinem Willen thuſt.“

„Verzeihung, mein gnädigster Vater,“ versetzte die Prinzessin in großer Aufregung, „wenn ich in diesem Fall nicht gehorche.“

„Du wagst mir zu trotzen?“ rief der Fürst in einem plötzlichen Ausbruch von Zorn und kam der Prinzessin näher, die Prinzess erblich und trat wie zur Abwehr hinter einen Stuhl.

„Ich bin hier die einzige Dame unseres Hauses,“ rief sie, „und ich habe in dieser hohen Stellung Rücksichten zu nehmen, von denen mich nicht der Herr dieses Hofes, nicht mein eigener Vater entbinden kann. Führen Ew. Hoheit eine neue Hofordnung ein, ich werde mich willig fügen, was aber Ew. Hoheit heut von mir verlangen, ist keine neue Ordnung, es ist Unordnung, demüthigend für mich und uns Alle.“

„Freche, übermüthige Thörin,“ rief der Fürst, seiner nicht mehr mächtig, „meinst du meinen Befehlen entwachsen zu sein, weil ich dich einmal aus meiner Hand ließ? Ich habe dich wieder hergezogen, um dich festzuhalten, du bist in meiner Gewalt, keine Sclavin ist es mehr. In diesen Mauern gilt kein Wille, als der meine, und wenn du dich nicht beugst, ich weiß verstockten Sinn zu brechen.“ Er trat drohend auf sie zu. Die Prinzess wich an die Wand ihres Zimmers zurück. „Ich weiß, daß ich eine Gefangene bin,“ rief auch sie mit flammenden Blicken, „ich wußte, seit ich hierher zurückkehrte, daß ich in meinen Kerker trat, ich weiß, daß kein Schrei der Angst aus diesen Mauern bringt, und daß eine Sclavin

mehr Schutz findet unter den Menschen, als das Kind eines Fürsten gegen den eigenen Vater. Aber in diesem Zimmer habe ich eine Helferin, zu der ich oft flehend aufsehe, und wenn Ew. Hoheit mir jede Möglichkeit nehmen, bei Lebenden Hülfe zu suchen, ich rufe mir zum Schutz gegen Sie die Todten.“ Sie riß die Schnur eines Vorhangs, das lebensgroße Bild einer Dame wurde sichtbar, in dem sanften Antlitz ein rührender Zug von Trauer. Die Prinzessin wies auf das Bild und sah starr nach dem Fürsten: „Wagen Ew. Hoheit die Tochter vor den Augen ihrer Mutter zu beschimpfen.“

Der Fürst fuhr zurück, ein rauher Ton drang aus seiner Brust, er wandte sich ab und winkte mit der Hand. „Verhülle das Bild,“ sprach er tonlos. — „Rege dich und mich nicht unnöthig auf,“ begann er mit veränderten Ton, „willst du meinen Wunsch nicht erfüllen, es sei, ich bestehe nicht darauf.“ Er nahm seinen Hut vom Tisch und fuhr in sanfter Stimme fort: „Du bist bei der Bürgerschaft beliebt, das Wetter ist sommerwarm und verspricht Dauer. Ich werde an deinem Geburtstage den Beamten und der Stadt ein Tagesconcert im Park veranstalten; die Liste der Einladungen werde ich dir durch den Obersthofmeister zuschicken. Am Abend ist Gallatafel und Festoper.“ Der Fürst schritt durch die Thür ohne die Tochter anzusehen, die Prinzessin folgte ihm bis an das Vorzimmer, wo die Dienerschaft stand. Die Prinzessin machte bei der Thür eine tiefe Ver-

beugung, der Fürst winkte ihr freundlich mit der Hand. Dann flog die Prinzessin in ihr Zimmer zurück, warf sich vor dem Bild auf den Boden und rang die Hände.

Die Prinzen gingen durch den Park, die Spaziergänger grüßten und sahen ihnen nach. Ehrbar und altbärtig rückte der Erbprinz seinen großen Hut, Victor fuhr leicht an die Husarenmütze und nickte zuweilen einem hübschen Gesichte vertraulich zu. „Alles alte Bekannte,“ begann er, „es freut einen doch, daß man hier zu Hause ist.“

„Du bist immer ein Liebling der Leute gewesen,“ sagte der Erbprinz.

„Ich habe sie amüßirt und geärgert,“ versetzte Victor lachend. „Ich fühle wie Herkules den mütterlichen Boden unter mir und bin zu jeder Missethat aufgelegt. Benno, sieh nicht so gelangweilt aus, das leide ich nicht.“

„Wenn du nur alle Tage zu derselben Stunde mit mir spazieren gingst, würdest du auch so aussehen,“ versetzte Benno und blieb vor einem leeren Wasserbassin stehen, worin vier kleine Bären saßen und nach dem Publicum schauten, das ihnen Brod hinabwarf. Der Erbprinz nahm aus den Händen des Wärters, der mit abgezogener Mütze zu ihm trat, einige Brodstücke und warf sie gleichgültig den Bären zu. „Und wenn du auf höchsten Befehl dich alle Tage als populären Freund des Volkes zeigen und die

dummen Bären füttern müßtest, so würdest du die Bären auch langweilig finden."

"Bah," rief Victor, „es steht ja nur bei dir, diese Mondkälber unterhaltend zu machen." Er sprang mit einem Satz in den gemauerten Raum unter die Thiere, packte den ersten Bär wie einen Hammel, der zur Wollschur getragen wird, und warf ihn auf den zweiten, ebenso den dritten auf den vierten. Ein grenliches Gebrumm und Ohrfeigen der Bären begann, sie balgten heftig miteinander, das Publicum jauchzte vor Vergnügen. „Ihre Hand, Kamerad," rief der Prinz einem Zuschauer, welcher mit lauten Aeußerungen des Beifalls dem Unfug zusah. „Helfen Sie heraus." Der Angerufene, es war Freund Gabriel, hielt beide Hände herunter. „Hier, Excellenz, schnell, daß die Biester nicht in die Uniformhose beißen." Er zog den Prinzen, der sich mit seinen Füßen an die Mauer stemmte, kräftig herauf, Victor sprang leichtfüßig auf den Mauer-
rand und gab seinem Beistand einen Schlag auf die Schulter. „Dank, Kamerad, wenn Sie einmal im Loch sitzen, halte ich Ihnen auch die Hand entgegen." Das Volk schrie Bravo, es gab ein ehrerbietiges Gelächter, während unten das Fauchen, Kratzen und Beißen nicht aufhörte.

„Man muß Leben in die Verhältnisse bringen," sagte Victor, „wenn mich dein Vater nicht wegjagt, soll es in acht Tagen an eurem Hofe zugehen, wie hier in der Bärengrube."

„Und ich hab's unterdeß weggefrigt,“ versetzte Benno bekümmert, „einer sagte zum andern, wenn der doch auch so viel Courage hätte, und damit meinte er mich.“

„Sei ruhig, du bist der Weise; vor einsichtsvollen Leuten setze ich deine Tugend in's helle Licht. Zunächst erbitte ich dein Vertrauen. Welcher Dame vom Theater gönnst du deine Aufmerksamkeit, damit ich dir nicht in den Weg komme? Ich wünsche meine Aussichten bei dir nicht zu ruiniren.“

„Man will an mir dergleichen durchaus nicht leiden,“ versetzte Benno.

„Nicht leiden?“ frug Victor erstaunt. „Was ist das wieder für eine Tyrannei? Ist hier guter Ton geworden, tugendhaft zu sein? Dann gönne mir wenigstens eine Mittheilung, welche andere Dame aus politischen Gründen von mir nur aus der Ferne bewundert werden darf.“

„Ich glaube, daß du freie Wahl hast,“ versetzte Prinz Benno gedrückt.

„Heil mir, daß ich nicht Erbprinz bin. Was aber hat den Fürsten veranlaßt mich so gnädig hierher einzuladen?“

„Wir wissen es nicht, auch Siddy war überrascht.“

„Und ich Narr glaubte, sie hätte die Hand im Spiele gehabt.“

„Hätte sie etwas dafür versucht, so wäre dir sicher keine Einladung geworden.“

„Daß er mich nicht gern sieht, ist klar, es war ein kühler Empfang.“

„Vielleicht will er dich verheirathen.“

„Mit wem?“ frug Victor schnell.

„Er hat dich doch veranlaßt, bei den Verwandten herumzureisen,“ versetzte der Erbprinz vorsichtig.

„Er? durchaus nicht. Ich wurde aus einer Hand in die andere spedirt und überall wie ein netter Junge behandelt. Das Ganze war offenbar eine Verabredung.“

„Vielleicht steckt eine unserer großen Chestifisterinnen dahinter,“ sagte der Erbprinz.

„Bei mir nicht, verlaß dich darauf. Ich bin bei sämtlichen geheimen Müttern unseres Vaterlandes, welche die allerhöchsten Familiengefühle unter Aufsicht genommen haben, sehr schlecht angeschrieben, die rühren meinerwegen keinen Finger.“

„Wenn's also der Vater nicht war und Niemand anders, so hat's der Oberhofmeister gethan.“

„Sei gesegnet für diesen Verdacht,“ rief Victor. „Wenn er mich hierher haben wollte, dann steht Alles gut.“

„Hast du ihn gesprochen?“

„Ich war bei ihm, er ließ sich sogleich vom Feldzug erzählen und sprach in seiner Art freundlich, nicht mehr als sonst.“

„Dann war er es, verlaß dich darauf.“

„Aber warum?“ frug Victor, „was soll ich hier?“

„Das mußt du mich nicht fragen, um mich kümmerst er sich wenig.“

„Warum lenkst du bei jedem Seitenweg vom Pavillon ab,“ frug Victor, „habt ihr dort Fußangeln aufgestellt? Wetter, welch prachtvolles Gesicht! Sieh du Duckmäuser. Also ihr seid tugendhaft geworden?“

Der Erbprinz erröthete vor Zorn. „Die Dame dort oben hat Anspruch auf die rücksichtsvollste Behandlung,“ sagte er finster.

„Das ist also die schöne Fremde,“ rief Victor. „Sie liebt. Wenn sie nur einen Blick herunterwerfen wollte, damit man mehr als das Profil sähe. Wir gehn hinauf, du führst mich ein.“

„In keinem Fall,“ versetzte der Erbprinz, „wenigstens jetzt nicht.“

Victor sah ihn verwundert an. „Du weigerst Dich mich dieser Dame vorzustellen? Ich brauche dich nicht.“ Er machte sich von ihm los.

„Du bist toll,“ rief der Erbprinz ihn zurückhaltend.

„Ich war nie mehr bei Sinnen,“ entgegnete Victor. Er eilte einem Baum zu, der seine niedrigen Aeste in der Nähe des Fensters emporstreckte und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze in die Höhe. Als er sah auf, erkannte den Erbprinzen und einen aufsteigenden Offizier und trat vom Fenster zurück. Victor brach eine Gerte ab und berührte die Scheiben. Man hörte im Hause schellen, das Fenster wurde geöffnert, Gabriel sah

heraus. „Immer in der Luft, Excellenz?“ rief er, „was befehlen Dieselben?“

„Richten Sie Ihrer Herrin meine ehrerbietige Bitte aus, sie in dringender Angelegenheit nur einen Augenblick zu sprechen.“

Isse erschien mit ernstem Gesicht am Fenster, hinter ihr der Diener; der junge Herr hielt sich mit einer Hand fest und griff mit der andern grüßend an seine Mütze. „Ich erbitte Ihre Vergebung, gnädige Frau, daß ich diesen ungewöhnlichen Weg wähle, mich Ihnen vorzustellen, mein Vetter dort unten hat mich wider meinen Willen hier heraufgeschickt.“

„Wenn Sie hinunterfallen, mein Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung auf den Erdboden mit, daß dasklettern unnütz war, die Thür des Hauses steht offen.“

Isse trat zurück, Victor verneigte sich wieder. „Die Dame ist ganz meiner Meinung,“ rief er strafend dem Erbprinzen zu, „daß du sehr Unrecht gethan hast, mich von der Thür abzusperren.“

„Es giebt nach dieser Etourderie keinen Ausweg, als daß wir sogleich hinaufgehen und um Entschuldigung bitten,“ versetzte der Erbprinz zornig.

„Das war ja grade, was ich wollte,“ rief Victor, „man muß den Menschen nur verständig zureden.“

Der Erbprinz trat mit seinem Vetter ein, Isse empfing die Prinzen mit stummer Verbeugung.

„Dies ist derselbe Mann,“ begann der Erbprinz, „von dem ich Ihnen, gnädige Frau, bereits erzählt habe,

er hieß schon als Knabe bei denen, welche sein Wesen kannten, Junker Eulenspiegel.“

„Ew. Hoheit hätte es doch nicht thun sollen,“ versetzte Ilse traurig, „ich bin hier fremd und einer Mißdeutung mehr ausgesetzt als Andere.“ Sie wandte sich an den Erbprinzen. „Es ist das erste Mal, daß ich Ew. Hoheit seit Ihrer Genesung sehe.“

„Ich bin in Gefahr, wieder aus Ihrer Nähe verbannt zu werden,“ versetzte der Erbprinz, „und Sie haben das gewollt.“

Ilse sah ihn befremdet an.

„Sie haben meinem Vater den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, die ich einst mit Ihnen hatte,“ fuhr der Erbprinz bekümmert fort. „Sie haben dadurch den Fürsten veranlaßt zu beschließen, daß ich von hier auf das Land versetzt werde.“

„Ich möchte um Alles nicht, daß Ew. Hoheit von mir glaubten, ich habe ein Vertrauen verrathen. Waren die harmlosen Worte, die ich zu Ihrem Herrn Vater gesprochen, gegen Ew. Hoheit Wunsch, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur sagen, daß sie aus der wärmsten Empfindung für Ew. Hoheit hervorgegangen sind.“

Der Erbprinz verneigte sich schweigend.

„Dies Tergelt ist nur aus Dissonanzen zusammengesetzt,“ rief Victor. „Alle drei sind wir gekränkt, jeder durch die beiden andern; am tiefsten ich, denn mich hat mein ungefälliger Cousin in die Gefahr gesetzt, gänzlich

aus Ihrer Gnade zu fallen, bevor ich sie zu gewinnen Gelegenheit hatte. Dennoch bitte ich um die Erlaubniß, mich Ihnen wieder vorzustellen in besserer Beleuchtung als mir das Baumlaub dort draußen zukommen ließ."

Die Prinzen empfahlen sich, im Freien sagte Victor: „Ich wollte nur wissen, was die Frau Professorin zu bedeuten hat, ich merke jetzt, daß es für mich in keinem Fall rathsam ist, meine Ehrerbietung geräuschvoll zu Füßen zu legen. Sei mir nicht böse, Venno, ich bin kein Spielverderber, kannst du mich brauchen, so befehl über mich."

Der Erbprinz blieb stehen und sah seinen Vetter so schmerzlich an, daß auch dieser ernsthaft wurde. „Willst du mir einen Dienst erweisen, für den ich dir dankbar sein werde, weil ich lebe, so hilf dazu, daß die Bewohner jenes Hauses unsere Gegend so schnell als möglich verlassen. Es bringt kein Glück uns nahe zu sein."

„Sag's ihnen doch gerade heraus, dir werden sie mehr glauben als mir."

„Welchen Grund soll ich angeben?" frug der Erbprinz. „Es giebt nur einen, und ich bin der letzte, der ihn aussprechen darf."

„Die Frau sieht wenigstens aus, als wüßte sie recht gut sich selbst zu berathen," tröstete Victor. „Größere Sorge habe ich um dich, ich sehe, du bist in Gefahr diesmal mit dem Fürsten zu sehr einer Meinung zu sein. Wirßt du nicht wenigstens Einwürfe wagen, wenn er dich fortschicken will?"

„Mit welchem Recht?" frug der Erbprinz. „Er

ist mein Vater, Victor, und mein Herr. Ich bin der erste seiner Unterthanen, mir ziemt es, der gehorsamste zu sein. So lange er mir nichts befiehlt, was gegen mein Gewissen ist, bin ich verbunden ihm auf der Stelle zu gehorchen. Das ist die Richtschnur, die ich für mein Thun gezogen habe. Aus innerer Ueberzeugung.“

„Gesezt aber,“ warf Victor entgegen, „ein Vater wollte seinen Sohn entfernen, um Andern Unheil zu brauen, denen der Sohn Antheil gönnt?“

„Ich meine, der Sohn müßte doch gehen,“ versetzte der Erbprinz, „wie schwer es ihm auch wird; denn ihm ziemt nicht einmal einen Verdacht gegen den Vater in seiner Seele zu dulden.“

„Mehr Sohn als Prinz,“ rief Victor, „und wir sind am Ende, tugendhafter Benno. Ah, Bergau, wohin?“

Der angeredete Hofmarschall versetzte bedrängt: „Nach dem Pavillon, mein Prinz.“

„Haben Sie Näheres über den Schrecken gehört,“ frug Victor geheimnißvoll, „den man im Schlosse des Großonkels gehabt hat? über eine Frau oder vielmehr Erscheinung, die in Wirklichkeit ein Geist war, der als Gespenst auftrat, mit einem Getöse, welches als Gepolter anfang und mit einem Trauermarsch endete, wobei die Thüren zitterten und die Kronleuchter klirrten wie ein Schellengeläut? Nichts gehört?“

„Nicht das Geringste, welche Erscheinung? wann? und wie?“

„Ich weiß durchaus nichts,“ versetzte Victor.

„Kommt Ihnen etwas zu Ohren, so bitte ich um Nachricht.“ Das versprach der Hofmarschall und eilte vorwärts.

Der Hofmarschall war in seinem Dienst untadelhaft, er kannte alle Tafelgedecke und Gläser persönlich, überflog gewissenhaft die Rechnungen, sorgte für einen guten Weinkeller und verstand gründlich die Repräsentation seiner Charge. Außerdem war er ein wackerer Edelmann, fromm, mit reichem Kindersegen beglückt, aber er war nicht, was man einen großen Geist nennt. Diese letzte Eigenschaft machte ihn bisweilen zu einem werthvollen Kämpfer des Hoflagers, denn er verfocht mit der Sicherheit eines Fanatikers den geheiligten Brauch seines Hofes gegen unberechtigte Ansprüche fremder Gäste, und wurde vom Fürsten wohl einmal als Sturmbock benutzt, um eine Mauer anzurennen, welche ein Anderer vorsichtig umging. Heut trat der Hofmarschall bei Ilse ein, im Herzen unwillig über den Auftrag, den er geschickt auszuführen befehligt war. Er traf die Frau Professorin in ungünstiger Stimmung. Die Dreistigkeit Victors, der geheime Vorwurf in den Worten des Erbprinzen hatten sie unzufrieden mit sich selbst gemacht, und mißtrauisch gegen die unklaren Verhältnisse, von welchen sie umgeben war. Der Hofmarschall rührte lange die Bowle um, aus welcher er einzuschenken hatte, er drehte die Unterhaltung auf Ilse's Heimath und ihren Vater, den er nach seiner Annahme einmal bei einer Thierschau gesehen hatte. „Ein schönes Gut, wie man

hört, sehr respectabler Charakter.“ Alse, über jedes Lob ihrer Lieben erfreut, ging arglos auf dies Gespräch ein und erzählte von Gütern und Nachbarn in ihrer Gegend. Endlich begann der Hofmarschall: „Herr Bauer ist jeder Auszeichnung würdig; verzeihen Sie mir deshalb eine Frage: Hat Ihr Vater denn niemals den Wunsch gehabt, geadelt zu werden?“

„Nein,“ versetzte Alse und sah den Hofmarschall groß an, „wie sollte er zu diesem Wunsch kommen?“

„Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die günstigen Folgen, welche eine solche Erhebung für die Carriere Ihrer Geschwister haben würde, sie liegen auf der Hand. Es ist leicht zu begreifen, daß bescheidenes Selbstgefühl einen Mann verhindern kann, sich um diesen Vorzug zu bewerben. Ich bin aber überzeugt, daß des Fürsten Hoheit auch im eigenen Interesse eine solche Verleihung gern sehen würde. Denn die Stellung Ihres Herrn Vaters zu meinem gnädigsten Herrn würde dadurch sehr viel günstiger.“

„Es ist eine recht günstige Stellung,“ sagte Alse.

„Ich darf wohl bei den persönlichen Beziehungen, in welche Sie zu unsern hohen Herrschaften getreten sind, darüber offen sprechen,“ fuhr der Hofmarschall sicherer fort. „Für des Fürsten Hoheit, und für uns alle würde werthvoll sein, wenn Höchstderselbe bei gelegentlicher Anwesenheit in jener Gegend ein Haus fände, in welchem eine gastliche Aufnahme möglich wäre.“

Erstaunt unterbrach ihn Alse: „Ich bitte, Herr

von Bergau, mir das näher auseinanderzusetzen, ich verstehe von diesen Dingen gar nichts. Der Fürst hat doch schon einige Mal unser Haus mit seiner Anwesenheit beehrt."

Der Hofmarschall zuckte die Achseln. „Man hat in der Noth das freundliche Anerbieten Ihres Herrn Vaters angenommen, es mußte immer ein kurzes, wie gelegentliches Absteigen bleiben, denn wenn auch Ihr Vater selbst in seiner amtlichen Stellung für diese Ehre nicht ganz ungeeignet war, so fehlte doch die Hausfrau, welche die Honneurs des Hauses machen konnte."

„Ich vertrat diese Stelle, so gut ich vermochte," sagte Ilse.

Der Hofmarschall verneigte sich. „Es hat Erwägungen gekostet, wie das Frühstück einzurichten wäre, ohne die Frauen des Hauses zu beleidigen, und es war sehr willkommen, daß Herr Bauer ganz davon absah, für die Frauen eine Theilnahme daran zu verlangen. Gestatten Sie mir endlich noch die Bemerkung, eine Standeserhöhung Ihres Vaters würde sogar für Sie selbst werthvoll sein. Denn Ihr Herr Gemahl ist als Gelehrter von ausgezeichneten Verdiensten ebenfalls in der Lage, daß ein angeedeuteter Wunsch desselben ihm Rang und Stand verschaffen könnte, welche ihn bei Hofe etabliren. Unter diesen Voraussetzungen aber würde sich auch für Sie ein Zutritt bei Hofe, wenn auch mit Beschränkungen durchsetzen lassen. Dem Fürsten und der Prinzessin wäre durch unsere Hofordnung Gelegenheit gegeben,

Ihnen bisweilen im Schlosse bei Gegenwart der Chargen Zutritt zu gestatten, zu größerem Hofball und Hofconcert wären Einladungen möglich."

Ilse stand auf. „Es ist genug, Herr Hofmarschall, jetzt verstehe ich. Was mein Vater thut, wenn ihm angeboten wird, wovon Sie sprechen, glaube ich zu wissen, er wird lachen und das Angebotene zurückweisen, und er wird sagen, wenn unser bürgerliches Haus unserm Landesherrn nicht gut genug ist darin einzufehren, so verzichten wir auf die Ehre. Ich aber habe im Zurückweisen nicht die Ruhe, welche ich meinem Vater zutraue, und ich sage Ihnen, mein Herr, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich als Frau der hiesigen Gesellschaft nicht für vollberechtigt gelte, ich würde keinen Fuß hierher gesetzt haben."

Mit Mühe bezwang Ilse den Zorn, welcher in ihr arbeitete. Der Hofmarschall war bestürzt und versuchte sich in zudeckender Rede, aber mit Frau Ilse war nicht mehr zu verhandeln, sie blieb stehen und zwang ihn dadurch zum Aufbruch.

Der Professor fand seine Frau im dunklen Zimmer vor sich hinbrütend. „Willst du einen Adelsbrief haben?" rief sie aufspringend, „er wird auf der Stelle für dich ausgemacht und für den Vater auch, damit wir alle den Vorzug erhalten, volle Menschen zu werden, mit denen die Leute im Schloß verkehren können, ohne sich gedemüthigt zu fühlen. Es wird ihnen unbequem, daß sie uns nur wie gelegentlich sehn können. Ich weiß

jetzt, weshalb ich allein speise, und weshalb der Fürst in Bielsstein nicht unsere Wohnstube betrat. Uns thut ein neuer Name noth, damit wir die Bildung und den Anstand erhalten, welche uns würdig machen, zu Hofe zu gehen. Uns noch nicht einmal, vielleicht unsere Kinder. Kannst du das anhören, ohne vor Scham zu erröthen, daß wir hier sind? Sie füttern uns wie fremde Thiere, die sie sich aus Neugierde anschaffen und wohl wieder aus dem Pferch hinausjagen.“

„Holla, Alie,“ rief Felix, „du verwendest mehr Pathos als nöthig ist. Was kümmern uns die Vorurtheile der Menschen hier? Wir sind hergekommen, weil sie etwas von uns beehrten, wir etwas bei ihnen suchten. Hat der Fürst nicht alles gethan, uns den Aufenthalt in der Weise angenehm zu machen, wie wir sie gewohnt sind? Wenn die Leute hier durch den Brauch, in dem sie erzogen sind, und durch die Sitte ihres Kreises veranlaßt werden, den Verkehr mit uns durch bestimmte Formen abzugrenzen, was kümmert das uns? Wollen wir ihre Vertrauten werden und mit ihnen zusammenleben, wie mit unsern Freunden daheim? Solches Aufschließen unserer Seelen haben sie sich doch noch nicht verdient. Als wir herkamen, traten wir in ein einfaches Contractverhältniß, wir übernahmen auch die Verpflichtung, uns in ihre Lebensordnung zu fügen.“

„Und wir behielten die Freiheit, von hier zu gehen, sobald uns diese Ordnung nicht mehr gefällt.“

„Ganz recht,“ versetzte der Professor, „sobald wir

einen ausreichenden Grund haben, sie unerträglich zu finden. Ich meine, das ist nicht der Fall. Man verlangt von uns nichts Entwürdigendes, ja man zeigt uns beflissene Aufmerksamkeit, was kümmert uns der Theil ihres Lebens, den sie uns nicht geben, und den wir zu begehren weder Recht, noch Veranlassung haben."

"Täusche uns beide nicht," rief Ilse. "Wenn in unserer Stadt Jemand zu dir sagte, du darfst nur meine Schuhe ansehen, aber den Blick nicht bis zu meinem Gesicht erheben, du darfst nur im Freien mit mir zusammen kommen, aber nicht in meinem Hause, ich kann nur stehend bei dir essen, aber an deinem Tisch niederzusitzen verbietet mir meine Würde, was wirst du, der du so stolz in deinem Kreise stehst, einem solchen Theoren antworten?"

"Ich werde nach dem Grund seiner Befangenheit fragen, vielleicht ihn bedauern, vielleicht mich von ihm wegwenden."

"So thu's hier," rief Ilse. "Denn wir sind geladene Gäste, vor denen die Hausleute die Thür zu sperren."

"Ich wiederhole dir, wir sind nicht Gäste, welche geladen wurden, mit den Menschen hier gesellig zu verkehren. Ich bin zur Arbeit hergerufen, und ich habe diesen Ruf angenommen, weil ich für meine Wissenschaft so Großes suche, daß ich weit andere Uebelstände ertragen müßte, als etwa unbequeme Gewohnheiten des Hofes. Dies wichtige Interesse darf ich nicht auf's

Spiel setzen durch ein Auflehnen gegen gefällige Ansprüche, die mir nicht gefallen. Gerade, weil ich ohne besondere Ehrfurcht auf diese Ordnung sehe, stört sie mir nicht die Laune."

„Es thut aber weh und macht zornig, daß Menschen, an deren Leben man Antheil nimmt, an so greulich veraltetem Trödel hängen," rief Ilse immer noch erbittert.

„Das also ist es?" frug Felix. „Wir sorgen auch um das Seelenheil der Anspruchsvollen selbst? Das läßt sich eher hören. Nun, an jedem Privilegium hängt ein alter Fluch, der die Meisten trifft, welche daran Theil haben. Das mag auch von den Vorrechten des Hofes gelten. Das Leben unserer Fürsten ist in den Bann bestimmter Kreise eingeschlossen, Anschauung und Vorurtheil einer Umgebung, die sie sich nicht frei wählen dürfen, umgiebt sie vom ersten Tage ihres Lebens bis zum letzten. Daß sie nicht stärker und freier sind, rührt zum großen Theil von der engen Atmosphäre, in welche sie durch die Etikette gebannt sind. Das ist ein Unglück nicht nur für sie selbst, ist für uns alle ein Leiden, daß unsere Fürsten so häufig die bürgerliche Gesellschaft mit den Augen eines Kammerjunktors betrachten. Diesen Uebelstand mag man als Mitlebender schmerzlich fühlen. Und ich meine allerdings, der Kampf, welcher in unserm Vaterlande auf verschiedenen Gebieten entbraunt ist, wird nicht eher mit einem guten Frieden enden, als bis die Gefahren beseitigt sind, welche die alte Hofordnung der Erziehung

unserer Fürsten bereitet. Auch scheint mir in der That, daß diese starre Ordnung schon an vielen Stellen durchlöchert ist, die Zeit mag kommen, wo das Unverständige darin ein Stoff für gute Laune und Satire wird. Denn die Etikette der Höfe ist zuletzt ein Ueberrest aus vergangener Zeit, wie unsere Kunstverfassung und ähnlicher veralteter Brauch. Darin hast du Recht. Wer sich aber persönlich so sehr reizen läßt, wie du in dieser Stunde, der setzt sich dem Argwohn aus, daß er nur deshalb zürnt, weil er sich selbst den Zutritt zu abgeschlossenen Kreisen begehrt."

Isse sah schweigend vor sich nieder. „Dir und mir,“ fuhr der Professor fort, „gezient bei zufälliger persönlicher Berührung mit solchen Anschauungen nur Eines: kühle Nichtachtung. Wir wünschen im Interesse unserer Fürsten die Schranken beseitigt, welche ihnen den Verkehr mit ihrem Volke einengen, aber wir haben durchaus nicht Wunsch und Drang, uns an die Stelle derer zu setzen, auf welche die Gebieter unseres Landes jetzt ausschließlich angewiesen sind. Denn im Vertrauen, wir alle, deren Leben in angestrongter geschäftlicher Thätigkeit verläuft, wir würden in der Regel schlechte Gesellschafter der Fürsten sein, uns fehlt nicht nur die zierliche Sicherheit der Form, die sich eher gewinnen ließe, auch die wohlthuende Gefügigkeit im Tagesverkehr, die Stärkeren werden leicht durch Unabhängigkeit verletzen, die Schwachen durch haltlose Unterwürfigkeit verächtlich werden. Nur die Freiheit der Wahl

fordern wir für die Regierenden. Ein Gefühl dürfen wir aber ohne Ueberhebung bewahren, daß alle, die sich gesellig von unsern Kreisen scheiden, mehr verlieren als wir. Was die Herzen erwärmt, den Geist erhellet, muß man aus dem Volke holen. Wer sich das schwer macht, der entbehrt."

Ilse trat zu ihm und legte ihre Hand in die seine.

"Deshalb, Frau Ilse," fuhr der Gatte heiter fort, "laß dir ruhig für diese wenigen Wochen gefallen, was um dich vorgeht. Räme dir einmal die Aufforderung, in Wirklichkeit Gast für die Geselligkeit eines Hofes zu werden, dann magst du vorher über deine Ansprüche in Verhandlung treten, und wenn du in solchem Falle ablehnst, dann thust du's mit Lachen."

"Sprichst du so aus sicherer Ruhe deiner Seele," frug Ilse, und sah den Gatten forschend an, "oder weil dir jetzt sehr viel daran liegt, hier zu bleiben?"

"Mir liegt alles an meiner Handschrift," versetzte der Professor, "im Uebrigen entbehre ich die Ruhe weniger als du. Denn du hast seit deiner Jugend und vollends im letzten Jahr mit warmer Empfindung um Personen dieses Fürstenschlosses gesorgt, du hast dich in einzelnen Stunden ihnen vertraulich nahe gefühlt und deshalb bist du jetzt mehr verletzt als nöthig wäre."

Ilse nickte bestätigend mit dem Haupt.

"Halt' aus, Ilse," fuhr der Gatte herzlich fort, "denke daran, daß du frei bist und jeden Tag davon fliegen

kannst. Aber mir wäre lieb, wenn du mich nicht allein ließeſt.“

„Iſt dir das lieb, Felix?“ frug Iſe weich.

„Thörin!“ rief der Profeſſor. „Heut laſſen wir das Theater und nehmen unſere Beſeabende auf. Ich habe mitgebracht, was dir die Grillen vertreiben ſoll.“ Er trug die Lampe auf den Tiſch, ſchlug ein kleines Buch auf und begann: „Es war an einem Pfingſtentag, Nobel, der König von allen Thieren, hielt Hof“ und ſo fort.

Frau Iſe ſaß, die Arbeit in der Hand, neben dem Gatten, wie ſonſt fiel das Licht der Lampe auf das Antlitz des Geliebten, ſie ſuchte ſpähend darin zu leſen, ob er noch gegen ſie fühle, wie ehemals; bis endlich die Frevelthaten des Fuchſes auch ihr die Lippen zum Lächeln zogen und ſie ihm das Buch aus der Hand nahm, um weiter zu leſen mit ruhigem Athem, behaglich, wie in der Heimath.

„Wie geht es der franken Frau von Bergau?“ frug am andern Morgen die Prinzeß ihr Hoffräulein, die kleine Gotlinde Thurn.

„Schlecht, Hoheit, ſie hat ſich ſehr alterirt über die plötzliche Abreiſe ihres Gatten, und ihre Entbindung wird jede Stunde erwartet.“

„Bergau iſt verreißt? warum jetzt?“ frug die Prinzeß erſtaunt.

„Der Fürſt hat ihm den Einkauf von Porzellan in einer fremden Stadt befohlen.“

Die Prinzessin sah bedeutsam auf die Vertraute. „Verzeihen Hoheit, daß ich es auszusprechen wage,“ fuhr das Hoffräulein fort, „wir alle sind empört. Bergau hat gestern, wie man vernimmt, eine Scene mit der fremden Dame im Pavillon gehabt, heut früh hat er von des Fürsten Hoheit den Befehl erhalten unter Ausdrücken, welche jede Einwendung unmöglich machten.“

„Was hat's denn im Pavillon gegeben?“ frug die Prinzessin.

„Das weiß man nicht,“ versetzte das erzürnte Fräulein. „Aus den Andeutungen Bergau's muß man schließen, daß die Fremde Ansprüche erhoben hat, Zutritt bei Hofe gefordert und mit ihrer Abreise gedroht. — Die Annäherung der Fremden ist unleidlich, wir alle bitten, daß Hoheit die Gnade haben, unsere Rechte zu vertreten.“

„Gute Linda, ich bin für euch ein gefährlicher Bundesgenosse,“ versetzte die Prinzessin traurig.

Der Geburtstag der Prinzessin wurde von Hof und Stadt gefeiert. Viele Leute trugen Festkleider, lange Züge Gratulirender bewegten sich nach dem Vorzimmer des Fürstenkinds, zwei Diener hatten vollauf zu thun, Kisten und Federn darzubieten, damit die Ankommenden ihre Namen einzeichneten. Die Prinzess empfing am Morgen den Hofstaat, sie erschien zum ersten Mal in hellen Farben und sah schöner aus als je. In dem geöffneten Seitenzimmer standen die Tische, welche mit Ge-

schenken bedeckt waren, viel wurde von den Damen die prachtvolle Robe bewundert, welche der Fürst seiner Tochter verschrieben hatte, und von den Weisen des Hofes kaum weniger die schöne Arbeit an den Miniaturen des Magisters.

Um drei Uhr begann das Concert im Schloßgarten, Herren und Frauen des Adels, der Beamten und Bürgerchaft traten in den abgegrenzten Raum, die Damen der Prinzessin begrüßten und ordneten die Frauenvest durch leise Winke zu einem großen Kreis, hinter welchen die Herren als dunkle Einfassung traten, auf der einen Seite die Familien des Hofes, auf der andern die Stadt. Die Gäste fügten sich mit Behendigkeit dem Zwange der mathematischen Linie, nur auf der Stadtseite gab's kleine Unordnung. Der neue Stadtrath Gottlieb, ein ansehnlicher Fleischermeister, schob Frau und Tochter nach hinten und stellte sich breitbeinig in die Vorderreihe, und es bedurfte einer Aufforderung des Hoffräuleins, um die Zurückgestellten hervorzuziehen. „Ich zahle die Steuern,“ sagte der gebändigte Gottlieb mit verlegenem Trotz zu seiner Umgebung, aber er begegnete auch bei seinen Nachbarn einem verurtheilenden Lächeln.

Als Ilse neben dem Gatten in die fremde Gesellschaft trat, fühlte sie sich durch die kalten neugierigen Blicke erschreckt, welche von allen Seiten gegen sie stachen. Der Kammerherr führte sie zu der ersten Hofdame, und die Baroneß machte nach kühler Begrü-

fung eine gehaltene Handbewegung, durch welche Ilse an das Ende der Hofseite gegenüber dem Eingange gestellt wurde. Pünktlich erschienen unter Vortritt der Marschälle die Herrschaften, am Arme des Fürsten strahlend und lächelnd die Prinzess, hinter ihr die Prinzen. Die Kleider der Damen rauschten wie Wellen bei dem ehrfürchtigen Niedertauchen, hinter ihnen beugte auch der Männerkreis seine Häupter in feierlichem Schwunge. Die Prinzess machte die tiefe Cercleverneigung, ein Meisterstück höchster Hoftechnik, und begann ihren Rundgang. Frau Sonne schien warm wie im Sommer, Alles freute sich des schönen Tages und des frohen Geburtstagskundes; die Prinzess war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und erwies heut ihr Talent, sich edel darzustellen, in der gehobenen Stimmung, welche, wie man sagt, von der Ausübung schöner Kunst unzertrennlich ist. Vor ihr bewegte sich die Hofdame, zog Einzelne noch durch einen Wink zur Vorderreihe und nannte die Namen, welche der Prinzess etwa fremd waren. Die Prinzessin hatte für Jeden ein herzliches Wort oder doch ein Kopfnicken und süßes Lächeln, welche das Gefühl gaben, daß man wohl beachtet sei. Der Fürst aber stand heut unter seinen Bürgern mit aller Behäbigkeit eines guten Hausvaters.

„Eine große Zahl alter Freunde und Nachbarn,“ sagte er dem Oberbürgermeister. „Ich wußte, daß dies ganz nach dem Herzen meines Kindes sein würde. Denn es ist für sie nach schwerer Prüfungszeit wieder das erste

Mal, daß sie mit Vielen zusammentrifft, welche freundlichen Antheil an ihrem Leben nehmen."

Aber keine von allen geladenen Frauen sah mit solcher Spannung auf den Cercle der Prinzessin, als Ilse. Sie vergaß ihren Zorn über Standesvorurtheile, sie vergaß auch das Mißbehagen, welches ihr die eigene Einsamkeit unter den fremden Frauen bereitere, und blickte unverwandt auf die junge Fürstin. Etwas von dem Reiz, den die Huld der vornehmen Dame für die Anwesenden hatte, empfand doch auch Ilse. Diese Leichtigkeit, in wenig Minuten so Vielen etwas Wohlthuendes von dem eigenen Wesen zu geben, war ihr ganz neu. Unruhig schaute sie nach ihrem Felix zurück, auch er beobachtete mit Freude die graziösen Bewegungen der Prinzessin. Sie kam näher, Ilse vernahm ihre Fragen und die Antworten der Glücklichen, denen sie nähere Beachtung zu Theil werden ließ, Ilse sah auch, daß das Auge der Prinzessin flüchtig bis zu ihr hinabstreifte und daß sein Ausdruck ernster wurde. Die Prinzess hatte sich bei einem alten Fräulein, das vor Ilse stand, verweilt und angelegentlich nach dem Befinden der kranken Mutter erkundigt, jetzt schritt sie langsam an Ilse vorüber, neigte fast unmerklich das Haupt und sagte leise: „Ich höre, Sie wollen uns verlassen."

Die unerwartete Frage und Kälte in Ton und Angesicht regten den Stolz der Professorin auf, unter dem Strahl ihrer großen Augen hob sich auch die Ge-

stalt der Prinzessin, beide wechselten einen feindseligen Blick, als Ilse antwortete: „Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung, wenn ich bei meinem Gatten bleibe.“ Die Prinzessin sah auf den Professor, wieder flog ein fröhliches Lachen über ihr Gesicht, sie setzte ihre Wanderung fort. Auch Ilse wandte sich schnell zu ihrem Mann, er schaute durchaus harmlos und vergnügt in die Welt, er hatte von der kleinen Scene gar nichts gemerkt.

Wohl aber der Fürst. Denn er schritt quer durch den Raum auf Ilse zu und begann: „Unter alten Bekannten begrüßen wir auch die neuen. Doch für mich und den Erbprinzen paßt der Ausdruck nicht. Denn wir sind der Gastlichkeit Ihres Hauses oft zu Dank verpflichtet gewesen, und es ist uns besonders werthvoll, daß wir Ihnen heut den Kreis zeigen, in welchem wir heimisch sind. Ich bedaure, daß Ihr Herr Vater nicht unter uns ist, ich hege warme Achtung vor seiner gediegenen Tüchtigkeit, und ich weiß seine Verdienste um die Landschaft sehr wohl zu schätzen. Er hat bei der landwirthschaftlichen Ausstellung einen Preis erhalten, richten Sie ihm meine Glückwünsche aus. Ich hoffe, sein Beispiel wird für mein Land nicht verloren sein.“

Der Fürst verstand gut zu machen, was sein Hof an Ilse versah. Eine Professorfrau hat starke Bedenken gegen Hofbrauch und vornehme Ansprüche. Aber wenn denen, die sie liebt, in feierlicher Versammlung ein wohlverdientes Lob aus erlauchtem Munde zu Theil wird,

das freut sie doch trotz alledem. Nach der verletzenden Frage der Tochter war die glänzende Auszeichnung durch den Vater eine schöne Genugthuung. Ilse sah den Fürsten mit einem Blick inniger Dankbarkeit an, und dieser wandte sich jetzt freundlich zu ihrem Felix, und blieb lange vor ihm stehen. Als er endlich zu Andern trat, hatte die ungewöhnliche Beachtung, welche er den Fremden vor seinem versammelten Volke gönnte, die landesüblichen Folgen; auch die Herren des Hofes schoben sich heran und erwiesen Ilse und dem Professor von der Seite ihre Aufmerksamkeit. Ilse sah jetzt ruhiger in den Kreis und bemerkte, wie der Erbprinz langsam durch die Reihen ging und Herren und Damen nach einer geheimen systematischen Reihenfolge aufsuchte, dabei wohl auf dem Wege anhielt und sein Augenglas bewegte, als ob er etwas überlege; während Prinz Victor als Komet eine durchaus unregelmäßige Bahn wandelte, deren Punkte sich nur bestimmen ließen, wenn man die hübschesten Gesichter herausuchte. Er hatte lange mit der Tochter des Stadtrath Gottlieb gesprochen und das Fräulein zu einem Lachen gebracht, über das sie selbst so erschraf, daß sie roth wurde und ihr Taschentuch vor den Mund hielt; als er plötzlich neben Ilse stand. „Eine solche Blumenausstellung ist lustig,“ begann er nachlässig wie zu einem guten Kameraden. „Man muß freilich auch manchen stacheligen Cactus in Kauf nehmen.“

„Für die Herrschaften, welche mit so Vielen zu

sprechen haben, mag sie doch ermüdend sein," sagte Ilse.

„Glauben Sie das ja nicht," versetzte Victor. „Es ist süß, so viel Leute vor sich zu sehen, welche nicht mucksen dürfen, wenn man's ihnen nicht erlaubt; für diesen Genuß erträgt fürstliches Blut noch größere Strapazen. Kennen Sie das Spiel: Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht um? Dies hier ist eine Variation, welche zum Vergnügen hoher Herrschaften eingerichtet wurde. Nur daß die Kläpse nicht auf dem Rücken, sondern vorn applicirt werden.“

Der Kreis gerieth in Bewegung, der Fürst bot der Prinzessin den Arm und führte sie in ein großes buntverziertes Zelt, die Gäste folgten, eine Schaar Lakaien bot Erfrischungen. Darauf nahmen die Damen hinter den hohen Herrschaften Platz, die Herren standen in der Runde. Das Concert begann mit majestätischem Paukenschlag und ging nach kurzem Verlauf, unter rasenden Einfällen sämtlicher Geigen, zu Ende. Jetzt aber begrüßte die Prinzessin auch die Herren, diese allerdings mit minderer Regelmäßigkeit. Ilse ward von Fräulein von Lossau in ein Gespräch versflochten, die Prinzess aber trat zu Felix Werner und that eifrige Fragen, der Professor wurde warm und erklärte, die Prinzessin frug immer mehr, lachte und antwortete. Der dienstthuende Obermarschall blickte verstohlen nach der Uhr, es war höchste Zeit für die Damen des Hofes, sich zum Diner umzukleiden, der Fürst aber winkte ihm

zu, sah zufrieden nach der Prinzessin und sagte in bester Laune zu seinem Sohn: „Heut regiert sie, wir warten gern.“

„Meine liebe Hoheit vergißt uns alle über den Fremden,“ flüsterte Fräulein von Thurn bekümmert dem Prinzen Victor zu.

„Beruhigen Sie deshalb Ihr treues Herz, Dame Gotlinde,“ tröstete der Prinz. „Unsre Herrin Bradamante hat ihre siegreichen Waffen ein langes Jahr nicht gebraucht; sie würde heut ihre Kraft versuchen, und wenn sie einen Rahlkopf vor sich hätte.“

Am nächsten Morgen saß die Prinzessin unter ihren Hofdamen, der vergangene Tag wurde besprochen wie Branch ist, die Prinzessin bewundert, über Abwesende ein wenig geurtheilt, und über Toilette und Haltung einiger Stadtmütter Erstaunen ausgedrückt.

„Aber mit der Stadtkämmerin haben Hoheit nicht gesprochen,“ rief Gotlinde Thurn, „die arme Frau hat das als Zurücksetzung empfunden und nach dem Concert geweint.“

„Wo stand sie?“ frug die Prinzess.

„Nahe bei der Fremden,“ antwortete die Thurn.

„Ah, deshalb,“ rief die Prinzess. „Wie sieht sie denn aus?“

„Ein rundes Frauchen mit braunen Augen und rothen Backen. Mein Bruder wohnt in ihrem Hause, daher kenne ich sie. Sie versteht ausgezeichnete Obstkuchen zu backen.“

„Mach's gut, Linda,“ sagte die Prinzess, „sage ihr etwas Freundliches von mir.“

„Darf ich ihr erzählen, daß Hoheit von ihrem guten Kirschkaste gehört haben und gern einige Flaschen davon erhalten würden? Das macht sie übergücklich!“

Die Prinzessin nickte. „Die Tochter des Stadtrath Gottlieb wird eine Schönheit,“ lobte die Baronin Hallstein.

„Prinz Victor hat alle Andern über ihr vergessen,“ rief die Lössau gekränkt.

„Wünschen Sie sich Glück, liebe Betty,“ versetzte die Prinzessin scharf, „wenn Sie von meinem Vetter vergessen werden. Die Aufmerksamkeiten des Prinzen sind in der Regel beunruhigend für die Damen, denen er sie zu Theil werden läßt.“

„Aber dankbar sind wir alle,“ rief die Hallstein, eine Dame von Muth und Charakter, „daß Ew. Hoheit gegenüber der Frau vom Pavillon den Hof vertreten haben. Die kühle Abfertigung hat allgemein gefreut.“

„Meinst du, Wally?“ sagte die Prinzess nachdenkend. „Die Frau ist stolz und hat mir getrozt. Aber ich hatte sie zuerst verletzt und an einem Tage, wo ich im Vortheil war.“

Heckereien.

Das Jahr ließ sich nach jeder Richtung leichtfertig an. Die Schnepfen waren häuslich eingerichtet, bevor die Jäger ihre Wasserstiefeln angelegt hatten, und die Märzbecher hatten wirklich im März geblüht. Der Mond lachte zwischen dem ersten und letzten Viertel jeden Abend mit schief gezogenem Mund, an den Höfen begannen Prinzessinnen mit Professoren nach verlorenen Handschriften zu suchen, und in den Städten zeigten die Bürger eine ungewöhnliche Neigung zu Maitrank und zu gewagten Unternehmungen. Auch ruhige Köpfe erfaßte der Taumel, Stroh und Papier wurden mächtig. Alle Welt trug nicht nur Hüte, auch Mützen von Stroh, alle Welt betheiligte sich an Papiergeschäften und neuen Aktien. Das Haus Hahn kam obenauf. Die Bestellungen der kleinen Kaufleute liefen so massenhaft ein, daß sie gar nicht mehr ausgeführt werden konnten, in allen Winkeln des Hauses saßen Mädchen und nähten Strohbänder zusammen, der Schwefelgeruch wurde auf der Straße und in den Nachbargärten unerträglich. Herr Hummel saß des Abends auf seinem umgestürzten Rahn,

wie Napoleon auf Helena als ein überwundener Standpunkt und aufgegebener Mann. Mit zorniger Verachtung schaute er auf den Taumel der Menschheit. Wiederholt forderten ihn seine Bekannten auf, die große Bewegung auf sich wirken zu lassen, Mitglied zu werden von irgend einer Gesellschaft, eine Bank zu gründen, Kohlen zu graben, Eisen zu schmelzen. Er wies alle diese Zumuthungen kurz von sich ab. Wenn er in seine thatlosen Werkstätten ging, welche sich fast nur durch den Kampf gegen Motten erhielten, und sein Buchhalter eine Vermuthung über die nächsten Pariser Hutformen wagte, so lachte er wild und entgegnete: „Ich verbitte mir jede Muthmaßung über die Deckel, welche die Leute brauchen werden, wenn dieser Schwindel aufhört. Wollen Sie aber durchaus die nächste Mode wissen, so will ich sie Ihnen andeuten. Pechklappen werden die Leute tragen. Ich wundere mich, daß Sie noch an Ihrem Pulte sitzen. Warum machen Sie es nicht wie andere Ihrer Collegen, welche jetzt überall in den Weinhäusern liegen?“

„Herr Hummel, das erlauben mir meine Mittel nicht,“ versetzte der gedrückte Mann.

„Ihre Mittel,“ rief Hummel, „wer fragt jetzt danach? Schwefelhölzer sind so gut wie baar Geld, die Eckensteher machen Wechselgeschäfte und schenken einander ihre Brustbilder. Warum leben Sie nicht wie der Buchhalter Knips von drüben? Als ich meiner Frau beim Italiener eine Apfelsine kaufte, sah ich ihn in der

Hinterstube sitzen, mit einer Flasche Champagner in Eis. Warum setzen Sie sich nicht auch in's Eis in dieser hitzigen Zeit? Es ist Alles ein greulicher Schwindel geworden, ein Sodom und Gomorrha, das Strohfeuer brennt, aber es wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Herr Hummel schloß sein Comtoir und schritt im Zwielicht nach dem Stadtpark, wo er wie ein Geist an der Grenze seines Grundstücks auf- und abwandelte. Aus seinen Betrachtungen wurde er durch ein wildes Gefläß des rothen Hundes geweckt, welcher an eine umschattete Bank des Parks stürzte und wüthend in die Stiefeln und Beinkleider eines Mannes biß. Hummel trat näher, ein Männlein und ein Fräulein flogen auseinander. Hummel war Weltmann genug sich nichts merken zu lassen, aber er zog sich eilig in seinen Garten zurück und setzte dort seine Wanderung in Sturmschritt fort. „Ich hab's gewußt, ich hab's gesagt, ich habe gewarnt. Der arme Teufel.“ Dabei trat er zornig auf den eignen Buchsbaum und vergaß die Stunde des Abendessens, so daß seine Frau zweimal in den Garten rufen mußte. Auch als er bei Tische saß, finster und mit einem Wetter geladen, äußerte er eine so tiefe Menschenverachtung, daß die Frauen bald verstummten. Laura machte noch einen Versuch, das Gespräch auf die Frau Bürgermeisterin zu bringen, welcher Hummel große Verachtung bewies, so oft sie vorbei ging, aber er brach in die entsetzlichen Worte aus: „Sie ist auch nichts Besseres als ein Weib.“

„Jetzt ist's genug, Hummel,“ rief seine Frau, „dieses Benehmen ist sehr unerfreulich, und ich muß dich ersuchen deine üble Laune nicht so weit zu treiben, daß sie dich des Urtheils über weiblichen Werth beraubt. Ich kann Vieles verzeihen, aber niemals einen Frevel am Adel menschlicher Natur.“

„Bleib mir vom Leibe mit deinem menschlichen Adel,“ versetzte Hummel, stand vom Tische auf, rückte heftig den Stuhl an seinen Platz und stürmte in die Nebenzube, wo er im Halbdunkel wieder zornig auf und abschritt; denn Gabriel lag ihm sehr im Sinn. Allerdings war die gesellschaftliche Stellung dieses Mannes keine hervorragende, er war nicht Verwandter, nicht Hausbesitzer, nicht einmal Bürger. Deshalb erwog Herr Hummel, daß eine Einmischung in die geheimen Gefühle desselben ihm selbst schwerlich anstehe. Aber zu dieser Erkenntniß drang er nicht ohne Kämpfe durch. Und er vermochte die Stimme, welche in einem Winkel seines Herzens zu Gunsten Gabriels brummte, durchaus nicht zum Schweigen zu bringen.

Unterdeß saßen die Frauen an dem verstörten Tisch. Laura sah finster vor sich nieder, ihr waren solche Szenen nicht neu, und sie wurden ihr immer schmerzlicher. Die Mutter aber war über den unverhohlenen Zorn gegen die Frauenwelt sehr bestürzt und versank unter den Wogen sturmbewegter Gedanken. Sie kam endlich zu der Ueberzeugung, daß Hummel eifersüchtig sei. Das war sehr lächerlich, und es gab durchaus keine erträg-

liche Veranlassung zu solcher Leidenschaft. Aber die Einfälle der Männer waren von je unberechenbar. Der Mime war den Tag vorher auf ihren Wunsch erschienen, er war sehr unterhaltend gewesen, Braten und Wein hatten ihm vortrefflich geschmeckt und er hatte ihr beim Abschiede mit kühnem dramatischem Blick die Hand geküßt. War es möglich, daß dieser Blick das Unheil angerichtet hatte? Jetzt ging auch Frau Hummel auf und ab, sah im Vorbeigehen nach dem Spiegel und beschloß als tapfere Hausfrau ihrem Mann noch heut Abend seine Thorheit vorzuhalten. „Geh hinauf, Laura,“ sagte sie leise zu ihrer Tochter, „ich habe mit deinem Vater allein zu sprechen.“

Laura nahm schweigend den Leuchter und trug ihn auf ihren Geheimtisch, sie stellte sich an das Fenster und sah nach dem Nachbarhause hinüber, wo die Lampe des Doctors durch die Vorhänge schimmerte. Sie rang die Hände und rief: „Fort, fort von hier, das ist die einzige Rettung für mich und ihn.“

Unterdeß hatte Frau Hummel das Nachtmahl abräumen lassen, sie sammelte noch einmal Muth zu der bevorstehenden schweren Stunde und trat endlich an die Thür des Nebenzimmers, in welchem Herr Hummel noch immer umtobte. „Heinrich,“ begann sie feierlich, „bist du jetzt im Stande, den Fall, welcher dir alle Haltung geraubt hat, ruhig zu betrachten?“

„Nein,“ rief Hummel, und warf einen Stiefel an die Thür.

„Ich kenne die Veranlassung deines Zorns,“ fuhr Frau Hummel fort und blickte verschämt vor sich nieder. „Darüber bedarf es keiner Erklärung. Es ist möglich, daß er sich zuweilen mit Blicken und kleinen Bemerkungen mehr herauswagt als nöthig wäre, aber er ist doch ein talentvoller und liebenswürdiger Mann, und man muß seinem Beruf etwas zu gute halten.“

„Er ist ein elender Laffe,“ rief Herr Hummel und schleuderte den zweiten Stiefel von sich.

„Das ist nicht wahr,“ rief Frau Hummel eifrig. „Aber wenn es wäre, Heinrich, selbst wenn du ihm jede Unwürdigkeit zutrauen könntest, vergiß nicht, daß in dem Herzen des Weibes Stolz und Pflichtgefühl wohnen und daß dein Verdacht eine Beleidigung gegen diese schützenden Genien wird.“

„Sie ist eine kokette einfältige Gans,“ rief Hummel und riß seine Schlafschuhe unter dem Bett hervor.

Frau Hummel fuhr entsetzt zurück. „Diese Behandlung hat dein Weib nicht verdient. Du trittst mit Füßen, was dir heilig sein sollte. Komm zu dir, ich beschwöre dich, deine Eifersucht bringt dich dem Wahnsinn nahe.“

„Ich eifersüchtig auf solche Person?“ rief Hummel verächtlich und klopfte heftig die Asche seiner Pfeife aus. „Dann müßte ich in der That verrückt sein. Laß mich mit all dem Unsinn in Ruhe.“

Frau Hummel ergriff ihr Taschentuch und begann zu schluchzen. „Er war mir manchmal eine Erheiterung,

er erzählte Geschichten, wie ich sie in meinem Leben nie wieder hören werde, aber wenn er dich so aufregt, daß alle Vernunft deiner Seele schwindet, und du deine Frau durch die unwürdigsten Vögelnamen beschimpfst — ich habe manches Opfer gebracht in unserer Ehe, auch er soll noch am Altar des häuslichen Friedens fallen. Nimm ihn hin, er soll nie wieder eingeladen werden.“

„Wer ist Er?“ frug Hummel.

„Wer sonst als unser Komiker?“

„Wer ist sie?“

Frau Hummel sah ihn mit einem Blick an, der unzweifelhaft machte, daß sie selbst die Dame war.

„Ist es möglich?“ rief Hummel erstaunt. „So schwimmen wir Aepfel? Warum willst du deinen Theaterhanswurst am häuslichen Altar schlachten? Setze ihm lieber etwas Geschlachtetes vor, das wird für alle Theile bequemer sein. Sei ruhig, Philippine. Du bist manchmal undeutlich in deinen Reden und du machst zu viel Geflatsch, du hast deine Theatergespinste im Kopfe und du hast deine Launen und confusen Einfälle, aber im Uebrigen bist du meine brave Frau, auf die ich nichts kommen lasse, weder vor Andern, noch in meinen Gedanken. Und jetzt fahre mir nicht mehr vor dem Lichte herum, denn ich habe mich entschlossen und ich will ihm einen Brief schreiben.“

Während Frau Hummel sich betäubt auf das Sopha setzte, und überlegte, ob sie durch das Lob ihres

Gatten gekränkt oder beruhigt sein dürfe, und ob sie sich selbst nährisch getäuscht, oder ob Heinrichs Wahnsinn nur die neue furchtbare Form der Bonhommie angenommen habe, schrieb Herr Hummel wie folgt:

„Mein guter Gabriel, gestern, den 17. hujus, Abends 7^{3/4} Uhr, sah ich auf der Bank Numero 4 der Waldwiese die Dorothee von drüben und Knips junior zusammensitzen. Da Speihahn attackirte, flohen sie auseinander. Dies zur Warnung und weitem Beschlußfassung. Ich bin bereit, nach Ihrer Ordre zu verfahren. Stroh, Gabriel! Ihr affectionirter H. Hummel.“

Zu gleicher Stunde mit diesem Schreiben flog ein Brief Lauras an Ilse in den Pavillon. Recht kummervoll schrieb die treue Seele. Die kleinen Händel des Hauses und der Nachbarschaft kränkten sie mehr als nöthig war, von dem Doctor sah sie wenig, und was ihr den bittersten Schmerz machte, sie hatte das letzte Lied ausgegeben, sie wußte dem Doctor nichts mehr zu senden und wollte die Correspondenz ohne Beilage fortsetzen. Verwundert las Ilse einen Satz, dessen Sinn ihr nicht recht verständlich war. „Ich habe mir bei Fräulein Jeanette Erlaubniß ausgewirkt, einzelne Lehrstunden in ihrer Anstalt zu geben, ich will nicht länger ein unnützer Broteffer sein. Seit ich dich aus meiner Nähe verloren, ist es um mich kalt und öde, mein einziger Trost bleibt, daß ich wenigstens vorbereitet bin, auch in die Fremde zu fliegen und dort die Körnchen ein-

zusammeln, welche ich zur Fristung meines Lebens brauche."

"Wo ist mein Mann?" frug Ilse ihr Mädchen.

"Der Herr Professor ist zu Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin gegangen."

"Rufen Sie Gabriel."

"Er hat eine traurige Nachricht erhalten, er sitzt auf seiner Stube."

Gleich darauf trat der Diener mit verstörtem Wesen ein. „Was ist geschehen, Gabriel?" frug Ilse erschrocken.

"Es ist nur in meinen eigenen Sachen," versetzte Gabriel mit bebender Stimme, „es ist keine gute Nachricht, welche mir dies Papier zugetragen hat." Er griff in den Rock und holte Hummels zerknitterten Brief hervor, wandte sich ab und legte den Kopf auf das Holz des Fensters.

"Armer Gabriel," rief Ilse. „Aber noch ist eine Erklärung möglich, welche das Mädchen rechtfertigt."

"Ich danke Ihnen für den guten Glauben, Frau Professorin," versetzte Gabriel feierlich, „aber dieser Brief meldet mein Unglück. Der ihn geschrieben hat, ist zuverlässig wie Gold. Ich wußte Alles, bevor ich ihn erhielt. Sie hat mir auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet, sie hat mir die Briestasche nicht geschickt, und gestern gegen Abend, als ich draußen umherging und grade an sie dachte, flog neben mir eine Lerche in die Höhe und sang mir ein Lied, das mir Gewißheit gab."

„Das ist Thorheit, Gabriel, Sie dürfen nicht dadurch Ihr Urtheil bestimmen lassen, weil Ihnen zufällig bei einem Vogel trübe Gedanken kommen.“

„Es war deutlich, Frau Professorin,“ versetzte Gabriel traurig. „Grade als die Lerche aufflog und ich an die Dorothee dachte, fielen mir Worte ein, die ich als Kind gehört hatte und seit der Zeit nicht wieder. Es ist kein Aberglaube dabei und ich kann Ihnen den Spruch erzählen: Lerche, liebe Lerche, hoch über dem Rauch, was hast du mir Neues zu sagen? Dieser Gedanke kam mir, und darauf vernahm ich so deutlich, als wenn mir Jemand die Antwort ins Ohr spräche: Zwei Verliebte seh' ich am Haselstrauch, den dritten hör' ich klagen, zwei treten über den Stein in das geweihte Haus, der dritte sitzt allein und wischt sich die Augen aus.“ Gabriel fuhr nach seinem Taschentuch. „Das war eine sichere Vorbedeutung, die Dorothee verleugnet mich.“

„Gabriel, ich fürchte, sie war immer ein Flattergeist,“ rief Ilse.

„Sie hat selbst ein Herz wie ein Vogel,“ entschuldigte Gabriel, „sie ist keine ernste Person und hat die Art, Alle freundlich anzulachen. Das wußte ich. Aber, daß sie fröhlich und sorglos war und angenehm scherzte, hat sie mir lieb gemacht. Es war ein Unglück für mich und sie, daß ich von ihr weggehen mußte, grade, da sie ihr Gemüth auf mich richtete und die Andern abhielt, welche hübsch gegen sie thaten. Denn ich weiß, der

Buchhalter hatte schon lange ein Auge auf sie, er hatte ihr Aussicht gemacht, sie zu heirathen, und das war eine bessere Versorgung, als ich ihr geben konnte.“

„Hier muß etwas geschehen,“ rief Ilse. „Wollen Sie nach der Stadt zurück und selbst zum Rechten sehen? Mein Mann wird Ihnen sogleich die Erlaubniß geben. Vielleicht ist es doch nicht so schlimm.“

„Für mich ist es so schlimm, als es sein kann, Frau Professorin. Wollen Sie die Güte haben und für die Dorothee sorgen, daß sie nicht unglücklich wird, so danke ich Ihnen von Herzen. Ich will sie nie wieder sehen. Ja, Frau Professorin, hat man Jemanden lieb, soll man ihn nicht allein lassen, wenn er in Versuchung ist.“

Ilse versuchte zu trösten, aber sie fühlte die Worte Gabriels tief in ihrem Herzen. „Der Dritte sitzt allein,“ klagte es in ihr fort.

Sie stand wieder allein im Saal und sah scheu auf die fremden Wände. Aller Schmerz, der je in diesem Raume eine Menschenseele bewegt hatte, Eifersucht und verletzter Stolz, fieberhafte Erwartung und hoffnungsloses Sehnen, Trauer um zerstörtes Glück und Grauen vor der Zukunft, Schrei der Angst und Stöhnen eines gequälten Gewissens, herbe Mispötone aus ferner Vergangenheit, längst verhallt, zerflossen, verweht, sie sandten heut einen undeutlichen zitternden Nachklang in das arglose Herz des Weibes. „Es ist unheimlich hier, und wenn ich in Worte fassen will, was mich

ängstigt, so versagen sie. Ich bin keine Gefangene, und doch umgiebt mich die Luft eines Kerkers. Der Kammerherr ließ sich seit Tagen nicht sehen, und der Prinz, der sonst zu mir sprach wie zu einer Freundin, kommt selten, nur auf Minuten, und dann ist es schlimmer, als ob er nicht da wäre. Er ist gedrückt wie ich, und sieht mich an, als fühle er dieselbe namenlose Angst. Und sein Vater? Wenn er vor mich tritt, ist er ein freundlicher Herr, dem man gut sein könnte, und sobald er mir den Rücken wendet, verzerren sich vor meiner Seele die Züge seines Antlitzes. Es thut nicht wohl, den Großen der Erde nahe zu sein, sie neigen sich einem zu, öffnen ihre Seele wie gute Freunde, und kaum fühlt man die Erhebung, daß das Höchste einem so großes Unrecht gewährt, dann ziehen sich die neckenden Geister plötzlich wieder in ihr unsichtbares Reich zurück, und man kummert sich, denkt an sie und regt sich auf. Solch Leben nimmt den Frieden.“

„Felix sagt, man soll nicht sorgen um diese Sorgenlosen. Wie kann man Antheil und Sorge meiden, wenn ihrer Seele Wohlfahrt ein Segen für Alle ist?“

„Ist es nur darum, Mse,“ frug sie, „daß die Gedanken ruhelos fliegen? Oder ist es Stolz, bald verletzt und bald wieder geschmeichelt, ist es Angst um Geliebtes, das sie mir in der Stille entreißen wollen?“

„Weshalb hangt mir um dich, mein Felix? Warum zage ich, weil er hier ein Weib gefunden hat, das seinem

Geiſte ebenbürtig iſt? Bin ich es nicht auch? An ſeinem Licht bin ich heraufgewachſen, ich bin nicht mehr die unwiſſende Landfrau, die er ſich einſt von den Heerden geholt hat. Fehlt mir auch der lockende Reiz der vornehmen Dame, was kann ſie ihm mehr geben als ich? Er iſt kein Knabe und er weiß, daß ich jede Stunde nur für ihn lebe. Ich verachte euch, ihr kläglichen Bilder, wie habt ihr Zugang zu meiner Seele gefunden? Ich bin keine Gefangene dieſer Wände, und wenn ich hier weile, wo ihr Macht habt über die Menſchen, ich bleibe um ſeinetwillen. Man ſoll nicht verlaſſen, den man liebt, das Wort iſt auch für mich geſprochen. Aber meines Vaters Kind ſißt nicht kläglich in der Kammer und wiſcht ſich die Augen, wenn der Geliebte auch einmal mit einer Prinzessin unter dem Haſelſtrauch ſißt.“

Gabriel ſchlich in einem abgelegenen Theil der Anlagen dahin, da fühlte er einen Schlag auf der Schulter, Prinz Victor ſtand hinter ihm. „Freund Gabriel?“ „Zu Befehl, Hoheit.“ „Wo gedient?“ „Blaue Huſaren.“ „Gut,“ nickte der Prinz, „wir ſind von derſelben Waſſe. Ich höre, Sie ſind ein zuverläſſiger Bursch. Wo fehlt's Ihnen?“ Er zog ſeine Börſe heraus. „Wir theilen, nehmen Sie, was Sie brauchen.“

Gabriel ſchüttelte den Kopf.

„Dann ſind die Weiber ſchuld,“ rief der Prinz, „das iſt ſchlimmer. Iſt ſie ſtolz?“ Gabriel verneinte. „Iſt ſie ungetreu?“ Der arme Bursch wandte ſich ab.

„Bei den Eltern bin ich leider ein schlechter Fürsprecher,“ sagte der Prinz theilnehmend, „das Geschlecht der Väter gönnt mir wenig Zutrauen. Wenn's aber gilt, einem Mädchen in's Gewissen zu reden, dann rufen Sie mich.“

„Ich danke für den guten Willen, Hoheit, mir ist nicht zu helfen. Das muß hinunter gearbeitet werden.“ Er wandte sich wieder ab.“

„Pfui, Kamerad, haben Sie den Soldatenspruch vergessen: Alle gern haben, Eine lieben, sich um Keine grämen? Wird ja einmal das Herz schwer, so muß man nicht allein umherlaufen, wie Sie thun. In Ermangelung eines andern Gefährten nehmen Sie vorläufig mit mir vorlieb.“

„Das ist zu viel Ehre,“ sagte der arme Gabriel, nach der Mütze greifend.

Der Prinz hatte ihn während dieser Reden von dem offenen Wege abgeführt in ein dichtes Gebüsch, er setzte sich jetzt auf die Wurzel eines alten Baumes und wies mit einer Handbewegung Gabriel an den nächsten Stamm.

„Hier liegen wir im Versteck, Sie sehen dort hinaus, ich hier auf den Weg, daß uns Niemand überrascht. Wie gefällt Ihnen Ihr Quartier? Haben Sie gute Bekannte gefunden?“

„Ich meine, es ist klug, hier Niemandem zu trauen,“ antwortete Gabriel vorsichtig.

„Nun,“ versetzte der Prinz, „ich bin nicht von hier,

ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit mir eine Ausnahme machen. Nehmen Sie an, wir säßen im Felde, an demselben Feuer und tranken aus einer Feldflasche. Sie haben Recht, es ist hier nicht Alles so sicher wie es aussieht. Das nächtliche Rumoren im Schlosse gefällt mir auch nicht. Sie haben davon gehört?“ Gabriel bestätigte lebhaft. „In solchem altem Schloß,“ fuhr der Prinz behaglich fort, „sind manche Thüren, die Wenige kennen, vielleicht auch Gänge in der Wand. Ob's Geister sind oder etwas Anderes, wer weiß es. Das schleicht daher und kommt auf einmal hervor, wo man nicht dran denkt, und wenn man grade sein Nachthemd angezogen hat, öffnet sich eine geheime Thür, oder eine Diele des Fußbodens steigt in die Höhe, und eine verdammte Erscheinung schwebt herauf, räumt ab, was auf den Tischen ist, und ehe man sich besinnt, ist's wieder verschwunden.“

„Wer's leidet, Hoheit,“ versetzte Gabriel tapfer.

„Ja, wer sich zur Wehr setzen könnte,“ lachte der Prinz, „es streckt die Hand aus und man ist unbeweglich, es hält dem Schlafenden einen Schwamm vor die Nase und er erwacht nicht.“

Gabriel horchte hoch auf.

„Die Leute erzählen, auch in Ihrem Pavillon soll's nicht geheuer sein,“ fuhr der Prinz fort. „Es wäre doch gut, wenn ein sicherer Mann einmal in der Stille Alles durchsuchte. Findet man einen Zugang, der nicht in Ordnung ist, so sperrt man ihn mit einer Schraube

oder mit einem Kiegel zu. Es ist freilich unsicher, ob man etwas findet. Denn dergleichen Teufelswerk ist schlau angebracht.“

Er winkte bedeutsam zu Gabriel, der gespannt auf ihn starrte.

„Das ist nur ein Gedanke von mir,“ sagte der Prinz, „wenn aber ein Soldat in fremdem Quartier liegt, so sieht er sich nach einer Sicherheit um für die Zeit, wo seine Leute schlafen.“

„Ich verstehe Alles,“ versetzte Gabriel leise.

„Man muß Andern nicht unnöthige Angst machen,“ fuhr der Prinz fort. „Aber in der Stille thut man seine Pflicht als braver Junge. Ich sehe, das sind Sie.“ Der Prinz erhob sich von seiner Baumwurzel. „Können Sie mich einmal brauchen, oder hätten Sie mir etwas zu sagen, was Niemand sonst zu wissen braucht, ich habe einen Burschen, den mit dem großen Schnauzbart, einen guten stillen Menschen, machen Sie seine Bekanntschaft. Im Uebrigen pflegen Sie sich hier. Da lungert ja bei Ihnen noch ein Lakai herum, ist ein Gang zu thun, so kann der ihn abmachen. Es ist gut für eine Herrschaft, wenn in fremdem Hause immer ein zuverlässiger Mann zur Hand ist. Guten Tag, Kamerad. Hoffe, ich habe Sie auf andere Gedanken gebracht.“

Er entfernte sich, Gabriel blieb in tiefem Nachdenken zurück. Die Neckerei des Prinzen hatte den treuen Mann aus seinem Schmerz aufgerüttelt, er wirthschaftete jetzt den ganzen Tag geschäftig im Hause, nur des

Abends, wenn seine Herrschaft im Theater war, sah man ihn zuweilen neben dem Diener des Prinzen in geräuschloser Unterhaltung auf einer Gartenbank.

An die Wände des Pavillons heftete der Geist trüher Ahnung seine grauen Schleier, im Fürstenschloß aber wirthschaftete unterdeß ein unsichtbarer Kobold anderer Art, Große und Kleine verstörend.

Der Stall war in Bestürzung. Das liebste Reitpferd des Fürsten war ein weißer Ivenacker. Als der Reitknecht am Morgen zu dem Pferde trat, fand er ihm auf der Brust ein großes schwarzes Herz gemalt. Die schändende Farbe ließ sich nicht abwaschen, wahrscheinlich hatte der Bösewicht eine Tinctur, welche für das Haupthaar der Menschen erfunden war, zu diesem Frevel angewendet. Die Sachverständigen erklärten, nur die Zeit könne den Schaden heilen. Es war unvermeidlich, dem Fürsten Anzeige zu machen, der Herr gerieth in heftigen Zorn, strengste Untersuchung wurde angestellt. Die Nachtwache des Stalles hatte Niemand gesehen, kein fremder Fuß hatte den Raum betreten, nur der Reitknecht des Prinzen, ein schnauzbärtiger Kunde aus fremdem Volk, hatte zugleich mit der übrigen Stallbedienung ein Pferd seines Prinzen besorgt, welches dieser vor Kurzem von einem Verwandten zum Geschenk erhalten. Der Mann wurde verhört, er sprach wenig deutsch, war nach der Aussage des übrigen Personals harmlos und einfältig, es war durchaus nichts auf ihn zu bringen. Zuletzt wurde der Stallknecht, welcher die

Wache gehabt hatte, aus dem Dienst gejagt. Er verschwand aus der Hauptstadt und wäre sehr in's Elend gekommen, wenn nicht Prinz Victor den armen Teufel in seiner Garnison untergebracht hätte.

Das Ballet gerieth in Aufruhr. In dem neuen Ballo tragico „der Nix“ hatte die Prima Ballerina Giuseppa Scarletti eine glänzende Rolle, in der sie grünseidene Höschen mit reichem Silberbesatz tragen sollte. Als sie vor der ersten Aufführung dies Garderobenstück, welches für die Rolle bedeutsam war, anlegen wollte, war die Helferin so ungeschickt, ihr dasselbe verkehrt, die Rückseite nach vorn, zu reichen. Die Dame sprach kräftig ihre Ungeduld aus, die Garderobiere drehte das Stück um, wieder war die Rückseite vorn. Das Kunstwerk wurde näherer Betrachtung unterworfen, man fand mit Entsetzen, daß es wie eine geschlossene Muschel aus zwei Hohlseiten zusammengesetzt war. Die Scarletti gerieth in Furie, dann in Thränen und nervöse Zufälle, der Regisseur, der Intendant wurden gerufen, die Künstlerin erklärte, nach dieser Schmach und Aufregung nicht tanzen zu können. Erst als Prinz Victor, den sie hochschätzte, selbst in die Garderobe kam, ihr seine tiefe Entrüstung auszusprechen, und erst als der Fürst ihr sagen ließ, daß die Kränkung aufs Strengste bestraft werden solle, gewann sie den Muth zurück, welchen die schwierige Rolle nöthig machte. Unterdeß hatte auch die elfenhafte Schnelligkeit des Theaterschneiders den Schaden ihres Kleides gebessert. Sie tanzte superb,

aber mit einem schmerzlichen Ausdruck, der ihr sehr gut stand. Schon war der Intendant froh, daß das Unglück so vorübergegangen war, schon wurde in der letzten Decoration die ganze Tiefe der Bühne erschlossen, da zeigten sich plötzlich in der Nixengrotte unter bengalischem Feuer die ausgetauschten Beinkleider, sie hingen friedlich an zwei Zacken eines silbernen Felsens, als wären sie von einem Wassergeist zum Trocknen aufgehängt. Darauf unruhige Bewegung, lautes Gelächter im Publikum, der Vorhang mußte fallen, bevor das bengalische Feuer niedergebrannt war. Alles schnob Rache, aber der Missethäter war wieder nicht zu ermitteln.

Der Dienerschaft sträubte sich das Haar. Man wußte, daß in schweren Zeiten des fürstlichen Hauses eine schwarze Dame durch Corridor und Säle schritt und daß diese Erscheinung der hohen Familie ein Unglück bedeute. Der Glaube war allgemein, selbst der Hofmarschall theilte ihn, seinem eigenen Großvater war die schwarze Frau erschienen, als dieser einst in einsamer Nacht auf die Rückkehr seines gnädigsten Herrn wartete. An einem Abend hatte sich der Hof entfernt und der Hofmarschall schritt, den Lakaien mit der Leuchte vor sich, durch die leeren Säle, dem Flügel zu, in welchem der Prinz Victor logirt war, um nach Verabredung bei diejem eine stille Cigarre zu rauchen. Plötzlich fuhr der Lakai zurück und wies zitternd in eine Ecke. Dort stand die schwarze Gestalt, das Haupt mit dem Schleier verhüllt, sie erhob drohend die Hand und verschwand durch

eine Tapetenthür. Dem Lakaien fiel die Leuchte aus der Hand, der Hofmarschall tappte im Finstern bis zum Vorzimmer des Prinzen und sank dort auf das Sopha. Als der Prinz aus seiner Garderobe eintrat, fand er die Hofcharge in einem Zustand der höchsten Alteration, selbst ein Glas Punschessenz, welches er ihm eigenhändig eingoß, vermochte den Gebeugten nicht aufzurichten. Die Kunde, daß die schwarze Dame erschienen sei, flog durch alle Räume des Schlosses, die bange Erwartung eines Unheils beschäftigte den Hofstaat und die Dienerschaft. Die Lakaien liefen des Abends im Schnellschritt durch die Corridore und erschrafen vor dem Wiederhall ihrer eigenen Tritte, die Hofdamen wollten ihre Zimmer gar nicht mehr ohne Begleitung verlassen. Auch der Fürst erfuhr davon, er zog die Augen finster zusammen und sah bei der Tafel verächtlich nach dem Hofmarschall hinüber.

Sogar die Hofdamen blieben nicht verschont. Fräulein von Lossau, welche in dem Damenschloß, einem Flügel des Palais, über den Zimmern der Prinzessin wohnte, kam zur Nacht in der glücklichsten Stimmung nach ihrer Wohnung. Prinz Victor hatte sie auffallend ausgezeichnet, er war sehr drollig gewesen und hatte ihr dabei einige Mal Gefühl gezeigt, das bei ihm selten durchbrach. Sie ließ sich von ihrem Mädchen entkleiden, und legte sich unter anmuthigen Gedanken auf ihrem Lager zurecht, Alles wurde still, sie sank in den ersten Schummer, das Bild des Prinzen gaukelte im Con-

treten vor ihr. Da, horch, ein leises Geräusch, es knisterte, Etwas strich langsam unter ihrem Bett dahin. Sie fuhr in die Höhe, der unheimliche Ton hörte auf; schon war sie im Begriff, sich selbst zu belügen, daß Alles nur eine Einbildung des Schlafes sei, da knisterte und fuhr es wieder unter dem Bett, es stieß an ihre Schlafschuhe, es kam rasselnd hervor, sie hörte ein furchtbares Stöhnen und sah beim matten Schein der Nachtlampe, daß sich eine Kugel langsam hinter dem Stuhle heranschob und vor dem Bette Halt machte. Halb bewußtlos vor Entsetzen fuhr sie aus dem Bett, berührte mit dem nackten Fuß einen fremden Gegenstand, fühlte an der Stelle einen scharfen Schmerz und sank mit einem Schrei zurück. Jetzt erhob sie im Bett gellenden Hilferuf, bis ihr Mädchen herbeistürzte und zitternd das Licht anzündete, das Fräulein wies immer noch schreiend in eine Ecke, wo die stachlige Gespensterkugel jetzt in ruhiger Furchtbarkeit verweilte und sich allmählig als ein großer Igel darstellte, der noch träumerisch von seinem Winterschlaf mit einer Thräne an der Nase dasaß. Das Fräulein wurde vor Schrecken krank. Als der Arzt am frühen Morgen zu ihr eilte, fand er Lakaien und Kammermädchen in geschlossenem Haufen vor ihrer Thür versammelt. An der Thür war ein weißes Schild von Pappe befestigt, darauf mit großen Buchstaben zu lesen: Bettina von Lossau, fürstliche Hofsipionin. Wieder wurde strengste Untersuchung befohlen, und wieder wurde der Missethäter nicht ermittelt.

Aber der neckende Geist, welcher sich unter dem Schieferdache des Schlosses einquartiert hatte, trieb nicht nur mit Hof und Dienerschaft seinen Possen, er wagte auch den Professor in gelehrter Arbeit zu stören.

Ilse saß allein und betrachtete zerstreut die Bilder zu Reinecke Fuchs, als der Lakai die Thür aufriß: „Des Fürsten Hoheit.“

Der Fürst sah über das aufgeschlagene Bild des Buches: „Das also ist die Laune, mit welcher Sie unsere Zustände betrachten. Die Satire der Blätter ist bitter, aber sie enthalten eine unvergängliche Wahrheit.“

Ilse schloß erröthend das Buch. „Die unartigen Thiere sind rohe Egoisten, das ist bei Menschen doch anders.“

„Meinen Sie?“ frug der Fürst. „Wer darüber Erfahrungen gemacht hat, wird nicht so wohlwollend urtheilen. Die zweibeinigen Thiere, welche ihre Zwecke in der Nähe des Herrschers verfolgen, sind in der Mehrzahl ebenso rücksichtslos in ihrem Egoismus und ebenso geneigt, ihre Anhänglichkeit zu betheuern. Es ist nicht leicht, ihre Ansprüche zu bändigen.“

„Neben einzelnen Argen bilden doch Bessere die Mehrzahl, bei denen das Tüchtige überwiegt,“ wandte Ilse mit bittender Stimme ein.

Der Fürst neigte artig das Haupt. „Wer Alle übersehen soll, muß die Beschränktheit jedes Einzelnen lebhaft empfinden, denn er muß wissen, wo und wie weit er ihm vertrauen darf. Solche Beobachtung frem-

der Natur, welche stets bemüht ist, das Wesen von dem Schein zu trennen, die Brauchbarkeit fremder Natur zu sondiren und dem Beobachter ein überlegenes Urtheil zu bewahren, schärft den Blick für die Mängel Anderer. Es ist möglich, daß wir bisweilen in der Stille zu streng urtheilen, während Sie, eine Frau mit warmem Gemüth, in die liebenswerthere Schwäche verfallen und das Menschenvolf allzu günstig betrachten.“

„Dann ist mein Loos doch glücklicher,“ rief Ilse und sah den Fürsten mit ehrlichem Kummer an.

„Es ist schöner und beglückender,“ sagte dieser mit Empfindung, „sich ohne Zwang seinem Gefühl hinzugeben, arglos mit den Wenigen verkehren, welche man sich frei erwählt, Unholtes durch eine leichte Wendung zu vermeiden, den Geliebten ein fröhliches Herz zwanglos zu öffnen. Wer aber in der kalten Luft der Geschäfte zu leben verurtheilt ist, im Kampf gegen zahllose Interessen, welche einander feindlich kreuzen, der vermag diese Existenz nur zu ertragen, wenn er sein Tagesleben mit einer Ordnung umgiebt, welche ihm wenigstens eine gehäufte Last des Unwillkommenen fern hält und die Füchse und Wölfe zwingt, ihre harten Köpfe zu beugen. Solche Ordnung des Hofes und der Regierung ist kein vollkommenes Werk, oft wird darüber geklagt, vielleicht wurde Ihnen selbst Gelegenheit zu bemerken, daß Brauch und Etikette eines Hofes nicht ohne Härte sind. Dennoch sind sie nothwendig. Denn sie erleichtern uns den Rückzug und erhalten uns in einer

gewissen Isolirung, dadurch aber helfen sie uns die innere Freiheit bewahren.“ Ilse sah vor sich nieder.

„Doch glauben Sie mir,“ fuhr der Fürst fort, „auch wir bleiben Menschen, wir möchten uns gern der Stunde warm hingeben, und mit Solchen, die uns werth geworden, zwanglos zusammenleben. Wir müssen uns oft resigniren, und wir erleben Augenblicke, wo solche Entsagung sehr schwer wird.“

„Aber innerhalb der hohen Familie fallen diese Rücksichten doch weg,“ rief Ilse. „Der Vater und seine Kinder, die Geschwister untereinander, diese heiligen Verhältnisse dürfen niemals gestört werden.“

Die Miene des Fürsten verfinsterte sich. „Auch sie leiden in der exponirten Stellung. Man lebt nicht zusammen, man sieht sich weniger allein, und häufig von Andern beobachtet. Jeder kommt zum Andern aus seinem besonderen Kreise von Interessen, aus einer Umgebung, die ihn beeinflusst, und die ihm vielleicht das Zutrauen zu seinen nächsten Verwandten mindert. Mein Sohn ist Ihnen bekannt. Er hat alle Anlage zu einem gutherzigen offenen Menschen, Sie werden bemerkt haben, wie argwöhnisch und versteckt er geworden ist.“

Ilse vergaß kluge Gedanken und fühlte sich wieder ein wenig stolz als Vertraute.

„Verzeihung,“ rief sie, „das habe ich nie gefunden, er ist nur schüchtern und zuweilen ein wenig ungelent.“

Der Fürst lächelte. „Sie haben neulich eine An-
Freitag, Handschrift. II. 28

sicht darüber ausgesprochen, was seiner Zukunft vortheilhaft sein würde. Er soll einmal die Geschäftsführung großer Familiengüter übersehen, ihm wäre allerdings gut, wenn er die Arbeit des Landwirths aus eigener Anschauung kennen lernte. Er fühlt sich ohnedies am Hofe nicht wohl.“ Ilse nickte mit dem Kopfe. „Auch das haben Sie schon bemerkt?“ frug der Fürst heiter.

Ich will meinem Prinzen doch Gutes rathen, dachte Ilse, wenn es ihm auch nicht ganz bequem ist. „Dann wage ich zu sagen,“ rief sie, „daß jetzt gerade die beste Zeit gekommen ist. Denn, gnädigster Herr, er muß doch die Frühjahrsbestellung lernen, und die ist in vollem Gange, er kommt nur noch zur Gerste zurecht, da darf man nicht aufschieben.“

Dem Fürsten gefiel dieser Eifer sehr. „Nicht so leicht ist der Ort gefunden,“ sagte er.

„Wenn Ew. Hoheit hier in der Nähe eine Domäne haben, wobei ein Schloßchen ist.“

„Dann könnte er recht oft nach der Stadt kommen,“ versetzte der Fürst mit rauher Stimme.

„Das taugt nicht,“ fuhr Ilse eifrig fort. „Er muß zuerst die Arbeit der Leute gründlich kennen und dazu regelmäßig auf dem Felde sein.“

„Einen bessern Rathgeber konnte ich nicht finden,“ sagte der Fürst in vortrefflicher Laune. „In der Nähe fehlt die Gelegenheit. Ich habe an das Gut Ihres Vaters gedacht.“

Ilse stand überrascht auf. „Aber unser Hauswesen

ist gar nicht eingerichtet, einen solchen Herrn aufzunehmen," versetzte sie mit Zurückhaltung. „Nein, gnädigster Herr, die bürgerliche Ordnung unserer Familie würde nicht für die Ansprüche eines jungen Fürsten passen. Ich schweige von andern Bedenken, die mir früher unbekannt waren, und die mir erst hier auf die Seele gefallen sind. Deshalb, wenn ich nach meinem Gefühl sprechen darf, bin ich der Meinung, daß dies aus vielen Gründen nicht gut angeht."

„Es war nur ein Gedanke," versetzte der Fürst in der glücklichsten Stimmung. „Der Zweck würde sich vielleicht erreichen lassen, ohne Herrn Bauer unbillig zu beengen. Meine Absicht war," fuhr er mit ritterlicher Artigkeit fort, „Ihnen und Ihrem Vater einen offenkundigen Beweis meiner Achtung zu geben, ich habe dazu besondere Veranlassung." Er sah Ilse bedeutsam an, sie dachte an den Geburtstag der Prinzessin.

„Ich weiß warum," sagte sie leise.

Der Fürst rückte seinen Stuhl näher. „Ihr Vater hat eine große Familie?" frug er. „Ich erinnere mich dunkel, einige rothbäckige Knaben gesehen zu haben."

„Das waren die Brüder," lachte Ilse, „es sind prächtige Jungen, gnädiger Herr, wenn ich als Schwester loben darf. Sie werden einmal Ew. Hoheit Freude machen. Noch sind sie etwas ungeleckt, aber brav und gescheut. Mein Franz hat mir erst gestern geschrieben, ich möchte Ew. Hoheit von ihm grüßen. Das kleine Kerlchen denkt, dergleichen geht nur so. Nun ich will

doch, weil es die Gelegenheit giebt, den Gruß an meinen lieben gnädigen Herrn ausgerichtet haben, es ist ein dummer Kindergruß, aber er kommt aus gutem Herzen.“ Sie nestelte an ihrer Tasche und brachte einen Brief hervor, der mit schönen Buchstaben bemalt war. „Sehen Ew. Hoheit, so hübsch schreibt das Kind. Ach, aber ich darf den Brief nicht zeigen, denn Hoheit werden darin wieder eine Bestätigung finden, daß die Menschen immer egoistische Wünsche im Hintergrund haben, wenn sie an ihren Fürsten denken. Der unglückliche Junge hat auch einen Wunsch.“

„Da haben wir's,“ sagte der Fürst.

Alse wies ihm den Brief, der Fürst faßte gnädig das Papier mit ihr an und seine Hand lag auf der ihren. „Er ist so unverschämt, Ew. Hoheit um einen großen Lederball zum Ausblasen zu bitten. Der Ball ist bereits gekauft.“

Sie sprang auf und trug einen riesigen bunten Ball herzu. „Den schicke ich noch hent, und ich schreibe ihm dazu, daß es sich gar nicht ziemt, einen so großen Herrn um etwas anzubetteln. Er ist schon neun Jahre, aber er ist noch sehr kindisch. Ew. Hoheit müssen ihm das zu Gute halten.“

Ergriffen von der unbefangenen Herzlichkeit sagte der Fürst: „Schreiben Sie ihm zugleich, daß ich ihm sagen lasse, er soll sich den heiteren Sinn und das loyale Gemüth seiner ältesten Schwester durch die Gefahren des Lebens retten. Auch ich fühle, wie sehr Ihr We-

sen denen zum Segen ist, welche das Glück haben in Ihrer Nähe zu athmen. In einem Treiben, welches mit aufreibenden Eindrücken angefüllt ist, wo Haß und Argwohn mehr von dem Frieden der Seele nehmen, als die Stunden der Ruhe zurückgeben können, habe ich mir doch Empfänglichkeit bewahrt für die unschuldige Frische eines Gemüthes wie das Ihre ist. Ich freue mich Ihrer von Herzen."

Wieder legte er seine Hand leise auf die ihre, Ilse sah beschämt durch das Lob ihres lieben Landesherrn vor sich nieder.

Da nahte ein eiliger Schritt, der Fürst erhob sich, der Professor trat ein. Er verneigte sich vor dem Fürsten und sah überrascht auf seine Frau. „Du bist nicht unwohl?" rief er fröhlich. „Verzeihung, gnädigster Herr, ich kam in Sorge um meine Frau. Ein fremder Knabe zog die Klingel am Antikentabinet und brachte die Botschaft, der Fremde möge sogleich nach seiner Frau sehen, sie sei erkrankt. Gut, daß es eine Verwechslung war."

„Ich bin dem Irrthum dankbar," versetzte der Fürst, „da er mir Gelegenheit giebt Ihnen selbst zu sagen, was ich vor Madame Werner niederlegen wollte: der Stall hat Befehl Ihnen zu jeder Stunde einen Wagen bereit zu halten, wenn Sie bei Ihren geheimnißvollen Nachforschungen eine Reise in die Umgegend wünschen." Er empfahl sich gnädig.

Der Fürst öffnete das Fenster seines Arbeitszimmers, die Luft war schwül, lange hatte die Sonne über der

frohen Erde gegläntzt, jetzt war sie verschwunden, schwere Wolken wälzten sich wie unförmliche Wasserschläuche über der Stadt und dem Schloß. Der Fürst holte tief Athem, aber die Gewitterluft preßte den Dampf aus den Essen des Schlosses herab an sein Fenster und der Rauch fuhr wie ein grauer Nebel um sein Haupt. Er riß die Thür der Gallerie auf, welche zu seinen Audienzimmern führte, und schritt hastig über den Teppich. An den Wänden hing eine Reihe Oelbilder, Köpfe schöner Frauen, denen der Fürst einmal Beachtung geschenkt hatte. Sein Blick irrte von der einen zur andern, am Ende der Reihe war noch ein leerer Platz, er blieb davor stehen und seine Phantasie malte ein Bild hin mit blonden Haaren und einem treuherzigen bürgerlichen Nicht in den Augen, rührend wie keines der andern Gesichter.

„So spät,“ klang es in ihm. „Es ist die letzte Stelle, und es ist das stärkste Gefühl. Thoren, die uns sagen, daß die Jahre gleichgültig machen. Wenn sie mir begegnet wäre am anderen Ende,“ er sah die Gallerie hinab, „bei dem Beginn meines Lebens, als ich noch vor einem Rosenstrauch sehnsüchtig an die Wangen des Mädchens dachte und durch den Gesang einer Grasmücke empfindsam gerührt wurde, hätte damals ein solches Weib mir schützend erhalten, was ich für immer verlor.“

„Unnütze Frage, die um Vergangenes sorgt. Festhalten muß ich für die Gegenwart, was in den Bereich meiner Hand gekommen ist. Der schwache Jüngling ist

ihr gleichgültig, aber sie selbst fühlt sich hier unheimlich, und wenn sie sich mir entwindet, ich bin ohnmächtig sie zurück zu halten. Ich bleibe allein, täglich dieselben gelangweilten Gesichter, deren Gedanken man kennt, bevor sie ausgesprochen werden, denen man ansieht, bevor sie den Mund öffnen, was sie für sich wollen und wie sie sich vorbereiten eine Empfindung zu lügen. Was sie von Witz und Willen haben, das arbeitet in der Stille gegen mich; was ich von ihnen erhalte, ist nur der künstliche Schein des Lebens. Es ist traurig ein Meister zu sein, vor dem sich lebendige Seelen in Maschinen verwandeln, Jahr aus Jahr ein die Klappen am Kopf zu öffnen und das Räderwerk zu betrachten. Ich selbst habe es ihnen eingesetzt," lächelte er, „aber mich langweilt meine Arbeit."

„Ich weiß," murmelte er, „daß unter diesen künstlichen Uhren der Zweifel kommt, ob meine unselige Kunst sie zu Vögeln der Menschennatur gemacht hat, oder ob ich selbst nur ein Automat bin, welcher aufgezogen nicht und gedankenlos dieselben gnädigen Worte wiederholt. Ich weiß, es giebt Stunden, wo ich über mich selbst die Achseln zucke, wenn ich als Pantalon oder Bramarbas auf der Bühne stolziere, ich merke den Draht, der meine Gelenke bewegt, ich fühle ein Gellüst, meinen eigenen Kopf in den Schraubstock zu stellen und zu bessern, was in mir schadhast wurde, und ich sehe einen großen Kasten geöffnet, in den man mich wirft, wenn meine Rolle ausgespielt ist."

„O,“ stöhnte er aus tiefer Brust, „ich weiß, daß ich wirklich bin, wenn nicht bei Tage, doch bei Nacht. Keinen von meiner Umgebung quälen die einsamen Stunden wie mich, ihnen pocht's nicht fieberheiß an die Schläfe, wenn sie sich in den Winkel legen, nachdem ihr Tageswerk abgesehnurrt ist.“

„Wo habe ich Freude zwischen den Ledertapeten dieser Räume oder unter den alten Schildeereien der Mutter Natur? Lachen ohne Freude, Zorn über Nichtigkeiten, Alles kalt, gleichgültig, seelenlos.“

„Nur in den seltenen Augenblicken, wo ich bei ihr bin, fühle ich mich wie ein anderer Mensch, dann empfinde ich, daß flüssiges Blut in meinen Adern rollt. Wenn sie in ihrer ehrlichen Einfalt von dem Vielen spricht, was sie liebt und worüber sie sich freuen kann, die Frau mit dem Kinderherzen, dann werde auch ich wieder jung wie sie. Sie erzählte von ihrem Bruder Krauskopf. Ich sehe den Knaben vor mir, ein draller Bursch, mit den Augen seiner Schwester, ich sehe wie der kleine Dummkopf in sein Butterbrod beißt, und mir ist das so beweglich, als läse ich eine rührende Geschichte. Ich möchte den Jungen zu mir heraufheben, als wenn ich sein guter Vetter wäre.“

„Sie selbst ist wahr und gradsinning, es ist ein klares Gemüth und hinter ruhiger Milde birgt sich die starke Leidenschaft. Wie sie auffuhr gegen meinen Voten, den armen Widder Bellhn, der ihr den Adelsbrief in der Tasche zutragen sollte! Sie ist ein Weib, mit

der zu leben der Mühe werth ist und für die ein Mann viel thun kann, sie zu erwerben.“

„Doch was vermag ich ihr gegenüber? Was ich ihr geben kann, das gilt ihr wenig, was ich ihr nehmen muß, wie wird sie das überwinden?“ Er sah schen auf die leere Stelle der Wand. „Dort sollte einst ein anderes Bild hängen,“ rief er, „warum hängt es nicht da? Warum liegt die Erinnerung an eine Verschwundene seit alter Zeit in meinem Hirn wie ein Stein, dessen Druck ich fühle bei Tage unter den Menschen, und bei Nacht, wenn ich das müde Haupt mit meinen Händen presse? Das Weib von damals schlief in demselben Zimmer vor vielen, vielen Jahren, wo jetzt die Fremde ruht, und sie wachte nicht auf, als es klug gewesen wäre. Und da sie erwachte und zur Besinnung kam, zersprang in ihrem schwachen Geist eine Feder und sie schwand dahin, wo die Leiber fortleben ohne vernünftige Seelen.“

Ein Fieberschauer fuhr ihm durch den Leib, er schüttelte sich und sprang mit einem Satz aus der Gallerie, blickte schen hinter sich und schlug die Thür zu.

„Die rohe Leidenschaft ist verglüht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „man wird bedächtiger mit den Jahren. Festhalten will ich sie, wie es auch sei. Es ist nicht mehr die sengende Gluth der Jugend, es ist das Herz eines gereiften Mannes, das ich ihr entgegentrage. Mit fester Geduld will ich erwarten, was die Zeit mir bereitet, langsam wird diese Frucht in der warmen

Sonne reifen, ich harre aus. Aber festhalten will ich sie. Auch der Mann bei ihr wird aufmerksam, es war ein ungeschickter Vorwand, den er log, auch er entringt sich meiner Hand. Ich muß sie halten, und für diese Kinderherzen giebt es nur ein kindisches Mittel.“

Die Schelle tönte, der Diener trat ein und erhielt einen Auftrag.

Magister Kuips stand vor dem Fürsten, seine Wangen waren geröthet, in seinen Zügen arbeitete heftige Erregung.

„Haben Sie das Memorial gelesen, welches Professor Werner über die Handschrift abgefaßt hat?“ frug der Fürst herablassend. „Was ist Ihre Ansicht darüber?“

„Es ist eine ungeheure staunenswerthe Nachricht, Allerdurchlauchtigster, allergnädigster Fürst und Herr. Wohl darf ich sagen, daß ich diese Entdeckung in allen Gliedern fühle. Wenn es gelänge die Handschrift zu finden, der Ruhm wäre unvergänglich, er würde bei jeder Ausgabe, worin von Handschriften die Rede ist, bis an das letzte Ende der Welt im Vorwort erneuert werden, er müßte den Gelehrten, welchem dieser größte irdische Glücksfall zu Theil wird, auf einmal hoch herausheben über seine Mitmenschen. Auch der erhabene Fürst, dem nach Titel 22 §. 127 eines hohen Landesgesetzes unzweifelhaft das nächste Recht an dem gefundenen Schatz zusteht, Höchstderselbe würde als Protector

einer neuen Aera unserer Kenntniß des betreffenden Römers von den Zungen aller Völker gefeiert werden."

Der Fürst hörte zufrieden diesen Enthusiasmus des Magisters, der in der Begeisterung seine demüthige Haltung vergaß und pathetisch den Arm nach der Richtung ausstreckte, wo er die Strahlenkrone über dem Haupte des Fürsten schweben sah.

"Dies Alles würde geschehen, wenn man den Schatz fände," sagte der Fürst, „noch ist er nicht gefunden."

Rnips sank zusammen. „Allerdings ist der Gedanke vermessen, daß ein solches Glück einem Lebenden beschieden sei, dennoch wäre Frevel an der Möglichkeit zu zweifeln."

„Dem Professor Werner scheint viel an dem Funde gelegen," warf der Fürst gleichgültig ein.

„Derjelbe müßte nicht ein Gelehrter von gediegem Urtheil sein, wenn er nicht die Wichtigkeit dieses Gewinnstes ebenso tief empfände, als Höchstdero allerunterthänigster Diener und Knecht."

Der Fürst unterbrach den Redenden. „Herr von Weidegg hat Ihnen den Antrag gestellt in meinem Dienst zu bleiben. Sie haben angenommen?"

„Mit den Gefühlen eines geretteten Menschen," rief Rnips, „welcher Dank und Segenswünsche in unbegrenzter Verehrung zu Ew. Hoheit Füßen niederzulegen wagt."

„Haben Sie sich bereits verpflichtet?"

„In feierlichster Weise.“

„Gut,“ sagte der Fürst und hielt mit einer Handbewegung den Strom ehrfurchtsvoller Bethörung in den Lippen des Magisters zurück.

„Man hat mir gerühmt, Herr Magister, daß Sie besonderes Glück haben, dergleichen Seltenheiten aufzufinden. Glück,“ wiederholte der Fürst, „oder was dasselbe ist, Geschick. Halten Sie im Ernst für glaublich, daß die undeutlichen Spuren zu dem verlorenen Schatz führen?“

„Wer darf noch behaupten, daß ein solcher Fund unmöglich ist?“ rief der Magister. „Ja wäre mir erlaubt in tiefster Ehrfurcht meine Ansicht auszusprechen, welche wie ein Freudenschrei aus meinem Innern bricht, es ist sogar — ich darf nicht sagen wahrscheinlich — aber es ist doch nicht unwahrscheinlich, daß ein Zufall darauf führt. Jedoch wenn ich mir gestatten darf, eine ehrfurchtsvolle Erfahrung in Worte zu fassen, welche vielleicht nur Aberglaube ist, wenn sich die Handschrift findet, so findet sie sich nicht da, wo man sie erwartet, sondern irgendwo anders. So oft mir bis jetzt in meinem bescheidenen Dasein das Glück eines Fundes zu Theil geworden ist — ich erwähne nur den italienischen Homer von 1488 — so war dies immer gegen alles Vermuthen; und was Allerhöchste Huld meine Geschicklichkeit nannte, das ist, wenn ich das Geheimniß meines Glückes zu offenbaren mich unterfange, im letzten Grunde nichts als der Umstand, daß ich häufig da ge-

sucht habe, wo nach gemeiner menschlicher Vermuthung ein Schatz zu liegen keine Veranlassung hatte."

„Die Aussicht, welche Sie eröffnen, ist jedenfalls für einen Ungeduldigen nicht tröstlich,“ versetzte der Fürst, „denn das kann lange währen.“

„Generationen mögen schwinden,“ rief Knips, „aber die Gegenwart und Zukunft wird suchen, bis der Codex gefunden ist.“

„Das ist mir ein schlechter Trost,“ lächelte der Fürst, „und ich gestehe, Herr Magister, Sie täuschen durch diese Worte die heitere Erwartung, welche ich hegte, daß Ihre Spürkraft und Geschicklichkeit mir recht bald das Vergnügen machen würde, das Buch in den Händen des Professors zu sehen, das Buch selbst oder doch einen handgreiflichen Beweis seiner Existenz. Ich bin Laie in all diesen Sachen, und ich habe durchaus kein Urtheil über die Wichtigkeit, welche Sie der Entdeckung beilegen. Mir ist es zur Zeit nur um einen Scherz zu thun, oder, ich wiederhole die Worte, welche Sie mir neulich vor den Miniaturen sagten, um eine Neckerei.“

Ausdruck und Haltung des Magisters veränderten sich allmählig wie unter der Beschwörung eines Zauberers, er sank zusammen, legte das Haupt auf die Achsel und sah in ängstlicher Spannung auf den Fürsten.

„Kurz gesagt, ich wünsche, daß Herr Werner recht bald auf eine sichere Spur der Handschrift geleitet

werde, wenn es nicht möglich ist die Handschrift selbst herbeizuschaffen."

Knips schwieg und starrte auf den Sprechenden.

"Ich ersuche Sie," fuhr der Fürst nachdrücklich fort, "Ihr bereits bewährtes Talent für diesen Zweck in Thätigkeit zu setzen. Ihre Hilfe dabei müßte allerdings mein Geheimniß bleiben, denn ich möchte Herrn Werner gönnen, daß er selbst das Vergnügen empfindet einen Fund zu machen. So ist ja wohl der Ausdruck."

"Es muß eine große Handschrift sein," stöhnte Knips.

"Ich fürchte," versetzte der Fürst nachlässig, "sie ist längst in Stücke zerrissen. Nicht unmöglich, daß sich einige zerstreute Blätter irgendwo erhalten haben."

Der Magister stand wie vom Donner gerührt. "Es ist schwer, den Professor zu befriedigen."

"Um so größer wird Ihr Verdienst sein, Verdienst und Lohn."

Knips blieb zusammengesunken stehen und schwieg.

"Ist Ihre Zuversicht geschwunden, Herr Magister?" spottete der Fürst. "Es ist doch nicht das erste Mal, daß Ihnen ein solcher Fund gelingt." Er trat dem kleinen Mann näher. "Ich weiß etwas von früheren Proben Ihrer Kunstfertigkeit, und ich bin über den Umfang Ihres Talentes durchaus nicht mehr in Zweifel."

Knips fuhr zusammen, aber er fand noch keine Worte.

"Im Uebrigen bin ich mit Ihrer Thätigkeit zufrieden,"

fuhr der Fürst mit veränderter Stimme fort, „ich zweifle nicht, daß Sie nach mehrfacher Richtung verstehen werden, sich den Beamten meines Hofes nützlich zu machen und dadurch Ihre eigne Zukunft wohl zu berathen.“

„Hohe Ehre,“ jammerte Knips, und zog sein Taschentuch.

„Was die verlorene Handschrift betrifft,“ fuhr der Fürst fort, „so wird der Aufenthalt des Herrn Werner, wie ich fürchte, nur vorübergehend sein. Ihnen würde die Aufgabe zufallen, die Nachforschungen in unserem Lande fortzusetzen.“

Knips erhob sein Haupt und ein Strahl von Freude fuhr über sein verstörtes Gesicht.

„Hat die Handschrift in der That so großen Werth, wie die Herren Gelehrten meinen, so würde, im Fall nach der Abreise des Professors noch etwas zu entdecken bliebe, für Sie bei uns grade die Thätigkeit gefunden sein, welche Ihnen besonders zusagt.“

„Diese Aussicht ist die höchste und gnädigste, welche meinem Leben zu Theil werden kann,“ erwiderte Knips muthiger.

„Gut,“ sagte der Fürst, „verdienen Sie sich jetzt dieses Anrecht und versuchen Sie zunächst, was Ihre Geschicklichkeit vermag.“

„Ich werde mir Mühe geben, Ew. Hoheit zu dienen,“ versetzte der Magister, die Augen auf den Boden geheftet.

Knips verließ das Kabinet. Der kleine Mann,

welcher jetzt die Treppe hinabschlich, sah anders aus, als jener glückselige Magister, der vor wenig Minuten hinaufgestiegen war. Das bleiche Gesicht war nach vorn gebeugt und sein Auge irrte schon über die Mienen der Diener, welche ihn neugierig betrachteten. Er griff mechanisch nach seinem Hut, und er, der Magister, setzte ihn noch im Fürstenschlosse auf sein Haupt. Er trat hinaus auf den Platz, der Sturm fegte durch die Straßen, trieb Staub in Wirbeln um ihn her und jagte ihm die Rockschöße vorwärts. „Er treibt,“ murmelte Knips, „er treibt, wie kann ich widerstehen? Soll ich zurückkehren in die kalte Kammer zu meinen Correcturen, soll ich mein Leben von der Professorengnade abhängen und den stolzen Tröpfen Bücklinge machen, immer in Sorge, daß ein Zufall diesen Gelehrten verräth, wie auch ich einmal ihr Meister war und sie höhnte?“

„Hier aber ein gutes Leben, und Gelegenheit, unter Unwissenden der Klügste zu sein und ihnen unentbehrlich zu werden. Ich bin es schon jetzt, der Fürst hat sich zu mir gestellt wie ein Kamerad zum andern, und er kann, wenn ich seinen Willen thue, sich so wenig von mir scheiden, wie das Pergament von der Schrift.“

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. „Ich selbst finde den Codex,“ fuhr er zuversichtlicher fort. „Jacobi Knipsii sollertia inventum. Ich kenne das große Geheimniß, und ich will suchen Tag für Tag,

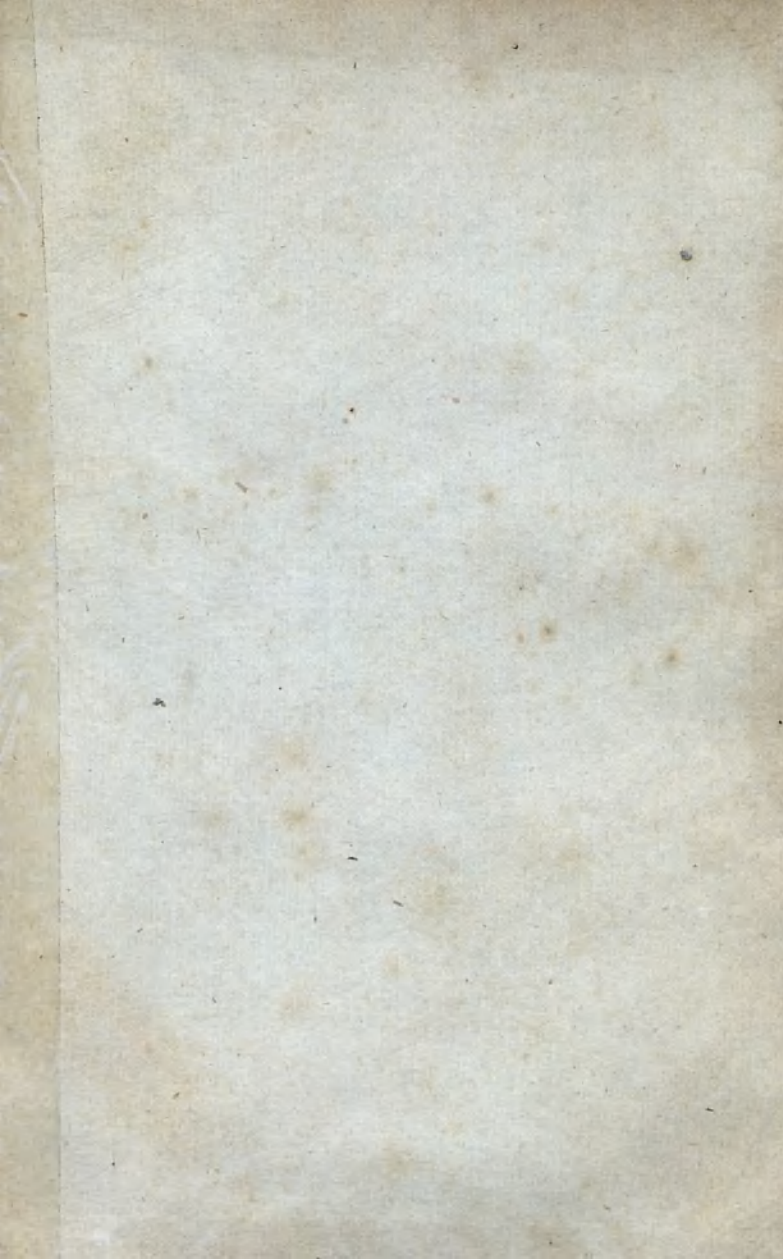
wo nur ein Kellermurm kriecht und eine Spinne ihr Gewebe anhängt. Bei mir steht es dann, ob ich den Professor zum Gehilfen nehme bei der Herausgabe oder einen Andern. Vielleicht nehme ich ihn, und er soll mir dankbar sein. Denn er findet schwerlich den Schatz, er ist viel zu vornehm, um zu horchen und zu spioniren, wo die Truhen versteckt sind.“

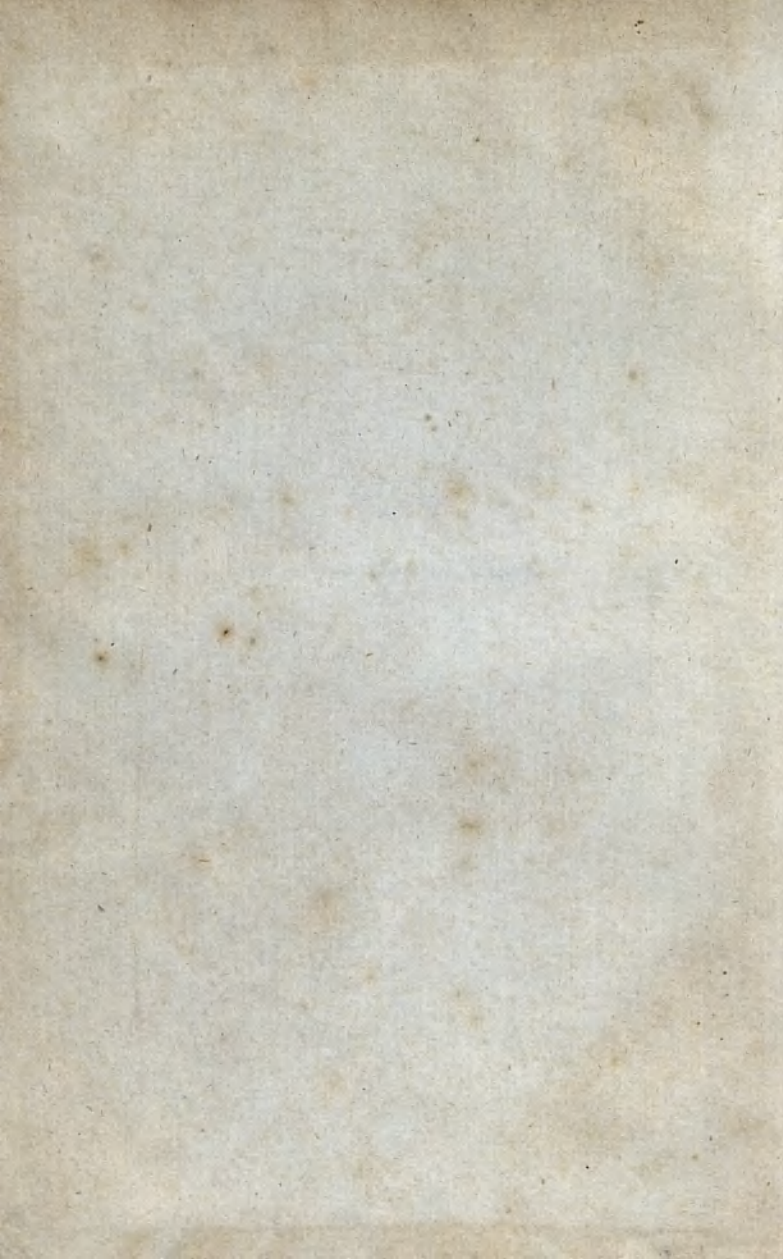
Der Magister beflügelte seine Schritte, hinter ihm pfliff der Wind in scharfen Tönen, riß vertrocknete Zweige des letzten Jahres vom Baum und warf sie an den Hut des kleinen Mannes. Schneller freisten die Staubwirbel um seinen Leib, sie bargen das schwarze Festkleid in fahlem Grau, glitten fort mit dem Schreitenden und hüllten ihn ein, daß ihm das Grün der Bäume und die Gestalten der Menschen entschwanden, und er in einer Wolke dahinlief, bedeckt mit Erdenstaub und todtten Blättern. Er aber hob wieder sein Taschentuch, senfzte und wischte den Schweiß von seinen Schläfen.



Druck von F. W. Hirschfeld in Leipzig.









Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001445642



I 402888